



Ihre Hochachtungsvoll der Herrschaft Dr. in der Hofstadt zu Berlin,
auf einer Karte mit Angabe der Lage des Ortes der Pflanzung
Dr. Dr. Dr.

Früchte aus dem Morgenlande

oder

Reise-Erlebnisse,

nebst

naturhistorisch-medizinischen Erfahrungen, einigen hundert erprobten
Arzneimitteln und einer neuen Heilart, dem

Medial-Systeme,

von

Johann Martin Honigberger,

gewesenen Leibargte der Königl. Majestäten: Kentschli-Sing, Karref-Sing, der Kani Tschendtour
Schr-Sing und Dheilb-Sing.



Vermehrte Ausgabe.

Mit zahlreichen lithographirten Tafeln:

Porträte, Pflanzenabbildungen, sonstige Natur- und Kunstprodukte, Sac simile,
Landkarte und Ansicht der Citadelle von Lahor; endlich als Anhang ein medi-
zinisches Wörterbuch in mehreren europäischen und orientalischen Sprachen.

Wien, 1853.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

من الشرق طلعت بقدره الرحمن
وار الدين و العلم و العمران

Min esch-scherk thalaat bi kudret er-rahman
envar ed-din ve el-ilm ve el-omran

Aus Osten sind aufgegangen durch die Macht des Barmherzigen
Die Lichter der Religion, die Wissenschaft und die Kultur.

61508

An den Leser.

Als Verfasser vor 2 Jahren zuerst dem deutschen Publicum seine Erlebnisse und Erfahrungen in diesem Werke mittheilte, sah er wohl ein, daß die Originalität des Gegenstandes Manchem — besonders vom ärztlichen Publicum — Anlaß geben würde, seine aufrichtigen und wohlgemeinten Mittheilungen zu verwerfen; leider hat man nicht allein Wahrheiten und Thatsachen als lächerlich und ungegründet erklärt, sondern auch noch über die Persönlichkeit losgezogen. Daraus macht sich aber ein rechtschaffenes Gewissen gar wenig, und es ist eine Freude sagen zu können, daß mitunter, besonders in Deutschland, auch günstige Kritiken von rechtschaffenen Männern über dieses Werk erschienen sind *), die den Muth des Verfassers, dasselbe auch in englischer Sprache erscheinen zu lassen verstärkten, und so hat er kürzlich in London die Uebersetzung desselben mit einigen Zusätzen und Verbesserungen unter dem Titel „Thirty- five Years in the East“ herausgegeben. Die Zusätze und Verbesserungen beziehen sich vorzüglich auf das medizinische, in 9 Spra-

*) Vergleiche G. Christ. Schmidt's Jahrbücher der in- und ausländischen gesammten Medizin. Bd. 73. Jahrg. 52. Leipzig. Nr. 1. p. 118 — 119.

chen verfaßte Wörterbuch, und die Ursache davon ist, daß Verf. in London manche Hilfsquellen fand, die ihm hier in Wien fehlten. Um die Curiosität des Publicums zu befriedigen, sind mehrere von den in neuern Zeitschriften anempfohlenen Heilmitteln als solche der englischen Ausgabe mitgegeben worden.

Ueber die Nicht-Ansteckbarkeit der Pest, Cholera und des gelben Fiebers ist man jetzt schon etwas einverstanden, und man wird sich noch vollends davon überzeugen, daß der Krankheitsstoff nicht durch unmittelbare Berührung (Contagium), sondern durch die Luft mitgetheilt wird.

Hat ja doch die neue Zeit mehrfache Beweise gegeben, daß im Medial-Systeme des Verf. manche Wahrheit enthalten ist; so haben Aerzte in ganz andern Gegenden dieselben Resultate erzielt, die sie als Product längerer Forschungen veröffentlichten. So wurde z. B. der Medical Society in London, in der Sitzung vom 10. Januar 1852 ein Memoire eines Dr. Wardrop vorgelegt, betitelt: „Ueber den Vortheil, der erzielt wird, wenn man die medizinischen Substanzen auf die Zunge legt, anstatt sie gleich in den Magen hinabzubringen.“ In der Gazette med. von Paris 1851, No. 11, und im Bulletin de Therapie 1850, vom August und September werden 5, ja selbst 4 und auch nur 3 milligrammes Arsenic als hinreichende Dosis zur Kur in Wechselfiebern und Hautkrankheiten anempfohlen; also noch bedeutend geringere Gaben als Verf. angerathen hat. Von anderer Seite wird wiederum Digitalis in Gaben von 2 Granen mit Thee gemischt als Aufguß bei Kopfweh angerathen; mit Zucker als Pastillen bereitet und auf die Zunge genom-

men, würden natürlich viel geringere Gaben hinreichend sein. Eben so versichert man, daß Nicotin, Conin, Atropin, Daturin u. schon in Dosen von $\frac{1}{84}$ eines Granes die Pulsschläge von 120 auf 80 herabgesetzt und deßhalb mit Vortheil bei Zittern, Nervenkrankheiten, Wechselstiebern u. s. w. zu benützen seien. Verf. hat mehrere animalische Stoffe als Heilmittel angewandt, und unter andern Vaccineum (d. i. zubereitete Kuhpocken-Essenz) anempfohlen; so schreibt auch ein hannoverscher Arzt, daß er die Kuhpockenkruste in 60 Fällen von Keuchhusten mit Vortheil benutzt hätte. Andere wissenschaftliche Autoritäten erwähnen, gleich dem Verf., daß Nicotin, Morphin und dergleichen kräftige Arzneien nicht einmal nöthig sind auf die Zunge oder in den Magen genommen zu werden, sondern schon ihre Einimpfungen außerordentliche Wirkungen hervorbringen; warum sucht man denn nicht sie auf die Art zu benutzen? Weil es nicht gebräuchlich ist, wird man sagen.

Der Wunsch, seinen deutschen Landsleuten einige in der englischen Ausgabe seines Werkes befindliche Verbesserungen, wenn auch nur theilweise zukommen zu lassen, bewogen den Verf. auch dieses kleine Opfer nicht zu scheuen, und so hat er den noch rückständigen Exemplaren nebst Herabsetzung des Preises auch noch Folgendes beigelegt:

1. Sieben in London lithographirte und hieher mitgebrachte Tafeln, die zur Verständigung mancher Erzählungen wichtig sind.
2. Ein vollständiges Inhaltsverzeichnis, das die Benützung des Buches wesentlich erleichtert.
3. Einige im Verlauf der Zeit entdeckte Errata.

Im Texte konnte natürlicher Weise gar nichts geändert werden. Diejenigen aber, die sich für dieses Werk interessieren, zugleich auch der englischen Sprache mächtig sind, können in derselben noch Vollständigeres haben. Darin hat Verf. in einem Gedichte über den Mißbrauch des Tabaks seine Meinung offenherzig mitgetheilt.

In der Hoffnung, dem so billig gestellten Werke durch diesen Zusatz mehr Werth gegeben zu haben, nimmt jetzt Verf. von seinen Lesern Abschied und ruft allen ihm geistig verwandten Freunden bei seiner Abreise nach Kaschmir ein herzliches Lebewohl zu. Sollte es ihm vorbehalten sein, auch zum dritten Male aus Ostindien nach Europa zurückzukehren, so wird es ihm eine wahre Freude gewähren, neue und interessante Mittheilungen als Resultat seiner unermüdeten Forschungen bekannt zu machen.

Wien im August 1852.

J. M. S.

I n h a l t.

	Seite
V orwort und Betrachtung der verschiedenen Heilarten	1
Das Medial-System, was es eigentlich ist	2
Die ägyptische und griechische Heilmethode	—
Eine Art Materia Medica der Muhamedaner	3
Die 2 verschiedene Heilsysteme; Aëdopathie und Homöopathie	—
Die starke Gaben von Medicinen sind zu meiden	9
Die sogenannten Rostrums oder Geheimmittel	—
Der Arsenik als Heilmittel nach der Bengal Pharmacopoea	10
Ueber Ranunculaceen	—
Die Flora Medica Caschmiriana	12
Das frühere und das spätere Krankenhaus in Lahor	13
Die Resultate vom Medial-Systeme	15
Wie die verschiedenen Wirkungen von Arzneien erprobt und benutzt werden können	19
Wozu eigentlich die Materia Medica dieses Werkes dient	20
Reise-Ergebnisse	23
Der Verfasser verläßt seine Heimat im Jahre 1815	—
Seereise von Barna nach Constantinopel	—
Sturm auf dem schwarzen Meere	24
Anlandung in Siffopoli	25
Ankunft in Constantinopel und Abreise in's Innere von Asien	26
Des Verfassers langwierige Krankheit in Aleppo	27
Reise nach dem heiligen Lande und nach Egypten	28
Anstellung und Kuren des Verfassers in Cairo	—
Rückkehr nach Syrien	—
Steinoperationen und Ruhpodeneinimpfungen	29
Berber, der Gouverneur von Tripoli in Syrien	30, 37
Verfassers Kuren am Libanon und an der syrischen Küste	31
Unangenehmes Ereigniß, das den Verfasser in Tripoli befallen hatte	35
Ein durch Unachtsamkeit im Braantweinhandel entstandenes Unglück	36
Krieg Abdula Pascha's mit dem Pascha von Damascus, und die Belagerung von Acri	37
Befehl Emir Beschir's, von den erlegten Tigern die Schnauzbärte einzustellen	—
Reise von Syrien nach Alexandrien und Rückkehr nach Beirut	38
Fest in Alexandrien — Reise zu den Ruinen des Sonnentempels und nach Damascus	39
Pater Tomaso, der aus Damascus verschwunden ist	—
Reise mit dem Pascha von Damascus in die Wüste	40

	Seite
Des Verfassers Zusammentreffen in Damascus mit H. De Lurda und ihre Abreise nach Bagdad	40
Einzug, Aufenthalt und Kuren in Bagdad	47
Krieg Dohud Pascha's mit den Arabern in der Wüste	49
Abreise nach Persien und Rückkehr nach Bagdad	52
Krieg der Perser mit den Russen	53
Persien, was für ein Land es ist	54
De Lurda kehrt nach Europa zurück und der Verfasser reiset nach Indien	—
Peß, Ueberschwemmung und Krieg verwüsten Bagdad und Dohud Pascha wird als Gefangener nach Constantinopel gebracht	—
Gefährliche Krankheit des Verfassers in Seitpur (Sind)	55
Reisebegebenheiten in Sind	58
Ankunft in Lahor und das Gelingen der ersten Kur	59
Reise mit Radscha Sutichet-Sing ins Gebirge	60
Verhütung der Wasserscheu	62
Die rhinoplastische Operation der Hindus	—
Das Räubergefinde die Rabengs	63
Radscha Htre-Sings Harnruhr, und das Constium	—
Weintraubenspiritus, Milchsücker, Kaffee, spanische Fliegen und verschiedene chemische Präparate, die in Lahor durch Verfasser bekannt geworden sind	—
Welchen Nutzen blasenziehende Pflaster zu leisten vermögen	64
Der Verfasser wird von einem Sonnenstich befallen	66
General Avitabile als Gouverneur von Begirabad	67
Der Verfasser findet ein Moschusthier im Pendschab	68
Dankbarkeit einer Indierin, die vom Setti (mit dem Zeichname ihres Mannes lebendig verbrannt zu werden) zurückgehalten wurde	69
Der Verfasser übernimmt die oberste Leitung der Pulverfabrik, und der Pächsenischiteri in Lahor	—
Die Alchemie oder falsche Geldprägerei eines Amerikaners in der Festung von Budscherat	—
Das Heilmittel, was es für ein Uebel ist — Entlassung und Abreise des Verfassers von Lahor	70
Mendschit-Sing, seine Person, Charakter u. s. w.	—
Kuhpockenimpfungen in Dhera Ghazi-Khan	71
Reise mit den Loanis von Dhera über Gazni nach Cabul	72
Altertümmer und Pflanzensammlungen im Afghaniistan	73
Schmerzhafter Verlust der baktrischen Papyrus-Rolle hier in Wien	—
Abreise von Cabul — Verfolgungen, Plünderungen und Arretirung	—
Ankunft in Buchara — der Minister Hoshbegi — der Missionär J. Wolff — der russische Gesandte D—	76
Die Enthauptung zweier Engländer in Buchara	77
Unglücklicher Ausgang einer Steinoperation	78
Das Gallenfieber des Emir's	79
Mittel der Orientalen gegen Cholera, Nervenfieber und Fadenwurm	81
Die beiden unglücklichen Armenier, die von der russischen Regierung nach Buchara geschickt worden sind	82

	Seite
Reise von Buchara nach Orenburg — Waaren, die aus Buchara nach Rußland gebracht wurden	84
Kumiß oder gesäuerte Pferdemilch, was das für ein Getränk ist	85
Berfasser hört in Orenburg vortheilhafte Berichte über Homöopathie	85
Reise auf den Jahrmarkt nach Nischni-Rowgorod, wo Verfasser beim Einkauf der Zebsefelle betrogen, bestohlen und arretirt wird	—
Reise nach Moskau und St. Petersburg — Verfassers Empfang bei der Großfürstin Helena	90
Ausflug nach Kronstadt dem russischen Seehafen	91
Rückreise von dem einem Kronstadt zu dem andern	92
Ankunft des Verfassers in seiner Heimat	—
Reise durch Ungarn, Oesterreich, Italien und Frankreich nach England und Rückkehr über Hamburg, Leipzig u. s. w. nach Kronstadt in Siebenbürgen	93
Berfasser besucht den Doctor Habnemann in Paris	94
Rückkehr nach Wien 1836, wo Verfasser von der Cholera befallen wird	95
Abreise von Wien über Kronstadt, Bucearest und Galatz nach Constantinopel	—
Behandlung der Pest in Constantinopel	97
Eine Armenierin kurtzt den jezigen Sultan Abd-ul-Medschid von einer gefährlichen Krankheit	100
Berfasser tritt die Rückreise nach Labor über Egypten an und bekümmert in Indien die Pest	101
Ankunft in Labor, wo Rentschit-Sing stark krank war	105
Der Maharadscha läßt sich die Medizin vom Verfasser in seiner Gegenwart zubereiten	106
Besserung des Patienten — Belohnung — Rückfall — Ärztliches Consilium und Tod Rentschit-Sing's	107
Verbrennungs-Ceremonie des Leichnams nebst 11 lebendigen Frauenzimmern	110
Thronbesteigung Karrel-Sing's, Ermordung Tschet-Sing's und Usurpation des Throns durch den Kronprinzen No-Rebal-Sing	113
No-Rebal-Sing und Mia Udum-Sing werden durch eine herabgestürzte Mauer erschlagen	114
Die Rani Tschend-Kour kömmt auf den Thron und wird von ihren Sklawinnen ermordet	116
Bürgerkrieg, der zu Schir-Sing's Thronbesteigung führte	117
Ermordung Schir-Sing's, Pertab-Sing's und Dhyan-Sing's	119
Die Rebellen werden in der Festung von den Truppen belagert, besiegt und vertilgt, Dhelsib-Sing auf den Thron gesetzt und Hire-Sing zum Begiren ernannt	—
Dhyan-Sing's Leichnam wird mit 13 lebendigen Frauenzimmern verbrannt	120
Hire-Sing wird nebst Gefolge auf der Flucht umgebracht	—
Des Verfassers Rettung vom Schauplatze der Ermordung Schir-Sing's	121
Dschela Pindet schickt die in dem Dienste der Sikhen befindliche Europäer weg	122
Dschowabar-Sing stellt den Verfasser sofort wieder an	124
Ermordung Dschowabar-Sing's	—
Gulab-Sing als Staatsgefangener in Labor	125
Berfasser heilt einen Braminen, der sich den Bauch aufgeschlitzt hat	127
Die Rani macht ihren Liebhaber Lal-Sing zum ersten Minister	—
Lal-Sing beginnt den Krieg mit den Engländern am Satteludsch	129
Gulab-Sing gibt 18 gefangene Engländer dem Verfasser ins Haus zur Besorgung	133
Die Engländer sind die Sieger, sie kommen nach Labor und theilen das Land	—
Gulab-Sing wird zum Maharadscha von Kaschmir ernannt	134

	Seite
Sir G. Lawrence bleibt als englischer Resident in Lahor	134
Aufbruch in Lahor und Entdeckung einer Conspiration gegen die Engländer	135
Er mordung zweier Engländer in Multan — Aufstand — blutige Kriege — die Sikhs werden abermal geschlagen, verlieren das Land und der Verfasser wird mit einer Pension weggeschickt	136
Hakir Haridas	137
Hakir, der keine giftigen Schlangenbisse befürchtete	142
Die Schlangenliebe, eine besondere und merkwürdige Krankheit	147
Versuche mit Verfassers Medial-System	150
Cholera-Epidemie in Lahor im Jahre 1845	151
Das Irrenhaus in Lahor	158
Das Ischtersrauchen und die verschiedenen Betäubungsmittel	160
Gebrauche der Hindus	168
Schir-Sing verlangt des Verfassers Bruder aus Kronstadt	171
Verfassers gefährliche Krankheit in Lahor	172
Abendteuer des Malers Herr Schöff	173
Verfassers Reise nach Kaschmir	176
Reise von Kaschmir über Lahor den Ganges herab nach Calcutta	181
Einschiffung in Calcutta nach London	182
Verfassers Ankunft in Europa	185
—	
Einleitung zum Medial-Systeme	188
Einteilung aller Heilmittel in 3 Klassen	189
Neue animalische Arzneien	190
Art und Weise des Eingebens der Medizinen	191
Bereitungsart der Arzneien	192
Diät	194
Mittel den Durst zu stillen	195
Gedicht über Gesundheitsregeln von Dr. Triller	198
—	
Medizinscher Theil	205
Erklärung der Abkürzungen	207
Die verschiedenen Krankheiten.	
Abmagerung, Abzehrung, zu fett werden u.	209
Atbem, übelriechender	210
Augenkrankheiten	211
Balggeschwülste	219
Bisse und Stiche von Thieren	—
Blähungen, Koliken, Kollern u.	222
Blutadernknoten	226
Blutegel aus dem Halse herauszubringen	—
Bluthusten, Blutbrechen und Blutspeten	—
Blutungen im Allgemeinen	227
Brand, heißer und kalter und Karbunkeln	228

	Seite
Brandſchäden und Froſtbeulen	228
Brechdurchfall oder Brechruhr	229
Brennen inneres	232
Brüche und Vorfälle	—
Dämpferzeugung und Aufſteigen deſſelben zc.	233
Darmentzündung	234
Drüſenleiden	—
Durſt	236
Eichelentzündung	237
Engbrüſtigkeiten mit und ohne Huſten zc.	—
Erbrechen	242
Erfältungsbeſchwerden	244
Ermüdungsbeſchwerden	245
Fieber, hiſige mit und ohne die acuten Ausſchläge zc.	—
Fipfern, Hüpfen und Pulſiren in den Aderu oder in den Muskeln zc.	248
Gähnen, übermäßiges	249
Gehirn-, Herz-, Gemüths-, Nervenleiden zc.	—
Gehör- und Ohrleiden	251
Geiſteszerrüttungen	253
Gelbſucht und das Weiße im Auge gelb geworden	254
Geruchs- und Geſchmacksverluſte	—
Geſchwülſte, heiße und kalte, wie auch Abſceſſe und Waſſerſuchten	—
Geſchwüre	260
Gewalthätigkeiten äußere, able Folgen davon zc.	264
Gliedſchwamm	266
Haarmittel, Haarſchwärze zc.	—
Hämorrhoidal- und Afterbeſchwerden	268
Hände und Füße Schwerkgefühl, Mittagö	270
Haß-, Lippen-, Mund-, Rachen-, Zäpfchen- und Zungenleiden	—
Harnbeſchwerden mit einigen Nieren- und Blaſenleiden	278
Hautkrankheiten, chroniſche	284
Hodenleiden, verſchiedene	295
Kachexie und Gelüſte nach allerlei ungewöhnlichen Dingen	—
Kältegefühl, Fröſten und Schauer	296
Katarrh, Schnupfen, Grippe zc.	—
Knochenleiden überhaupt	298
Kopffchmerzen aller Arten zc.	299
Kopfvergrößerung mit ungeſchloſſener Naht	303
Krämpfe, Contracturen, Schluchzen, Ziehen in den Gliedern, Fallſucht zc.	303
Krankheiten der Kinder	305
Krankheiten des Greiſenalters	306
Krankheiten des weiblichen Geſchlechts	—
Kriebeln, Kriebelkrankheit, Ameiſenlaufen	310
Lähmungen und Steiſſheit der Glieder	311
Lebendigkeits-Gefühl, im Magen oder im Bauche zc.	314

	Seite
Leberkrankheiten	314
Leisten-, Mittelsteiß-, Pubis- und Penisleiden	315
Zungen-, Brust- und Brustseitenentzündungen 2c.	316
Lustseuche	320
Magenkrankheiten	322
Milzkrankheiten	330
Mondwechselbeschwerden	331
Mundgeschmack, verschiedener	—
Muskel-leiden	332
Muttermäler	—
Nabel- und Nabelgegendleiden	—
Nacken: Starrheit und Steifheitschmerzen 2c.	333
Nasenbluten	—
Nasenleiden	335
Quecksilbervergiftung	337
Schlaflosigkeit, Schlafsucht, Träumereien 2c.	338
Schmerzen überhaupt 2c.	339
Schwäche, allgemeine und örtliche 2c.	353
Schweiß- und Hautausschüttungen, unterdrückte oder übermäßige, übelriechende 2c.	357
Schwindel	359
Speichelfluß	362
Sprach- und Stimmorganleiden	364
Steinkrankheiten, als Nierengries, Blasensteine 2c.	—
Stirnhitze	366
Stuhlnunregelmäßigkeiten 2c.	—
Tripper	374
Trübfinn, als Weinen, Kummer 2c.	376
Ungeleser	377
Vergeßlichkeit, Stumpfheit der Sinne	—
Vergiftungen	—
Verhärtungen und Verstopfungen der Eingeweide	379
Wadenhärte	380
Wechselfieber	—
Winterleiden	382
Würmererzeugung 2c.	—
Zähne-, Zahnfleisch- und Kieferknochenleiden	383
Zittern	387
Zwerchfellschmerz	—
Materia Medica	389
Medizinisches Wörterbuch	511
Verzeichniß der deutsch und lateinischen Wörter	570
Krankheiten-Tabelle	582
Erklärung der Tafeln	583
Schlußwort	587
Namen der Krankenhäuser des Ordens der barmherzigen Brüder in den k. k. Kronländern	590

	Seite
Umweltung der Tafeln, wo sie zu finden sind	
Tab. A. Barbier oder Dscherah	37
B. Kürassier (geharnischte Reiter), Akali oder Naheng	63
C. Destillateur oder Brandweinbrenner	64
D. Landkarte von Buchara nach Rußland.	84
1. Maharadscha Rendschit-Sing. Maharadscha Karrek-Sing. Kour Nonehal-Sing. Maharadscha Schir-Sing	105
2. Rani Tschenda. Maharadscha Dhelib-Sing. Serdar Deschowahar-Sing Radscha Lal-Sing.	122
Fac-Simile (von der Regierung Lahor's unter Deschowahar-Sing).	124
3. Maharadscha Gulab-Sing. Radscha Dhyan-Sing. Radscha Sutschet-Sing. Radscha Hire-Sing	126
4. Radscha Tetscha-Sing. Radscha Dinanat. Fakir Nureddin. Serdar Dost Mahmed	128
A. Sepahi's (Soldaten von der Infanterie)	130
B. Fac-Simile (von der Regierung Lahor's unter Gulab-Sing)	132
5. Hakim (muhammedanische Doktor)	156
A. Pulver betäubender Substanzen.	160
6. Atar (Attar oder Gewürzträger)	166
Fac-Simile Maharadscha Gulab-Sing's aus Kaschmir	177
7. Haridas	137
8. Die Schlange nebst verschiedenen Gegenständen	145

Die Pflanzenabbildungen.

9. Aconitum heterophyllum, Ajuga decumbens, Alternanthera sessilis, Anagallis phoenicea	394
10. Anemone narcissiflora, Areca Catechu, Anemone mexicana, Arisaema gracile	400
11. Basella rubra, Butomus umbellatus, Calamus aromaticus, Calendula officinalis	409
12. Carissa Carandas, Cleome pentaphylla, Corchorus fruticosus, Cotula anthemoides	417
13. Curcuma longa, Datisca cannabina, Dolichos pruriens, Eleagnus angustifolius	428
14. Embryopteris glutenifera, Eugenia Jambolina, Euphorbia agraria (aff. spec.), Euphorbia helioscopia.	432
15. Euphorbia longifolia, Euphorbia tenuis, Euphorbia verrucosa, Euryale ferox	435
16. Fagonia arabica, Galega purpurea, Geranium nodosum, Geum elatum	437
17. Glinus dictamnoides, Grewia asiatica, Guilandina Bonduccella, Hedychium spicatum	441
18. Hedysarum Alhagi, Heliotropium europaeum, Hemidesmus indicus, Heracleum diversifolium.	443
19. Hibiscus Trionum, Hyoscyamus pracalsus, Hypericum perforatum, Jatropha Curcas	445
20. Impatiens insignis, Indigofera Anil, Ipomoea coerulea, Ipomoea cuspidata	447
21. Ipomoea dasysperma, Justicia nasuta, Kali Salsola, Lawsonia inermis	448
22. Leonurus Royleanus, Leucas cephalotes, Limonia Laureola, Lippia nodiflora	454
23. Meconopsis nepalensis, Melandrium triste, Melia Azedarachta, Melia sempervirens	461

	Seite
Tab. 24. Methonica gloriosa, Millefolium Achillea, Mulgedium rapunculoides, Nardostachys jatamansi	463
25. Nelumbium speciosum, Nepeta Cataria, Nepeta salviaefolia, Nerium odorum	469
26. Ocimum album, Ocimum sanctum, Onosma macrocephala, Oxyria elatior	471
27. Pedicularis labellata, Phaseolus aconitifolius, Phaseolus radiatus, Physalis somnifera	474
28. Picrorrhiza Kurrooa, Piper Betel, Plectranthus aromaticus, Podophyllum Emodi	477
29. Polyanthes tuberosa, Polygonum aviculare, Polygonum macrophyllum, Polygonum molle	480
30. Prosopis spicigera, Prunella vulgaris, Pyrethrum (Anacyclus), Ranunculus lanuginosus	482
31. Rheum australe, Rhododendron Anthopogon, Rhus Coriaria, Rubia Munjista	484
32. Rumex Acetosella, Rumex obtusifolius, Salvadora persica, Salvia glutinosa	486
33. Salvia Moorcroftiana, Sapium indicum, Saxifraga Peschant, Sedum azureum	488
34. Sedum crassipes, Senecillis Jacquemontiana, Senecio musuca, Siegesbeckia orientalis	491
35. Sisymbrium Irio, Sisymbrium Sophia, Sphaeranthus indicus, Stenactis bellidioides	495
36. Swertia petiolata, Trapa bispinosa, Trianthemum pentandrum, Tribulus terrestris	499
37. Umbellifera Butazeri, Vallisneria spiralis foem., Vallisneria spiralis masc., Verbena officinalis	504
38. Villarsia nymphoides, Vincetoxicum vulgare, Zingiber officinale, Zzyphus Jujuba	506

Titabelle der Stadt Lahor.

Druckfehler,
um deren gefällige Verbesserung vor dem Gebrauche des Buches ersucht wird.

Seite.	Zeile.	Seite	
10	—	5	soll heißen 147 statt 1847
36	—	32, 35, 37	soll heißen Damedschane statt Damegane
38	—	2	soll heißen Tigrineum statt Tigrine
40	—	9	Radschun statt majun
61	—	29	Cantharidin statt Cantharine
66	—	29	saccharina statt sacharina
69	—	4	Gesahr statt Gefährte
—	—	24	daß statt da
71	—	5	Maharadscha statt Rabardscha
—	—	9	geerbten statt geraubten
72	—	34	archäologischen statt archeologischen
75	—	11	Altaram statt Altmaram
78	—	40	Sakim statt Sakeem
81	—	17	Cerelaum statt cerelaem
107	—	3	Dulcamarae statt Dulcamara
112	—	10	Rendschit statt Rendschit
140	—	9	Süljen statt Siljen
141	—	16	Philostr. for 1705 stat 1694
151	—	21	ich statt ch
164	—	8	materia statt materia
—	—	19	der Polizei statt Polizei wegen
—	—	33	Quittenapfel statt Duitenapfel
166	—	32	Irionis statt iridis
170	—	30	splendibides statt plendibides
173	—	27	Maharadscha statt Maharadscha
174	—	24	bat statt bath
180	—	35	Haridas nicht, statt Haridas
181	—	11	einer statt einer
195	—	16	Grewia statt Graewia
198	—	12	Lebensfaden statt Lebenspfaden
209	—	43	♀ statt ♀ (verwechselt)
210	1	26	Plumb statt Plumb
211	—	24	Harnub statt Harnup
—	2	9	Hisp. statt Esp.
214	—	47	Jod statt J d
218	—	1	Zyzyphus statt Zyzuphus
219	1	15	Hautkrankheiten statt Warzen
220	2	17	Galvanismus statt Galvanismu
221	1	39	soll statt son
222	—	19	Harnub statt Harnup
223	2	24	Kosit statt Kosit
224	1	48	Liquir. statt iquir
226	—	43	Alcanna statt Alcana
232	—	19	—
—	2	24	Harnub statt Harnup
234	—	12	erecta statt recta
236	1	47	Alcanna statt Alcana
245	1	36	—
254	2	43	Harnub statt Harnup
—	—	49	Achyr. statt Acnyr.
270	1	1	Merc. statt Mec.
273	1	19	Datisca statt Datic
276	1	29	Picrorrh. statt Pierorrh.
280	1	20	Cucurbitulas statt Cncurbitulas
282	1	37	Stein statt Stern
284	0	33	einheimische statt einheimische

585, Zeile 31--33. Da dieser vermehrte Ausgabe eine neue verbesserte, nach englischen Meilen bearbeitete Landkarte beigelegt worden ist, so hat Verf. seine Reiseroute in den drei Welttheilen hier weggelassen.

585, Zeile 31--33. Da dieser vermehrte Ausgabe eine neue verbesserte, nach englischen Meilen bearbeitete Landkarte beigelegt worden ist, so hat Verf. seine Reiseroute in den drei Welttheilen hier weggelassen.

V o r w o r t.

Zweifelsohne wird es Manchem beim ersten Anblicke seltsam erscheinen, wenn er einer medicinisch-historischen Reisebeschreibung, worin zugleich eine neue Heilmethode bekannt gemacht wird, ein Wörterbuch angehängt findet. Man wird jedoch dieses Verfahren gewiß billigen, wenn man bedenkt, daß keine von den einzelnen Abtheilungen dieser Schrift etwas durchaus Vollständiges ist, daselbe vielmehr nur Beiträge zur Ethnographie, zur Geschichte und zur Heilkunde enthalte; daß endlich meine Absicht, dasjenige, womit so mancher Andere mehrere Bände ausgefüllt hätte, kurz und bündig in Einen Band zusammen zu drängen, mir nicht erlaubte, in zu weitläufige Erörterungen mich einzulassen: Hierzu kommt noch der Umstand, daß ich nicht bloß für Eingeweihte in den Geheimnissen Hygiæ's, sondern auch für jeden Andern schreibe, der Interesse an der Wissenschaft überhaupt findet. Für Letztere wird nun dieses angehängte Wörterbuch gewiß von nicht unbedeutendem Nutzen sein. Vorzüglich aber hatte ich dabei die englischen Aerzte N. B. Indiens im Auge, für welche es insbesondere berechnet ist, weshalb auch, wo es immer thunlich war, die arabischen, persischen, indischen u. s. w. Nomenclaturen beigelegt erscheinen. Immerhin aber wird man in diesem Werke eine Fülle neuer Erfahrungen niedergelegt finden. Es sind die Früchte einer vieljährigen mühsamen Anstrengung, die, wie ich hoffe, der Heilkunde in vielem Betrachte von wesentlichem Nutzen sein dürften.

Ich habe Zeit und Gelegenheit benützt, sowohl auf meinen vielen Reisen, als auch während meines langen Aufenthaltes im Oriente mittelst einer Praxis von etlichen dreißig Jahren, theils die verschiedenen üblichen Heilmethoden nebst allen hie und da angepriesenen Mitteln, theils auch die besonderen Eigenschaften zahlreicher schon bekannter, wie noch unbekannter Arzneimittel zu erforschen. Die Resultate solcher oft sehr mühsamen Forschungen sind es, die ich hier niederschreibe. Ich bringe sie offen und ohne allen Rückhalt zur allgemeinen Kenntniß, fern von engherzigem Eigennutze oder

eitler Systemsucht, sondern einzig und allein in der Absicht, zum allgemeinen Besten der leidenden Menschheit und zur allfälligen Bereicherung der Wissenschaft nach bestem Wissen und Gewissen ebenfalls mein Schärfelein beizutragen. Mein Leitstern hiebei war der alte Spruch: *Nulla re homo propius accedit ad deum, quam salute hominibus danda*; d. i. Durch nichts wird der Mensch Gott ähnlicher, als wenn er seinen Mitmenschen zu ihrem leiblichen Wohle verhilft.

Systeme, die seit Jahrhunderten Wurzel schlugen, auszurotten, um neue an deren Stelle zu setzen, ist allerdings kein leichtes Unternehmen, und unterliegt auch einer großen Verantwortlichkeit, weil es sich dabei um das Wohl oder Weh unzähliger lebender Wesen handelt. Indes ist mein Medial-System, eigentlich genommen, gerade kein neues System zu nennen; es ist nur eine Art von Mittelstraße zwischen zwei bekannten Heilextremen, die ich versuchsweise einge schlagen habe, und die mich zu so glücklichen Erfahrungen führte, daß ich gegenwärtig von der Vorzüglichkeit desselben fest überzeugt bin, und nicht im Geringsten daran zweifle, es werde Jedermann, der nach meinem Rathe vorgeht, sich durch eben dieselben Erfahrungen wie ich von dessen Probehaltigkeit überzeugen.

Wiewohl ich aber keine Mühe scheuete, kein Opfer als zu groß erachtete, und in den letzten zehn Jahren in Lahore Vieles erfahren zu haben glaube: so bin ich doch keinesweges von dem Eigendünkel befangen, Alles erschöpft, Alles gethan zu haben. Ich hege vielmehr die feste Ueberzeugung, daß noch gar manche Lücke in meinem Systeme übrig geblieben ist, die nur im Verlaufe der Zeit und mit Beihülfe Anderer ausgefüllt werden kann. Nur dann erst dürfte das, was ich begonnen habe, seiner Vervollkommenung näher gebracht werden.

Von der ägyptischen und altgriechischen Heilmethode der muhamedanischen Aerzte (*Tababot junani* der *Sakims* genannt), wie auch von der Heilkunde der *Hindu's* hab' ich eben nicht die vortheilhafteste Meinung; denn sie sind in ihren Erfahrungen noch weit zurück, schöpfen ihre Heilmittel aus alten, vergilbten Handschriften, welche die absonderlichsten, in ihren Wirkungen nicht selten entgegengesetzten Gemische enthalten, und noch oben drein häufig auf den absurdesten Aberglauben gegründet sind. Bei den Aerzten der *Hindu's* spielt außerdem auch noch die Astrologie eine höchst wichtige Rolle, was sich noch aus dem grauesten Alterthume herschreibt. Leider ist weder in dem einen noch in dem andern der gedachten medizinischen Systeme und Grundsätze ein baldiger Fortschritt zu hoffen, indem ein solcher schon durch ihre Religionen vereitelt, wo nicht gar unmöglich gemacht wird; und wir können Menschen nur bedauern, die fast geboren zu sein scheinen, um in ewiger Geistesnacht fort zu vegetiren.

Nicht immer jedoch verdient nur das Neue allein hervorgehoben und das Alte in den Hintergrund gestellt oder der Verachtung Preis gegeben zu werden.

Auch unter dem größten Buße von Albernheiten finden sich dennoch manche Goldkörner, welche ich aus ihren alten Schriften eifrig zu sammeln bemüht war. So hab' ich denn manche einfache Arzneimittel, die entweder am unrechten Orte oder im Uebermaße angewendet, nur verterblich wirken können, und deren heilsame Wirkungen in solchen Fällen natürlicherweise erkannt werden mußten, weßhalb sie auch außer Gebrauch gekommen sind, oftmals versucht, und mir dadurch von ihrer Anwendbarkeit und Nützlichkeit die vollkommenste Ueberzeugung verschafft.

Zum Behufe meiner Experimente hab' ich mich vorzüglich der persischen Bücher, namentlich der Tohset Khanny (تجفة حاني) und Tohset el Mominin (تجفة لومنين), (einer Art Materia medica) bedient, wie man es bei den verschiedenen Krankheiten in diesem Buche angedeutet finden wird.

Unter den angegebenen Mitteln finden sich aber auch mehrere, die ich zwar nicht selbst zu versuchen in der Lage war, die mir aber in mancherlei Beziehung eines Versuches würdig schienen.

In Europa herrschen gegenwärtig zwei, auf ganz verschiedene Systeme basirte Heilmethoden, die sich schon ein halbes Jahrhundert lang den Vorrang streitig machen. Wer meiner geehrten Leser erräth nicht sogleich, daß ich hier die Allopathie und die Homöopathie im Sinne habe?

Die erstere ist die uralte, von jeher allgemein übliche und fast überall mit Vorliebe angewendete Heilart, die auch in ganz Europa auf den Hochschulen gelehrt wird. Bloß in Madrid soll, wie ich erst neuerlich erfahren habe, an der dortigen Universität eine eigene Lehrkanzel für Homöopathie bestehen. Da, wie nicht in Abrede zu stellen ist, beide Heilmethoden eben so gut ihre Licht- als ihre Schattenseiten haben, so erlaube ich mir eine kurze Schilderung derselben meinem Medial-Systeme voranzuschicken.

Die Allopathie umfaßt in ihrem weiten Bereiche eine Menge, auf den Organismus ungemein kräftig einwirkender Heilmittel. Wird nun die Gabe derselben der Receptionskraft des Körpers nicht angepaßt, sondern in einem dieselben übersteigenden Grade verabreicht, wie es leider nicht selten zu geschehen pflegt; so werden sie nicht nur keine heilbringenden, sondern sogar höchst schädliche Folgen für den Organismus haben, und man wird mit vollem Rechte behaupten können, dieser sei dem zweckwidrig angewendeten Heilmittel oder der zu gewaltigen Einwirkung desselben unterlegen. Natürlich wär' es unter so bewandten Umständen besser, lieber gar nichts zu thun, und die Kranken bloß der mütterlich fürsorgenden und heilenden Natur zu überlassen. Gewiß ist die Anzahl von Solchen nicht gering, welchen durch derlei Miß-

griffe zu frühzeitig das Grab sich öffnet, oder die, wenn sie ja einem ähnlichen Schicksal entgehen, fürderhin als Krüppel oder Schattenwesen fleh und kraftlos ihren Nebenmenschen und sich selbst zur Last umherschleichen, sehnsuchtsvoll dem Tode, ihrem Erlöser, entgegenharrend.

Sehr schön und wahr sagt daher Lemier

Lorsque la fièvre et ses brûlantes crises
Ont de notre machine attaqué les ressorts,
Le corps humain est un champs-clos alors,
Où la nature et le mal sont aux prises.
Il parvient un aveugle appelé médecin
Tout au travers il frappe à l'aventure.
S'il attrape le mal, il fait un homme sain,
Et du malade un mort, s'il frappe la nature.

Hiermit übereinstimmend ist eine sehr bezeichnende Stelle in den geschätzten Heidelberger klinischen Annalen (B. 5, Hft. 3): Es gehen in Wahrheit mehr Menschen durch ärztliche Eingriffe zu Grunde, als Menschen durch ärztliche Eingriffe gerettet werden. — Deswegen gibt es auch so Viele, die ihr Vertrauen zur Arzneikunde entweder ganz verloren haben, oder bei denen es beinahe zum Atome zusammen geschwunden ist; denn ihre Schattenseiten und Mängel konnten auch den Laien in dieser Wissenschaft nicht lange verhorgen bleiben. Lord Bacon, von dieser Ansicht ausgehend, äußert sich darüber folgendermaßen: Es ist möglich, daß die Aerzte heutigen Tages die allgemeinen Heilanzeigen genügend erfüllen. Was jedoch die besondern Heilmittel anbelangt, die ihrer Haupteigenschaften halber für die Kur einzelner Krankheiten angeordnet werden, diese verstehen sie entweder nicht recht, oder berücksichtigen sie nicht hinlänglich. — Das Zugeben, Verringern und Wechseln der Arzneien mit der unbeschränktesten Willkür, so daß man in der Regel eine Arznei durch eine andere von gleicher Wirkung ersetzt, ist an der Tagesordnung u. s. w.

Daß man die medizinische Polizei mehr auf das Oeffentliche beschränkt, gegen contagiöse Seuchen, Quacksalber und Aelterärzte gerichtet, nicht aber bedacht hatte, daß im stillen Krankenzimmer Tausende nach und nach hingeopfert werden, ist ein großer Uebelstand. Ein Staat sollte sich einmal für alle Zeit dazu entschließen, entweder alle Aerzte und ihre Kunst gänzlich zu verbannen, oder eine Einrichtung zu treffen, wobei das Leben der Menschen sicherer wäre, als es jetzt ist, bemerkte Peter Frank (System der med. Polizei, Thl. I.).

Der Apparatus medicaminum ist weiter nichts als eine Sammlung aller Selbsttäuschungen, denen sich die Aerzte von jeher hingegeben haben. Wohl sind, wie durchaus nicht geläugnet werden kann, auch gar manche wichtige

Erfahrungen darunter. Wer kann und mag aber seine Zeit darauf verwenden, das wenig Nützliche aus der ungeheuren Masse von Unnützem, ja oft sogar Schädlichem und somit Verwerflichem, was die Aerzte seit beinahe 2000 Jahren aufgestapelt haben, mühsam hervorzufischen. — In der dichten ägyptischen Finsterniß, in welcher die Aerzte herumtappen, ist auch nicht der mindeste Strahl des Lichtes vorhanden, vermittelt dessen sie sich orientiren könnten. — Wenn zwei Aerzte an einem Krankenbette zusammen kommen, so geht es ihnen zuverlässig oft wie jenen Vogelflugdeutern (*Haruspices*), von denen uns Cicero erzählt, daß sie, wenn sie einander auf der Straße begegneten, nur mit Mühe das Lachen zurückhalten konnten. Girtanner's ausführl. Darst. des Brown. Syst. Bd. 2. p. 600.

Vergleichen Geständnisse der Aerzte über die Mängel und die Unsicherheit in der Heilkunde gibt es eine Unzahl. Wer mag sie alle aufzeichnen, und wozu sollte das auch dienen, da die Sache ohnedem kein Geheimniß ist.

Diese Gebrechen des gewöhnlichen Heilsystems waren es auch sonder Zweifel, die den um die Wissenschaft so unendlich hoch verdienten Hahnemann bewogen, einem andern Principe, nämlich dem: *Similia similibus curantur*, zu huldigen und eifrigst für dessen Verbreitung und Verfechtung Sorge zu tragen. Ich habe auf der Welt nichts mehr, als das unbedingte juraro in verba magistri, und bin daher auch kein blinder Nachbeter der Homöopathie und ihrer Jünger, und dieß zwar um so mehr, als mir, wie man im Verlaufe der Darstellung meiner Erlebnisse sehen wird, oft Fälle vorgekommen sind, wo die kleinsten Theilchen eines Heilmittels hinlänglich wirksam sich erwiesen, während sie in andern Fällen Verschlimmerung der Zustände hervorbrachten. Zugleich muß ich das offene Geständniß ablegen, daß die günstigen Fälle zu den seltenern gehörten. Größtentheils haben mich die angewandten Mittel im Stiche gelassen, und zwar gerade da, wo etwas stärkere Gaben zuverlässig von Wirksamkeit gewesen wären und das gewünschte Resultat erzielt hätten. Außerdem fand ich, daß das lange Abwarten der Wirkung eines Mittels, um zu erfahren, ob es das recht gewählte und passende sei und in wiefern es wirke, wie auch die gar zu strenge Diät, die gänzliche Enthaltung von Nahrungsmitteln und Getränken, welche einen erregenden Einfluß auf das Nerven- und Blutgefäßsystem üben, insbesondere vom Caffee und vom Thee; ferner das Anerkennen der antipsorischen Theorie der chronischen Krankheiten, sowie das gänzliche Verbannen aller äußern Adjuvantia, wozu ich auch die Blutentziehungen, Vesicatorien u. s. w. rechne, eine Uebertreibung, oder besser gesagt, ein Irrthum ist; weshalb ich mich auch nie habe entschließen können, diesen Weg während meiner Praxis zu betreten. Wohl ahmet es mir, daß über das hier Gesagte so Manche im ersten Augenblicke staunen, vielleicht auch ein voreiliges Verdammungsurtheil über

mich anzusprechen im Begriffe sein werden. Allein Thatsachen sprechen, und solche werden sie gewiß dahin bringen, bei ruhigerer Ueberlegung mit mir übereinzustimmen.

Die Anhänger Hahnemanns meinen im vollen Ernste, daß der Kaffee und der Thee ganz eigenthümlich auf das Nervensystem einwirke, und erklären beide für gute und zuverlässige Heilmittel, die aber nur bei solchen, welche nicht daran gewöhnt sind, ihre Wirksamkeit äußern. Ich erlaube mir Nachstehendes dagegen einzumenden. Wir besitzen unter unsern gewöhnlichen Nahrungsmitteln und sonstigen Genußinflanzen mehrere, welche die Nerven vielleicht stärker angreifen, als der Kaffee und der Thee. Hahnemann sprach tagtäglich seinem Bierglase zu und rauchte ganz gemüthlich sein Pfeifchen. Deshalb nahm er auch das erstere so wie das letztere in Schutz, erklärte sie für weniger schädlich als Kaffee und Thee, und räumte ihnen somit größere Rechte ein. Wer will es nun mir verargen, wenn ich andere und vielleicht den Hahnemann'schen gerade entgegengesetzte Lieblingsneigungen habe? Ich vermag kein starkes Bier zu vertragen und kann mich auch mit der Pfeife nicht befreunden; Kaffee und Thee hingegen munden mir vortreflich, und noch niemals habe ich von ihrem Genuße üble Folgen verspürt, weil ich an beide gewöhnt bin. Ebenso ist es auch ganz gewiß bei Andern. Wer erinnert sich hier nicht unwillkürlich an jenen berühmten französischen Schriftsteller, der ein außerordentlicher Liebhaber des Kaffee's war, und auf die Warnung seiner Freunde, er möchte nicht so viel Kaffee trinken, indem er ein Gift für die Gesundheit sei, ganz trocken erwiderte: Dann muß dieses Gift auch nur sehr langsam wirken, weil ich es bereits 80 Jahre lang trinke, ohne die mindeste üble Folge davon zu verspüren. So genießen wir auch Tag für Tag eine tüchtige Portion gemeinen Kochsalzes mit den Speisen, so, daß man erschrecken würde, wenn man die Quantität desselben nach Verlauf eines Jahres beisamen säbe. Man könnte wirklich zu dem Glauben verleitet werden, unser Magen und vielleicht noch obendrein die Gedärme müßten zuletzt mit einer förmlichen Salzrinde umzogen sein, und dennoch äußert es in dieser Verbindung keine auffallende specielle Wirkung, während es als kräftiges Heilmittel sich bewährt, wenn es als solches zubereitet in gehörigen kleinen Gaben genommen wird.

Ich brauche wohl nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß die Allopathie und die Homöopathie gewissermaßen in eben demselben Verhältnisse zu einander stehen, wie zwei entgegengesetzte Pole. Während die erstere mit großen Gaben kräftig wirkender Arzneimittel in Form von erbsengroßen Pillen oder von Flüssigkeiten in bald größeren, bald kleineren Flaschen gegen die Krankheit zu Felde zieht, kommt die andere mit winzig kleinen, oft von dem geringsten Aufzuge fortzuwehenden Strenkügelchen oder mit Tröpfchen

angerrücht. In diese letztern sind häufig nicht aus einer Heilpflanze entwickelte Originaltropfen, sondern bis zu einer Decillionpotenz verdünnt. Manchmal soll sogar schon das Riechen an dergleichen geruchlosen Substanzen seine Wirkung nicht verfehlen.

Mein leitender Gedanke war stets — und wer wird mir in diesem Punkte Unrecht geben? — daß Alles, was wir von der Natur wissen, ein bloßes Resultat von Erfahrungen sei. Demzufolge ist auch die gesammte Heilkunde nichts weiter als eine Erfahrungswissenschaft; und der Grund, daß man es in ihr bisher noch nicht weiter gebracht hat, dürfte wohl nur in dem Umstände zu suchen sein, daß die Männer, welche sich derselben widmeten, so oft den Erfahrungsweg verließen, sich auf reine Verstandestheorien warfen, und von gewissen beschränkten einseitigen Ideen und Voraussetzungen nicht losmachen konnten.

Ich halte das unermessliche Gebiet der Arzeneikunde für einen Freistaat in des Wortes weitestem Sinne, der da gegründet ist zum Wohl und Heile der Menschheit. Hier herrscht keine Autorität, kein Ansehen der Person. Wer immer in den nicht selten düstern Regionen ihres Gebietes mit bedächtigem Schritte und umsichtigem Auge einherschreitet und unermüdlich forscht, der wird gewiß stets neue Pfade entdecken, die ihn zu neuen Schätzen geleiten. Ich selbst habe mich diesen Ansichten gemäß eine lange Reihe von Jahren hindurch in diesem Gebiete bewegt, und bin so glücklich gewesen, ebenfalls auf einige solche Schätze zu stoßen, welche ich, nachdem ich sie als das, was sie waren, erkannte, zum Besten meiner Kranken verwendete. Dieser Weg der Erfahrung ist ein ebener sicherer, nicht einer, der über Klüfte und steile Abhänge dahin führt, dem die größere Menge von Ärzten folgt, welche, geblendet von ihrem Systeme, die ihnen vertrauenden Patienten nur zu oft in einen der vielen Abgründe stürzen. Dieser mein Weg ist zugleich ein Mittelweg, indem ich von jeder Kurart dasjenige beibehielt, was sich mir durch viele Jahre in Folge genauer Beobachtungen stets als gut und nützlich bewährte. Dieser mein Weg ist ferner viel leichter zu wandeln, er ist viel gefahrloser und angenehmer, und was ganz besonders hervorgehoben werden muß, mit sehr wenigen Unkosten verbunden, ein Umstand, der sich hauptsächlich bei den vielen, glücklichen Kuren, die ich in den letzten 10 Jahren in Lahore machte, so deutlich herausstellte, daß ich, trotz aller Strenge, die ich gegen mich selbst anzuwenden pflege, dieses Medial-System mit voller Liebe umfaßte, und selbes nun aus innigster Ueberzeugung als die vorzüglichste aller bisher bekannten Heilmethoden empfehlen kann.

Efficacissima est veritas, semperque praevalebit,

Sehr groß ist die Kraft der Wahrheit, und stets wird sie die Oberhand behalten.

Außer den so eben erwähnten Vortheilen, welche dieses System bietet, sind auch die Heilmittel so angenehm zubereitet, daß man oft nicht weiß, daß das, was man einnimmt, wirklich eine Arznei ist. Auch dieser Umstand ist sehr zu berücksichtigen. Denn nicht gering ist die Anzahl von Schwierigkeiten, die dem praktischen Arzte bei Ausübung seiner Kunst am Krankenbette in den Weg treten. Bald hat er daselbst mit der Muttermilch eingefogene Vorurtheile zu bekämpfen, an denen nicht selten seine Beredsamkeit scheitert; bald Idiosynkrasien zu berücksichtigen, um vorhandene Uebel nicht etwa zu vergrößern oder schlummernde zu wecken; bald muß er, wie bei Kindern, dem Eigensinne, der Verästelung, dem Unmüthe wegen schmerzhafter Empfindungen u. s. w. die Spitze bieten; bald befindet er sich in der Lage, zumal beim schönen Geschlechte, bei der Verordnung seiner Heilmittel die hier gewöhnlich eingebürgerte, oft affectirte, oft natürliche, größere Beweglichkeit der Nerven, die größere Empfindlichkeit, den höhern Grad von Reizbarkeit, das zarte Gefüge u. s. w. vor Augen zu haben; und war er endlich so glücklich, an keiner dieser Klippen zu scheitern, so kann er dennoch nicht „Triumph“ ausrufen, wenn er nicht auch dem letzten Steine des Anstoßes auszuweichen weiß, wenn er nämlich die Kunst nicht versteht, in dem, was er vorordnet, das Unangenehme, Widerliche und Ekelerregende zu beseitigen; ferner, wenn er nicht, wie es beim schönen Geschlechte, dessen Geruchsorgan empfindlicher ist als jenes des Mannes, und diesernach alles Unangenehme aus den Arzneien um so leichter herausfindet, dessen Geschmackssinn überdies geläuteter ist und mehr der Einfachheit huldigt, in hohem Grade nöthig ist, allen Arten von Heilmitteln einen so viel als möglich angenehmen Geschmack ertheilt. Wir müssen die Verfahrungsweise jener Mütter, welche ihre zarten Kinder, diese unschuldigen Geschöpfe, häufig zwingen, bittere, oft äußerst widerlich schmeckende Arzneien einzunehmen, in der irrigen Ansicht, daß Bitteres mit Bitterem, Uebles mit Ueblem vertrieben werden müsse — wir müssen, sage ich, ein solches Verfahren schlechterdings als einen Akt der Grausamkeit bezeichnen. So rachsüchtig hat die Mutter Natur, welche die Heilpflanzen ihrem Schooß' entleimen ließ, gewiß nicht gedacht, denjenigen noch mit Bitterkeit zu strafen, der, wenn er krank ist, zu jenen Pflanzen seine Zuflucht nimmt, um wieder zur Gesundheit zu gelangen.

Da man der Natur keine Gesetze vorschreiben kann, so wird auch kein Arzt zu behaupten wagen, daß seine Heilmittel in irgend einer vorkommenden Krankheit ganz an Ort und Stelle sind, daß sie nothwendig Gutes wirken und ein gelungenes Resultat erzielen müssen. Nur die Erfahrung ist hier Lehrerin und Schiedsrichterin; nur sie berechtigt zu Hoffnungen. Uebrigens täuscht die noch so sicher scheinende Hoffnung gar oft, und auch der beste Arzt ist nicht frei von Fehlern. Es bleibt daher jedenfalls eine Hauptregel, je-

liche starke Gabe von Heilmitteln zu meiden, und nur solche zu geben, die, wenn sie am ungehörigen Orte sollten angewendet worden sein, zwar nichts helfen, aber auch nichts schaden; und dieß läßt sich wohl thun, wenn man die Wirkungen der Arzneimittel in kleinen sowohl als in großen Gaben kennt, ja ich glaube, daß ohne diese Kenntniß kein Arzt mit ruhigem Gewissen ein Heilmittel einer Krankheit entgegen stellen kann. Diese Wirkungen zu erforschen — was nur durch viele genau angestellte Versuche bewerkstelliget werden kann — war die Aufgabe, welcher ich in meiner Praxis ein Hauptaugenmerk zuwendete; und erst dann, als ich die Wirkungen eines und des andern Mittels in ihrer Gesamtheit auffaßte, konnte ich selbe in ähnlichen Fällen nach dem Gesetze *Similia similibus* anwenden. Auch unsere älteren Aerzte wußten, daß mit den gewöhnlichen starken Gaben von Arzneimitteln öfters Unheil gestiftet wird, ohne das erst in neuerer Zeit entdeckte Hahnemann'sche Naturgesetz zu kennen, oder selbes durch Erfahrungen und Versuche bestätigt gefunden zu haben, demzufolge kleinere Gaben einfacher Arzneien nothwendig sind. Aus diesem Grunde empfahlen sie große Vorsicht; aus diesem Grunde schrieb man auch: *Praestat remedia paucā dosi et per intervalla exhibere, quam uno impetu ventriculum remediorum mole obruere*, d. h. es ist besser, die Heilmittel in kleiner Gabe und in Zwischenräumen zu verabreichen, als den Magen auf Einmal mit einer Menge von Medicamenten zu überladen. — Wenn nun schon vor Jahrhunderten so gesprochen und verfahren wurde, wo größtentheils nur gelindere Mittel im Gebrauche waren, und es hieß: *Salvia cum ruta faciunt tibi pocula tuta*, d. h. Salbei mit Raute machen das Getränk dir heilsam; um wie viel mehr muß diese goldene Regel heut zu Tage berücksichtigt und beobachtet werden, wo uns die Fortschritte der Chemie mit dem Gebrauche der heroischsten Mittel vertraut gemacht haben, welche sogar in den kleinsten Gaben auf das heftigste einwirken.

In die sogenannten Nostrum's (Geheimmittel) setze ich zwar kein besonderes Vertrauen, doch habe ich aus Neugierde, und weil ich dem Paulinischen Grundsatz huldige: Prüfet Alles und behaltet das Beste, auch die heut zu Tage sehr im Rufe stehenden Morrison'schen und Holloway'schen Pillen, versucht und — das gefunden, was ich im Voraus von beiden erwartet hatte nämlich daß sie heftige Purganzien sind, die von vernünftigen Aerzten zweckmäßig wohl angewendet werden können, jedoch in keinem Falle den Namen einer Panacee oder eines Universalmittels verdienen, wie Holloway ausruft: *Health for All!!* — Ich wollte gewiß Niemanden anrathen, im Anfange eines hitzigen Fiebers die einen oder die andern Pillen zu nehmen, weil ich üble Folgen darnach eintreten sah. Beide gedachte Pillen, wie auch die angepriesenen Warburg'schen Fiebertropfen habe ich auch in kleinen Gaben

angewendet. Meine verehrten Leser werden ihre Wirkungen und Bestandtheile, soviel ich deren ermitteln konnte, im Verlaufe dieser Schrift angegeben finden.

Es freuet mich zu sehen, daß in der Bengal Pharmacopoea (1844 p. 1847) bekannt gemacht worden ist, daß der Arsenik in sehr kleinen Gaben neuerdings als ein diuretisches Mittel anempfohlen wird, der mit dem Harn abgetrieben und darin wieder leicht entdeckt werden kann. Es heißt dort nämlich: Arsenic in very minute doses has been lately asserted to be a powerful diuretic etc. etc. Dergleichen Eigenschaften, glaube ich, könnte man mit Recht auch von andern scharfen Substanzen erwarten, wenn man nur ihre Reagentien so gut kenne, wie die des Arseniks, und wenn man wüßte, wo man sie zu suchen hat, in den Blutgefäßen oder in den Nerven, im lymphatischen Systeme oder im Zellgewebe, in der Gallen- oder Harnblase, in der Milz, in der Leber, in den Nieren, oder gar nur im Magen und im Darmkanale.

Im Bengal Dispensatory heißt es p. 162 bei Ranunculaceae: „They are extremely acrid corrosive, and so unmanageable as to be excluded from medical use by all modern Practitioners.“ — Es wäre in der That besser, solche scharfe Mittel gänzlich zu beseitigen, wenn man es nicht versteht, sie anders, als nach der alten Gewohnheit, oder besser gesagt, nach dem alten behaglichen Schlendrian, anzuwenden, nämlich: sie unverdünnt in starken Dosen durch den Magen in die verschiedenen Theile des Körpers zu jagen. Allein trotzdem würde es doch eine Schande sein, zu einer Zeit, wo jede Kunst, und die Heilkunde inobesondere, durch Erfahrungen aller Art bereichert, so mächtige Fortschritte gemacht hat, derlei einfache und wirksame Heilmittel in das Reich der Vergessenheit zu verbannen und sie von dem Standpunkte aus zu betrachten, als ob die ewige Fürsorge sie nur zur bloßen Augenweide dem Schooße der Erde hätte entsprossen lassen oder auch allenfalls um uns zu schaden, wenn wir Gebrauch davon machen wollen. — Dasselbe Loos trifft fast alle Kräuter, die vor Zeiten im Gebrauche waren. Wer benützt z. B. noch die Salbei? wer die Raute? wer den Augentrost? oder die Meisterwurz? Dagegen prangen Kalomel und Opium am ostindisch-medizinischen Horizonte, und spielen bei den Engländern Hauptrollen. — Wahr und schön gesagt finde ich den Ausspruch Shakespeare's in Romeo und Julie, der da lautet:

„O große Kräfte find's, weiß man sie recht zu pflegen,
Die Pflanzen, Kräuter, Stein' in ihrem Innern hegen.
Doch ist auch nichts so gut, was seinem Zweck entwendet
Abtrännig seiner Art, sich nicht durch Mißbrauch schändet.“

Weiß doch die emsige Biene auch aus der Giftpflanze den Nektar auszusaugen; warum sollte der mit Vernunft begabte Mensch nicht auch Nützliches aus dem Schädlichen zu ziehen wissen? In formica non modo sensus, sed etiam mens, ratio, memoria, d. h. bei der Ameise findet sich nicht nur sinnliche Empfindung, sondern auch Einsicht, Verstand, Gedächtniß, sagte ein alter römischer Schriftsteller. — Welche reiche Schätze böthen die Himalaya-Gebirge den Bewohnern Indiens, wenn sie selbe zu benutzen verständen, und in diesem Falle auch benutzen wollten!

Da die Wirksamkeit eines Arzneimittels von der rechten Zubereitung desselben abhängt, so möchte ich hier den Aerzten Ostindiens rathen, dergleichen Vegetabilien, wie die Ranunculaceen, die im Himalaya-Gebirge und im Thale von Kaschmir häufig wachsen, und deren wirksamer Bestandtheil ein flüchtiges Prinzip ist, frisch an Ort und Stelle mit einer bestimmten Menge Zuckers zerstoßen und als Conserve bereitet, in einem wohl verstopften Gefäße sich kommen zu lassen, an einem temperirten Orte, gesichert vor dem zerstörenden Eindringen der Lichtstrahlen, aufzubewahren, und jährlich in der rechten Jahreszeit frisch zuzubereiten. Dergleichen Vorsicht ist nöthig, wenn man mit wirksamen Mitteln arbeiten will. Getrocknete alte Kräuter aus den Apotheken oder ähnliche Gewürze von Spezcerekräutern versagen gar oft ihre Dienste, obwohl daraus noch immer nicht folgt, daß gerade der flüchtige Theil allein der wirksame sei. So z. B. um mich hier zur Erläuterung eines allbekannten Faktums zu bedienen, halten die Bräuer, durch hundertjährige Erfahrungen geleitet, den alten Hopfen für kräftiger als den neuen.

Es kommt auch vieles auf den Grund oder Boden und auf das Klima der Gegend an, wo eine Pflanze wächst. Hiemit stimmt auch Corn. Celsus in praefat. liber. med. überein, wenn er sagt: Differunt quoque pro natura locorum genera medicinae, d. h. es unterscheiden sich die Gattungen der Arzneimittel auch nach der jeweiligen Beschaffenheit der Gegenden. So wächst z. B. die Cannabis indica üppiger, höher und kräftiger in dem Thale Kaschmirs als in der Ebene Indiens, weshalb sie auch ein Monopol der Regierung ist, die Tschers (Churrus) daraus bereiten läßt und ihn nach Indien verkauft, wo er mit Tabak (Tomaku) gemischt, als ein betäubendes Mittel größtentheils von Fasiren aus der Wasserpfeife (Hoka) geraucht wird. Außer dem Hanfstraute sind auch der Safran (*Crocus sativus*) und die Putschuk-root (*Costus nig. Cashmir.*) zwei wichtige Landesprodukte, in soferne sie ebenfalls Monopole der Regierung sind. Ueber Putschuk-root heißt es im Bengal Dispensatory pag. 652: Putschuk-root is brought from Lahore, where it is called koot, it is of unknown origin, it is chiefly exported to China, where it is used as Incense etc.

Vor 20 Jahren, als ich, noch unbekannt mit den inländischen Benennungen der Spezereien, nicht wußte, was man in Lahore im Bazar bekommen könne, verschrieb ich mir aus Kalkutta aus einer Apotheke unter andern auch die Faba St. Ignatii und den Succus sepiae. Anstatt ersterm schickte man mir die Nux vomica, weil sie wie jene zu dem Geschlechte der Strychnos gehört; anstatt dem Succus sepiae bekam ich Ossa sepiae, und das darum, weil beide von demselben Fische kamen, ungeachtet sie eine ganz entgegengesetzte Farbe und verschiedene Wirkungen haben. Alle diese Strychnos-Arten, nebst den Knochen des Dintenfisches sind in Menge im Bazar Lahore's zu bekommen. Da mein langer Aufenthalt im Pendschab mir die Gelegenheit verschaffte, dieses Land mit den Produkten, die es hervorbringt, die daselbst vorkommenden epidemischen und endemischen Krankheiten, die inländischen Benennungen der Arzneikörper u. s. w. kennen zu lernen, und da dieser Theil des großen Hindustans als eine neue Eroberung der ostindischen Compagnie den englischen Aerzten weniger bekannt ist, als die untern Provinzen: so lebe ich der Ueberzeugung, daß ihnen dieses Werk aus gedachten Gründen nur um so willkommener sein müsse. Sie finden darin nebst der neuen Heillehre und dem dazu gehörigen Wörterbuche, welches auch die inländischen Benennungen der Krankheiten, der rohen Arzneistoffe u. s. w. enthält, die Flora medica Cashmiriana, die, wie ich gerne zugesteh, zwar nicht vollständig ist, obgleich viele der vorzüglichsten Eigenschaften und Wirkungen solcher Pflanzen, welche ich selbst durch Versuche entdeckt habe, darin vorkommen. Die dazu gehörigen Abbildungen sind mit jener Genauigkeit ausgeführt, die erforderlich ist, um einen ziemlich deutlichen Begriff davon zu geben. Ganz getreu der Natur konnten sie jedoch nicht dargestellt werden, weil dadurch meine Absicht, einen möglichst wohlfeilen Preis dieses Werkes zu erzielen, nicht hätte erreicht werden können.

Jeder vernünftige Mensch sollte von Rechtswegen mehr oder minder auch einige Begriffe von den Krankheiten und ihrer Heilung haben. Die bekannte und berühmte delphische Inschrift: *Γνῶθι σεαυτόν*, d. h. Kenne dich selbst, sagt es uns deutlich, daß schon das graueste Alterthum den hohen Werth dieses Studiums einsah. Wie oft kommen nicht im menschlichen Leben Fälle vor, daß derjenige, welcher auch nur halbwegs richtige Begriffe von den Symptomen hat, mit denen eine Krankheit gewöhnlich aufzutreten pflegt, und dabei seine Natur kennt, die bösartigsten Krankheiten entweder gleich in ihrem Entstehen unterdrücken oder wenigstens minder gefährlich machen kann.

Die im Pendschab befindlichen englischen Aerzte können aus der Flora medica Cashmiriana einen ganz besondern Nutzen ziehen, wenn sie sich, um nur auf den einen Umstand aufmerksam zu machen, durch den Sekretär des Medical-Club Lahore's jährlich die Kräuter Kaschmirs frisch kommen lassen,

und meiner Angabe gemäß davon Gebrauch machen wollen. Sie würden sich dadurch zugleich Ansprüche auf Anerkennung von Seite der Regierung erwerben, indem sie der letztern die großen Kosten für die Herbeischaffung ausländischer Medikamente ersparen hätten. Zu wünschen wär' es, daß jeder Arzt in dem Orte, wo er seine Kunst eine Zeit lang auszuüben gedenkt, sich mit den Produkten des Landes bekannt mache, die Eigenschaften der inländischen Heilmittel an Gesunden und Kranken erforsche, und den Krankheiten anzupassen suche, um dadurch so viel als möglich die stets theueren ausländischen, deren Herbeischaffung doch immer mehr oder minder mit Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden ist, zu ersparen und zu ersetzen, zugleich aber auch, um selbe stets frisch zur Hand zu haben. Gewiß wird der auf solche Art verfahrenende Arzt gar manche neue Entdeckungen zum Vortheile der Wissenschaft und zum Heile der Menschheit machen. Bei einem Spaziergang in Lahore nahm ich mir eines Tages aus Soldiers-Garden (Soldatengarten) einige Blätter von einer Pflanze zum Versuche mit nach Hause, bereitete daraus ein Medicament in Pastillenform, wendete selbes den folgenden Tag bei Kranken und Gesunden an, und kam dadurch zur Kenntniß der in meiner *Materia medica* angegebenen Heilkräfte der *Basella rubra*. Vergleichene Versuche lassen sich leicht begreiflicher Weise bis ins Unendliche vervielfältigen. Als ich zum ersten- und auch zum zweiten Male nach Lahore kam, war das Krankenhaus der Stadt unter der Leitung der Gebrüder, der Fakire Aziseddin und Auredin. Die Regierung bezahlte die Heilmittel, welche da täglich unter arme und reiche Leute ohne Unterschied unentgeltlich vertheilt wurden. Auch hier stellte ich Versuche an, und zwar auf eigene Kosten, da es nicht meine Schuldigkeit war im Dar e Schefa (d. i. in dem Krankenhause) der Fakire als praktischer Arzt zu wirken; denn ich hatte meine Bestallung nur für die Mitglieder des Darbar und für Hospersonen, womit noch die Aufsicht über die Pulverfabrik und Büchsenfabrikerei verbunden war. Als aber die Engländer dahin kamen, sperrten sie die Pulverfabrik sammt allen Büchsenfabriken, und gaben dem Darbar den Auftrag, außerhalb der Stadt ein öffentliches Krankenhaus zu errichten. Man übergab die Einrichtung und Leitung desselben mir, wodurch ich die lang ersehnte Gelegenheit fand, frei und im Großen die Experimente mit meiner neuen Heilmethode fortzusetzen. Dieß dauerte bis zur Vereinigung des Pendschab mit den Besitzungen der ostindischen Compagnie im Mai 1849 ohne Unterbrechung fort.

Natürlicherweise war mein Ordinationszimmer bald von einer Masse Kranker umlagert, da ich nicht nur die hübsch aussehenden und wohlschmeckenden Zuckerpastillen ohne alle Vergütung hingab, sondern auch noch artige Schachtelchen dazu schenkte. Auf der einen Seite des Lokales befand ich mich selbst, beinahe einem Zuckerbäcker ähnlich; auf der andern entgegengesetzten war

mein Hakim, d. i. muhamedanischer Arzt, gleichfalls vom Derbar angestellt, welcher Hamire benefshe (Confectio violarum), Sherbet e zufa (Syrup hyssopi), Skenjebil (Oxysaccharum) etc. vertheilte, und dem es, so wie mir, frei stand, die Kranken nach seiner Art zu behandeln. Auf diese Weise konnten dieselben ganz nach Belieben europäischer oder inländischer Heilmittel sich bedienen. Welch' ein Unterschied, ja Welch' eine gewaltige Kluft besteht nicht zwischen diesen beiden Methoden, meinem noch unbekannten Medial-Systeme und dem junanischen oder altgriechischen, welches mit vielen seiner Arzneimittel längst aus der europäischen Praxis verbannt ist! — Im Innern des Lokales saßen die drei vom Derbar angestellten Dscherah's, d. i. Pfasterstreicher, mit ihren Salbenbüchsen. Späterhin wurden mir noch die Zerrstümmigen zur Behandlung übergeben; und so war in meinem allgemeinen Krankenhaus jeden Tag vom Morgen bis in die Nacht ein Mille (Zahrmarkt), wo die Leute aus der Stadt und den umliegenden Ortschaften und Dörfern in Menge herbeiströmten, um für sich und die übrigen Heilmittel zu holen, so, daß ich, obwohl mir außer den oben genannten noch einige andere Helfer zur Hand waren, große Mühe hatte, Alle nach Wunsch zu befriedigen. Ich erlaube mir hier folgende Begebenheit beizufügen. Eines Tages hatte ein Mann, wie er mir selbst gestand, im Vorbeigehen gehört, daß der Dakter Sahib (Herr Doktor) so gute Heilmittel verschenke, und dadurch Lust bekommen, einige für sich und seine Freunde mitzunehmen. Etliche Monate nachher kam derselbe Mann wieder, brachte zugleich das Schächtelchen zurück, in welchem ich ihm für einen Freund das Medikament auf die Dauer eines Monats gegeben hatte, und wünschte dasselbe repetirt zu haben, da es so vortrefflich gewirkt hätte. Im Schächtelchen lag noch das Papier, worauf die Symptome der Krankheit, der Name des Mittels (Lentes) und das Datum des Tages, an dem ich es ihm gegeben hatte, notirt waren. Als der Mann mich versicherte, daß er aus Ludiana 140 englische Meilen weit herkomme, bloß um diese Medizin wieder zu erhalten, und daß er dann sogleich zurückkehren wolle; konnte ich nicht umhin, ihn zu fragen, was er für die Bestellung seines Auftrages bekommen habe, worauf er lachend erwiderte: Eine Kuh. — Das ist wahrhaftig gut gezahlt, dacht' ich mir, für einige Linsen, die ich gerade an jenem Tage ärztlich zubereitet hatte.

Damit nicht so leicht eine Verwechslung der Heilmittel Statt finden könne, indem oft Ein Bothe für drei oder vier Kranke Arzneien übernahm, so bediente ich mich verschiedenfarbiger, größerer und kleinerer Schächtelchen, in deren jedem das Papierchen mit meinen oben angedeuteten Bemerkungen, so wie die Dosis und wie vielmal des Tages er solche einzunehmen hätte, enthalten war.

Dem Gesagten zufolge wird man es begreiflich finden, daß ich bei vie-

len Krankheiten, wo ich die Kranken nicht einmal zu Gesichte bekam, sondern mich einzig und allein auf die meist sehr schwankenden Berichte der Boten verlassen mußte, auch keine sichere Diagnose habe stellen können, was um so mehr bei Ausschlägen und Augenkrankheiten der Fall war. So wurde mir z. B. ein Heilmittel gegen Blindheit abverlangt. In der Folge erhielt ich die Nachricht, daß der Erblindete wieder im Besitze seines Sehvermögens sei. Ich muß offen gestehen, daß ich noch heutiges Tages nicht weiß, was das für eine Art von Erblindung gewesen sein mochte. Vermuthlich ein noch nicht ausgebildeter grauer oder ein schwarzer Staar, weshalb ich in dergleichen zweifelhaften Fällen in meiner Heilmittellehre ähnliche Mittel einstweilen zu weiteren Versuchen in einer und der andern Krankheit beibehalten habe.

Zu deutlicherm Beweise der Vorzüglichkeit meines Medial-Systemes sei es mir erlaubt, hier anzuführen, daß im letzten Jahre meiner Dienstleistung in Lahore, nämlich: von 1848 bis 1849 von 800 Gefangenen, welche im sogenannten Dschailhospitale in meiner Behandlung sich befanden, während einer Frist von 12 Monaten nur 21 Kranke gestorben sind, und dieß entweder an den Folgen von tödtlichen Wunden oder an Marasmus und Dysenterie. — Erwägt man, daß das Gefängniß mit seinem Krankenhause am unreinsten Orte außerhalb der Stadt sich befindet, wo jeder Brunnen der Umgebung salzig-bitteres Wasser enthält, und daß ich trotz meines Aufsuchens und vieler Vorstellungen von der Regierung keine besondere Nahrung für meine Gefängniß-Kranken erhielt, folglich in die Nothwendigkeit versetzt war, eine bessere Nahrung, als die im Gefängniß gewöhnliche, den gefährlichen Kranken aus dem allgemeinen Krankenhause zu verabreichen, die aber dort durch Ersparung hereingebracht werden mußte: so wird man gestehen, daß ich bei allen diesen Mühseligkeiten und Schwierigkeiten einer besondern Gunst des Glückes mich zu erfreuen hatte, indem mir während eines Zeitraumes von zwei Jahren, seitdem das Dschailhospital gegründet wurde, kein Einziger an einer akuten Krankheit, als: Entzündung, Fieber, Cholera, Schlangengiften u. s. w. darauf gegangen ist. Nicht so glücklich war mein Nachfolger, der in den ersten 6 Monaten der Annexation des Pendschab, vom Mai bis Oktober 1849, wo ich noch zugegen war, nicht weniger als etliche 60 von 1000 Gefangenen dem Reiche der Schatten überlieferte. Wenn ich von solchen spräche, die er als Unheilbar entließ, und die gerade diejenigen waren, an denen ich meine Versuche anstellte, und damit manch glückliches Resultat erzielte, so könnte man mir dieß als eine Art von Rancune gegen diesen meinen Nachfolger anlegen; weshalb ich lieber davon schweige.

Die große Sterblichkeit, hieß es, habe den Wechsel des Dschailhospitals veranlaßt. Man hat nämlich ein größeres Krankenhaus auf der entgegengelegten Seite des alten östlich am Gefängnisse errichtet, wie auch allen

Gefangenen eine bessere Nahrung gereicht, ihnen weniger anstrengende Arbeiten angetraut und gestattet, frühere Gewerbearbeiten wieder zu betrieblen. Sie durften daher sich ganz ungehindert des Tabaks, des Opiums, der Robusköpfe, des Hanstrantes, des Lihers u. s. w. bedienen. Allein der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen, und das einzige Resultat alles dessen war, daß die Regierung größere Kosten zu bestreiten hatte.

Es wäre wirklich zu wünschen, daß mein Freund C. H. meinen Rath befolgte, die ihm lächerlich scheinende Heilmethode verlinchte, und sich von der Vorzüglichkeit derselben überzeuge. Er bane nicht all seine Hoffnungen auf die Wirksamkeit jener Heilmittel, die er als Eigenthum des Terbar von mir übernahm, mögen es nun bereits fertige Pastillen oder rohe Arzneistoffe sein, indem manche davon schon zu alt sein können und dadurch einen großen Theil ihrer Wirksamkeit verloren haben werden. Am sichersten geht der zu Werke, welcher, wie ich auch später in der Einleitung zu meinem Medial-Systeme erinnern werde, sich die Medikamente im frischen Zustande und eigenhändig bereitet, oder sie wenigstens in seiner Gegenwart und unter seiner genauen Aufsicht von damit vertrauten Personen bereiten läßt, damit er sich auf die Waffen verlassen könne, mit denen er die Uebel zu bekämpfen hat.

Zwischen meinen Papieren finde ich ein Schreiben, das ich von Seite eines, bei der Residentenschaft in Labore angestellten Beamten erhalten habe. Dieses Schreiben dürfte vielleicht Einigen, welche über meine früheren Aeußerungen ungläubig den Kopf schüttelten, als ein Beweis der Wirksamkeit meiner kleinen medizinischen Gaben dienen. Ich erlaube mir deshalb, hier eine wörtliche Abschrift davon beizusetzen.

Residency, 2. December 1846.

Dear and respected Sir,

I may appear seemingly to have neglected Your prescriptions, but y assure You I have not. The reason of my not doing myself the pleasure to call on You, has been owing principally to heavy business consequent on Col. Lawrence's leaving this, and some little to the distance of Your present residence. The pastills, however, last supplied being over, I come before You again a beggar; but before You comply with my petition permit to mention the effect of Your medicine. The largest sore in my gums is nearly filled up with fresh flesh, while the discharge generally from the gums is greatly lessened; my general health is much improved, so much so that I fear I am becoming almost as stout, again as I was at Simla; and when it is considered that I had but lately recovered from a violent attack of the liver it must be confessed, that my present improved health is to be ascribed to Your valuable medicines for the last month and half. While I thus express my most grateful Obligations, I trust You will continue Your kind favours for a little longer, and therefore beg a fresh supply, to be sent in an envelope: the box being at home, allow me to subscribe myself with high respect dear Sir

Your obliged humble Servant

Wm. Skinner.

Vergleichen Zeugnisse könnte ich mehrere aufweisen; halte es jedoch für unpassend, indem ich Niemandem mein System aufdringen will, ja sogar jeden Schein dessen sorgsam zu vermeiden mich bestrebe. Meine Sache ist und bleibt es bloß, auf das aufmerksam zu machen, was ich erfahren habe. Das Gewinnen einer Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Ansichten bleibe der Untersuchung jedes Einzelnen überlassen. Nicht minder will ich jedes unbescheidene Eigenlob möglichst vermeiden. Entnehme sich daher jeder unparteiische Beurtheiler aus der Erzählung meiner naturhistorisch-medizinischen Reisebeschreibung selbst, ob es eben nur dem blinden Glücke zuzuschreiben sei, daß ich trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse bei den hartnäckigsten Krankheiten so glänzende Resultate erzielte, oder ob der Tüchtigkeit meines Systemes und der eigenthümlichen Art und Weise meines Heilverfahrens einige Anerkennung gezollt werden müsse.

Einen großen Kampf hat man mit eingewurzelten Gewohnheiten und Vorurtheilen zu kämpfen, und es gehört wahrlich nicht wenig Geduld, Standhaftigkeit und Ausdauer dazu, als Sieger den Platz zu verlassen. Gewohnheit ist für den Körper, was Tugend für die Seele. Sie übt über die geistige und physische Natur des Menschen eine mächtige Gewalt. Wenn es schon schwer ist, eine alte Gewohnheit abzulegen, d. h. dasjenige zu vergessen, was man gelernt hat; so ist es gewiß eine noch schwierigere Aufgabe, sich etwas dafür anzueignen, was bisher unmöglich schien; denn es gehört dazu eine besondere Geduld und Entschlossenheit.

Ein Arzt will oft, geblendet vom eignen Systeme, nichts von dem eines Andern wissen. Ist er ja doch ohne dieses auch in Ruf gekommen und hat genug Kranke zu behandeln. Er findet es deßhalb auch weit bequemer, beim alten Schöndrian zu bleiben, als Neues zu erlernen, weil ihm dieß nach seiner beschränkten Ansicht nur vergebliche Mühe machen würde, wobei noch der Umstand eintritt, daß es über den Horizont aller seiner Begriffe hinausgeht, wie man mit geringern Arzeneigaben sicherer heilen und eher zum gewünschten Ziele gelangen könne. Wenn er nun noch dazu diejenigen gegen sich ein System ein Geschrei erheben hört, denen Gewinn lieber ist als ein gutes und ruhiges Gewissen, so wird man es wahrlich nicht seltsam finden, wenn so Einer in seinen einseitigen Ideen bestärkt wird. Ich kann Solchen, die entweder aus niedrigem Eigennuß oder aus eingewurzelter übler Gewohnheit oder wohl gar aus Unwissenheit dieses mein Medical-System in Verruf dürften bringen wollen, nur jenes allbekannte Sprüchlein zurufen: Si tacuissetis, philosophi mansissetis. Denjenigen hingegen, die mich eines Bessern belehren können und auch ehrlich genug sind, es zu wollen, zolle ich im Voraus meinen herzlichsten Dank; denn eine unparteiische und begründete Kritik meines Werkes wird mir jederzeit höchst willkommen sein.

Sollte diese Schrift Anerkennung finden; sollte die Beurtheilung derselben nicht ungünstig ausfallen, so werde ich mich glücklich schätzen, das erreicht zu haben, wornach ich mit so vielen Gefahren, Entbehrungen, Mühseligkeiten und Aufopferungen gestrebt habe. Ich wäre dadurch zugleich dem Schicksale so vieler anderer Männer entgangen, welche mit Freudigkeit die schönsten Jahre ihres Lebens, ihre Gesundheit, ja selbst ihr ganzes physisches Wohl zum Heile der Menschheit auf das Spiel setzten, und dafür statt Dank nur schwarzen Umdank und Verfolgung ernteten. Leider mußten so viele Wohlthäter des Menschengeschlechtes dies an sich erfahren, und Jeder, der noch etwas Höheres als sein eigenes Ich im Auge hat, muß gewissermaßen darauf vorbereitet sein. Gehen wir die Geschichte der wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen mit prüfenden Blicken durch, und wir werden sehen, daß man selbe Anfangs fast allgemein für Ausgeburten eines verbrannten Gehirnes betrachtete, und ihre Urheber dem Spotte und der Verachtung Preis gab. Sydenham, dessen Andenken ehrenvoll auf die späteste Nachwelt übergehen wird, wurde von so Manchem seiner Zeitgenossen mit dem Namen eines Charlatans und Mörders gebranntmarkt. Viele von Denen, die sich im 14. Jahrhunderte durch hervorragende Fähigkeiten und besondere Kenntniß der Natur und ihrer verschiedenen Erscheinungen auszeichneten, starben als Hexenmeister den Flammentod auf dem Scheiterhaufen. Galilei mußte noch als 70jähriger Greis in einen dumpfen Kerker wandern, weil er behauptet hatte, daß die Erde sich um die Sonne bewege. Solcherlei Erscheinungen gab es indeß von jeher und wird es wahrscheinlich auch immer geben, so lange Menschen — Menschen bleiben. Dieß wird aber gewiß den echten Freund der Wahrheit, welcher den Beruf und die Kraft in sich fühlt, die Kunst oder die Wissenschaft auf eine höhere Stufe zu heben, nicht von seinen Bestrebungen zurückschrecken.

Wir sehen, daß die Natur sich darin gefällt, scheinbare Zerstörungen anzurichten, um stets Neues hervorzubringen; und daß bei diesem beständigen Wechsel der Dinge Potenzen erzeugt werden, die zuweilen nachtheilige Einflüsse auf den animalischen Körper haben, und Krankheiten hervorrufen können und auch wirklich hervorrufen. Wir wissen ferner, daß die schützende und heilende Kraft der Natur in uns (*Vis conservatrix & medicatrix naturae in nobis*) für sich allein nicht immer hinreicht, sondern oft durch künstliche Hilfe wesentlich unterstützt wird, obgleich wir uns den eigentlichen Vorgang so wie die Bildung und die Bestandtheile der verschiedenartigen Krankheitsstoffe, wie z. B. der Epidemien und Contagien, nicht hinlänglich zu erklären vermögen. Indesß ist dieses ja auch bei andern Naturerscheinungen der Fall, wobei ich nur an den mineralischen und thierischen Magnetismus, an die Elektricität u. dgl. erinnere. Wer weiß mit Bestimmtheit anzugeben,

wie sich die Aerosoliten in der höhern Atmosphäre bilden? Solcher Einzelheiten ließen sich noch eine Menge beibringen; allein es wäre überflüssig. — Das große Buch der Natur liegt offen vor uns aufgeschlagen, doch nur wenige Auserwählte sind im Stande, die Geheimnisse zu entziffern, die es enthält.

Die Eigenschaften der Arzneimittel können bloß durch Versuche an Gesunden und Kranken erkannt, erprobt und festgestellt werden. Die Erfahrung lehrt, daß die Wirkungen derselben so mannichfaltig und verschieden sind, daß ein und eben dasselbe Mittel ganz entgegengesetzte Wirkungen haben kann, was theils von der Gabe und den Zwischenräumen, in denen man es eingibt, theils auch von der Körperbeschaffenheit, von Idiosyncrasien u. s. w. abhängt. So z. B. kann man mit kleineren Gaben solcher Mittel Ekel und Erbrechen heben, die in größeren Ekel und Erbrechen erregen. Gleichergestalt gibt es wieder andere Mittel, die in größeren Gaben abführend wirken, in kleineren hingegen den Durchfall stillen. Wenn also, wie es sich auch wirklich verhält, jedes Arzneimittel selbst in kleinerer Gabe seine besondern Eigenschaften und Wirkungen hat, so ist es unsere Pflicht, uns mit der Methode, mit kleineren Gaben heilen zu können, bekannt zu machen, und die angeerbten oder uns eingeflößten einseitigen und unsthaltigen Ideen und Grundsätze unserer Altvordern sammt allen ihnen anklebenden Vorurtheilen fahren zu lassen. Nur die gehörig kleinen Gaben von Arzneien können physische oder echt medizinische Wirkungen hervorbringen, und so, wenn man sie recht anwendet, von wohlthätigem Einflusse sein, während sie keinen Schaden stiften, falls sie mißbraucht werden. Die Ursache dessen ist darin zu suchen, weil sie bloß auf die Theile des Körpers wirken, worauf sie eigentlich wirken sollen, alles Uebrige hingegen gar nicht angreifen, vielweniger erschüttern oder schwächen. In dieser Beziehung könnte wohl füglich das italienische Sprichwort: *Cosa per forza non vale scorza*, angewendet werden. Die übermäßig großen Gaben von Arzneien aber, die den Mund, den Hals, die Brust, den Magen, die Gedärme, die Leber, die Milz, die Nieren, die Nerven, die Muskeln u. s. w. afficiren, gehören im Grunde genommen zu den Nahrungsmitteln, die unsere täglichen Genüsse sind, oder unter gewissen Voraussetzungen zu den schädlichen Stoffen, die man Gifte nennt, gleich viel, ob sie aus der lateinischen, altgriechischen, neugriechischen, indischen oder europäischen Küche herkommen. Sie verdienen nicht den Namen Medizin, wenn sie auch helfen sollten, wie dieß oft auch bei gewöhnlichen Speisen der Fall ist. Die Erfahrung zeigt uns überdieß, daß Kranke bisweilen trotz der verkehrtesten Behandlung wieder genesen. So macht die Heilkraft der Natur gar oft wieder gut, was Medikaster verderben.

Wie jedoch so kleine Gaben, die schon zu verschwinden scheinen, bevor sie noch in den Magen gelangen, sich wirksam beweisen, das können sich Viele

deßhalb nicht erklären, weil sie von der irrigen Voraussetzung ausgehen, daß der Magen, welcher der erste Verarbeiter alles dessen ist, was wir als Ersatz der verschiedenen Abgänge zu uns nehmen, auch wirklich ein Medicament in ausgiebiger Masse in sich aufnehmen müsse, um die Wirkungen desselben in alle einzelnen Systeme und Organe wie aus dem Mittelpunkte zu verbreiten. Die Erfahrung spricht aber laut dafür, daß es ganz unnöthig sei, die Arznei zu diesem Zwecke in solcher Ueberfülle in den Magen zu schütten. Die gehörig zubereiteten kleinen Theilchen von Heilstoffen lösen sich auf der Zunge vermittelst des Speichels auf, und werden so dem Magensaft mitgetheilt. Höchst wahrscheinlich gelangen sie nun, von den Magenerven eingesaugt, auf eine eigenthümliche Art durch die Reizbarkeit der Nerven, deren Triebfedern Elektrizität und Magnetismus sind, sofort bis in die entferntesten Theile des animalischen Körpers, wo ihre Wirksamkeit sich zu äußern vermag.

Wir sehen täglich, wie weit es der Mensch durch rastlos fortgesetzte Uebung in einer Sache bringen kann. Dennoch kostet es manchen Gelehrten unserer Zeit Mühe zu glauben, daß es in der Macht des Menschen stehe, sogar den Parzen zu gebieten, mit dem Spinnen des Lebenspfades eine Zeitlang einzuhalten. Die Geschichte des Fakirs, der die Kunst verstand, sich in einem Scheintodten Zustande auf längere Fristen vergraben zu lassen, ist der literarischen Welt bekannt, und soll im Verlaufe dieses Buches weitläufiger vorkommen.

Die in der *Materia medica* der gegenwärtigen Schrift aufgenommenen Arzneien sind gewählte, von mir selbst erprobte Mittel, welche eigentlich nur einen Auszug aus der beigegebenen medizinischen Abtheilung meines Werkes bilden, und zwar zur Erleichterung derjenigen, welche in den Fall kommen könnten, davon Gebrauch zu machen. Zu diesem Behufe würde ich aber unmaßgeblich rathen, bei den jeweiligen Krankheiten, von denen die Mittel entnommen sind, nachzusehen, und sich darüber ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß zu entwerfen. Ein derlei Index in Taschenbuchform gebracht, dürfte Aerzten sowohl als Nichtärzten von wesentlichstem Nutzen sein. Die übrigen Arzneimittel, welche in der *Materia medica* nicht speziell aufgeführt sind, obgleich sie in der medizinischen Abhandlung vorkommen, sind als weniger oder gar nicht erprobte nur für diejenigen Aerzte bestimmt, die Zeit, Gelegenheit und den guten Willen haben, selbst zu experimentiren, um meine angefangenen Versuche weiter fortzusetzen. Ich habe mehrere Krankheiten, welche unter Eine Kategorie gehören, in Gruppenform zusammengestellt; ferner angemerkt, welches Mittel eine bestimmte Krankheit hervorbrachte, und ob es gegen diese sich wirksam bewies oder nicht. Solche Mittel, welche die Krankheit zwar hervorbrachten, aber bei den Versuchen zu ihrer Heilung mehrere Male keine Resultate lieferten, wie auch eine Menge mir bloß im Allgemeinen angerathener Mittel habe ich, um nicht zu umfangreich

zu werden, gänzlich übergangen. Nur einige wenige, die bloß Einmal ohne Nutzen angewendet wurden, aber eines zweiten Versuches unter andern Verhältnissen würdig scheinen, indem sie die Krankheit, zu deren Bekämpfung sie angegeben sind, mehrmal erzeugt hatten, habe ich nicht ausscheiden zu sollen geglaubt. Nicht minder habe ich auch mehrere von mir bisher noch unversucht gebliebene Arzneimitteln beibehalten, sie jedoch mit der Anmerkung begleitet, aus welcher Quelle sie geschöpft sind, weil sie in meinem Manuale verzeichnet erscheinen, und sich unter der Zahl derselben doch manche befinden können, welche man durch Versuche als brauchbar erkennen dürfte. Ich war nämlich eifrigst bemüht, von den Eigenschaften der Mittel so viel als möglich zu sammeln, indem ich nicht wissen konnte, wie lange mir die Gelegenheit zum Experimentiren günstig sein würde. Dieser Umstand war Ursache, daß ich Vieles mehr flüchtig behandelte, und mich nicht lange mit den Versuchen eines und eben desselben Mittels beschäftigte, sondern schnell eine große Sammlung derselben zu machen trachtete, und daß ich größtentheils solche Substanzen, die entweder längst außer Gebrauch gekommen waren, oder aber ganz neue ungewöhnliche Mittel zusammen zu bringen mich bestrebte, von deren Eigenschaften und Wirkungen bis zur Stunde noch Niemand eine Ahnung hatte. Man gedenke hiebei, daß diese zahlreiche Sammlung größtentheils von eingebornen, unkultivirten, asiatischen Völkern herstammt, von Menschen, deren Aussagen man nicht unbedingt Glauben schenken kann, und daß bei aller möglichen Vorsicht, die ich dießfalls gebrauchen mußte, und wirklich gebrauchte, um keiner Täuschung anheim zu fallen, dennoch manche Unrichtigkeiten sich haben einschleichen können, die ich nicht auf meinem Gewissen behalten möchte. So z. B. bedienten sich Manche, trotz meiner deutlichen Anordnung, zu gleicher Zeit mehrerer Heilmittel und verschiedenartiger Pastillen, wenn sie nur einerlei Farbe hatten. Daher konnte ich gar oft nicht mit Bestimmtheit wissen, welcher Arzneikörper in einem gegebenen Falle sich wirksam oder unwirksam bewiesen hatte. Wie oft sah ich, daß in Lahore im allgemeinen Krankenhause die Leute von mir und von meinem Hakim, d. i. dem eingebornen muhamedanischen Arzte, zu gleicher Zeit die Heilmittel für einen und eben denselben Kranken nahmen, und das deßhalb, weil sie solche sowohl bei mir als bei dem Hakim unentgeltlich erhielten. Nicht minder traf es sich auch oft, daß sie die innern Mittel von mir verlangten, während sie die äußere Behandlung ihrer Abscesse, Geschwüre, Flechten u. s. w. von meinen Dscherah's, d. i. den eingebornen Chirurgen, verrichten ließen, als ob das Innere mit dem Aeußern in gar keiner Verbindung stände.

Da ich beim flüchtigen Durchlesen der in Ostindien gebräuchlichen Bengal-Dispensatory und Pharmacopoea, wie auch der *Materia medica indica* Ainslie's einige, obwohl nicht sehr bedeutende Fehler und Mängel bemerkt

habe; so erlaube ich mir in der englischen Ausgabe dieses Werkes meine dießfälligen Berichtigungen auf einem besonderen Blatte mitzutheilen, in der zuversichtlichen Erwartung, daß sie nicht unwillkommen sein und bei künftigen Editionen Berücksichtigung finden werden.

Schließlich danke ich dem Herrn Generalgouverneur Ostindiens, wie auch dem hohen Verwaltungsamte im Pendschab (Board of Administration) für die Pension, die sie mir für meine mehrjährigen Dienste, die ich dem Maharadscha Rendschit-Sing und seinen Nachfolgern geleistet habe, gütigst ertheilten. Diese, nebst demjenigen, was ich mir durch Eifer und Thätigkeit in meinem Beruf erspart habe, macht es mir möglich, anständig leben und so den Ertrag meines Werkes den Lehranstalten meiner geliebten sächsischen Landsleute in Siebenbürgen und der Förderung anderer gemeinnütziger Zwecke meines Vaterlandes widmen zu können.

Wien im Oktober 1850.

Der Verfasser.



Reiseerlebnisse.

So angenehm es einerseits ist, wenn man nach einer langen Reihe von Jahren aus der Fremde zurückkehrt, und nach glücklich überstandenen Mühen und Gefahren mit mannigfachen Erfahrungen und Kenntnissen bereichert, wieder den heiligen Boden seines geliebten Vaterlandes betritt; so ergreifend sind die Augenblicke, wo sich alle jene Mühen und Gefahren wie Rebelbilder, die schnell wieder verschwinden, der Erinnerung vorstellen, und lebhaft an die Vergangenheit mahnen.

Es war ein besonderer innerer Drang, fast möchte ich sagen, die Folge der Aufforderung einer innern Stimme, daß ich mich aufmache, die Heimat verließ, und dem Oriente zufliehe, wo die ersten Menschen, von denen uns die Geschichte Kunde gibt, ihre Wohnstätt hatten; wo zuerst Künste und Wissenschaften austauchten und blüheten, und von wo aus die Religion, jene göttliche Leuchte, ihre ersten goldenen Strahlen über einen großen Theil der Erde verbreitete.

Zum Frühjahr 1815 reiste ich aus Kronstadt in Siebenbürgen, meiner Heimat, durch die Bukowina, Moldau und Wallachei, wo ich über Ein Jahr verlebte, in die Türkei bis nach Varna am schwarzen Meere, von wo aus ich mich nach Konstantinopel einschiffte. Dieß war meine erste Seereise. Man sagte mir, daß die Fahrt von Varna bis Konstantinopel sehr kurz sei, weshalb ich auch die Reise dahin für nicht bedeutend hielt, und um so weniger an irgend eine damit verbundene Gefahr dachte. Da ich bei meiner Ankunft in Varna hörte, daß mehrere türkische Schiffe zur Abreise nach der Hauptstadt des türkischen Reiches segelfertig seien, so schiffte ich mich auch sogleich auf einem derselben ein, in welchem zufälligerweise nebst 17 Arnauten oder albanisch-türkischen Soldaten, auch eine artige Französin als Reisende sich befand, die aus Jassi kam, und moldauisch sprach, so, daß wir uns in dieser Sprache mit einander verständigen konnten. Als der Abend

heran kam, verließen wir mit gutem Winde, in Gesellschaft etlicher 20 kleiner Schiffe, wodurch unser Geschwader einer Flotille ähnlich wurde, den Hafen Varna's, und stachen in See.

Müde von der Tagesreise war ich, in süße Träumereien der Zukunft versunken, durch das sanfte Wiegen des Schiffes allmählich eingeschlafen, als mich auf einmal gegen Mitternacht der Lärm der Leute im Schiffe aus dem Schlafe weckte. Es kam nämlich aus Norden her ein furchtbares Ungewitter herangezogen, und zwar mit solcher Schnelle, daß uns gar keine Zeit übrig blieb die Segel einzuziehen, die in wenigen Minuten zerrissen waren und flatternd am Mastbaume sausten und pfliffen; auch der Mastbaum selbst erlag den fürchterlichen Windstößen. Krachend wurde er niedergeschmettert, und die schäumenden und aufgeweichten Bogen warfen sich ins offene Schiff. Es war eine stockfinstere Nacht, die nur rasch nach einander zuckende Blitze erleuchteten, denen eben so starke Donnerschläge folgten; dabei hagelte und regnete es in Strömen, und Alles gestaltete sich so entsetzlich, als ob sich die Elemente zu unserm Untergange verschworen hätten. Zu spät sah ich ein, wie Unrecht ich gethan hatte, mich in einem kleinen, offenen und schwer beladenen Fahrzeug' eingeschifft zu haben. Jedoch waren alle Schiffe, die ich zu Gesichte bekommen hatte, von derselben Größe und nicht weniger stark beladen gewesen. Beim Leuchten der Blitze gewahrten wir anfänglich einige von den Fahrzeugen, in deren Gesellschaft wir aus dem Hafen gelaufen waren, wie sie sich, gleich uns, mit aller Kraftanstrengung durch die schäumenden Wellen durcharbeiteten, und bald hoch wie auf Bergen schwebten, bald wieder wie in einer tiefen Schlucht kaum mehr zu bemerken waren. Doch tröstete uns ihr Anblick einstweilen noch so lange, bis sie endlich sammt und sonders unsern Blicken entschwanden. Die Wellen, die sich aus dem Meere in unser Schiff warfen, wurden mühsam und ohne Unterbrechung ausgeschöpft, wobei die Leute bis an die Knie im eiskalten Hagelwasser standen und in der Todesangst den letzten Rest ihrer Kräfte aufboten. Schon im Anfange des Gewitters, als der Mastbaum durch die Gewalt des Sturmes brach, erachtete man es für rathsam, das überladene Schiff durch Entleerung leichter zu machen, d. h. die Ladung ins Meer zu werfen. Noch steht das Bild lebhaft vor meinen Augen, obwohl seitdem schon 34 Jahre verflossen sind, wie man mit der Küche auf dem Verdecke des Hintertheiles, die in einem großen irdenen Feuerofen bestand, den Anfang machte, indem man sie von der Höhe ins Meer hineinstieß. Ihr folgten mehrere Fässer mit Honig, Säcke mit Wallnüssen u. dgl., so daß zuletzt nur noch die schweren Burdusse oder Ochsenhäute mit Talg gefüllt übrig blieben, die man ihrer gewaltigen Wucht halber nicht ganz herausheben konnte, weshalb man gezwungen war, sie mit Äxten und großen Messern zu zerhauen und stückweise herauszuwer-

fen — eine höchst mühsame Arbeit, da der Eal in der Kälte steinhart geworden war. Unserm griechischen Kapitän (denn wir hatten nebst diesem auch noch einen türkischen Kapitän) zerbrach bei diesem Zerhauen sein Matagan oder großes türkisches Messer im Ealge, worauf er, als er dabei noch sah, wie immer mehr und mehr Wasser ins Schiff drang, muthlos in die Kajüte unter dem Verdecke des Hintertheils sich begab und dort vor seiner *Navayia* (dem Muttergottesbilde) sich niederwarf, die Sorge für das Schiff ihr und dem andern Kapitäne überlassend. So weit war es bereits mit uns gekommen! Glücklicher Weise hielt das Ungewitter nicht lange an, und der Sturm, der wie mit einem Zauberschlage so plötzlich einhergebraust war, zog eben so geschwind vorüber. Unsere Hoffnung begaun sich neu zu beleben, und als der Tag anbrach, erblickten wir mit frohem Gefühle in der Ferne die hohen Gebirge Griechenlands. Majestätisch stiegen die ersten Sonnenstrahlen, deren Anblick uns neues Leben und neuen Muth einflößte, am heitern Horizonte, gleichsam wie aus den Tiefen des Meeres empor, und die Wärme, die sie verbreiteten, wirkte wohlthuend auf unsere von Kälte und Nässe erstarrten Glieder. Mit Hilfe des kleinen Mastbaumes, der auf dem Verdecke am Hintertheile des Schiffes sich befand, und weil uns noch überdies die Wellen begünstigten, kamen wir gegen Abend so nahe an das Land, daß wir ankern konnten. Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch schifften wir uns aus, und dankten Gott für das neue Leben, das er uns geschenkt hatte.

Wir machten eine Fußreise von beinahe 2 deutschen Meilen, und kamen in die einst berühmte griechische Stadt Apollonia, die jetzt nur mehr ein Marktflecken ist und Sissopoli heißt. Dahin wurde auch unser Schiff zur Ausbesserung gebracht. Ich fand dort meine Reisegefährten, die Arnauten, im großen Kaffeehause einquartirt, wo sie sich an einem Kohlenfeuer die erfrorenen Füße zu erwärmen suchten. Ich warnte sie, dieß nicht zu thun, worauf sie es auch, wiewohl zu spät, unterließen, indem mehrere von ihnen, wie ich nachher in Konstantinopel erfuhr, am Brande gestorben sein sollen. Im Kaffeehause war es so warm, daß ich nicht lange darin bleiben konnte; und obwohl ich mich dem heißen Ofen nicht näherte, um den schnellen Wechsel von Hitze und Kälte zu vermeiden, so holte ich mir doch daselbst rheumatische Fußschmerzen, die mich die vier Wintermonate hindurch weidlich plagten, und erst bei der Rückkehr des Frühlings gründlich geheilt werden konnten. Unter den vielen Mitteln, die ich dagegen versuchsweise gebrauchte, war die *Lawsonia inermis* von ausgezeichnete Wirksamkeit. Ich applicirte nämlich Abends beim Schlafengehen das pulverisirte Kraut derselben, welches ich mit Wasser zu einem weichen Brei verarbeitet hatte, an die schmerzenden Stellen der Füße, und wusch es in der Frühe nach abgenommenem Verbande wieder ab, wobei die Haut rothgefärbt erschien. Nebenbei gefagt färbt sich

mit diesem Kraute, welches in allen Bazaren des Orients pulverisirt zu bekommen ist, das schöne Geschlecht in der Regel Hände und Füße, zuweilen auch sogar das Gesicht, während es die Männer als Grundlage zur Schwarzfärbung ihrer Bärte benützen, wie in der Folge ausführlicher gezeigt werden soll. Zur Stärkung der Füße und des ganzen Körpers gebrauchte ich noch zuletzt die Seebäder, welche mich endlich vollends herstellten.

Von Sissopoli kamen wir mit gutem Winde binnen zwei Tagen nach Konstantinopel. Das Panorama der türkischen Hauptstadt mit ihren Umgebungen, das sich uns bei unserer Einfahrt in den Bosporus in seiner ganzen Großartigkeit darstellte, war so imposant und überraschend, daß ich in diesem Augenblicke alle bisher ausgestandenen Gefahren und Mühseligkeiten vollkommen vergaß, und ganz im Anblicke desselben versunken blieb.

Im Winter um die Mitte Dezembers 1816 war hier die Natur noch im grünen Kleide; allein nicht lange durfte sie mehr in diesem Schmucke prangen. Denn Anfangs Januars fiel mit einem Male ein ellenhoher Schnee, und es trat eine solche Kälte ein, wie ich sie in Konstantinopel wahrlich nicht zu finden glaubte.

Noch vor Vollendung des Jahres bot sich mir eine günstige Gelegenheit dar, meine Reise weiter ostwärts fortzusetzen, und zwar in der Eigenschaft eines Leibarztes des Gouverneurs von Tocat. Da diese Stadt im Innern Kleinasiens liegt, so erfaßte mich der Gedanke, bei diesem Anlasse meinen lang gehegten Wunsch, Jerusalem zu sehen, zu befriedigen. So angenehm sich auch diese dreiwöchentliche Reise im Sommer gestaltet hätte, so mühsam war sie im Winter, indem wir uns erst Wege durch den tiefen Schnee der hohen Gebirge Kleinasiens bahnen mußten, um fortkommen zu können. Die Karamane des neuen Gouverneurs, mit dem ich reiste, bestand aus etlichen 60 Pferden und Maulthieren. Eines Tages hatten wir im dichten Schneegestöber in den Gebirgen Anatoliens den Weg verloren, und mußten eine sehr üble Nacht verbringen, bis wir uns endlich am andern Morgen aus dem tiefen Schnee herauszuarbeiten vermochten, und ein Dorf fanden.

Auf dieser Reise fing ich an, altgriechische Münzen und geschnittene antike Steine zu sammeln, die zu jener Zeit ziemlich wohlfeil und bei den dortigen Silberarbeitern häufig zu bekommen waren. Leider kannte ich damals den Werth derselben nicht so gut, als jetzt.

Von Konstantinopel gingen wir über Ismid und Angora nach Tocat. In Tocat selbst blieb ich ungefähr ein Jahr, und begab mich sodann über Karsari, Tharsus, Adana, Alexandretta und Antiochia nach Aleppo oder Halep, wo ich unter den vielen Europäern auch mehrere Deutsche fand, und deßhalb gerne daselbst eine zeitlang mich der ärztlichen Praxis gewidmet hätte. Es hatte mich jedoch das Unglück getroffen, daß ich unterwegs krank wurde,

indem ich zwischen Adana und Alexandretta durch ein ungesundes, niederes, von der Malaria und dem Sumpffieber heimgesuchtes Moorland gekommen war. Nach einer vorhergegangenen Milgantzündung bildete sich in Aleppo ein Burmfieber aus, welches dann in ein hartnäckiges viertägiges Wechselfieber überschlug, von dem ich mich nicht eher gründlich befreien konnte, als bis ich Aleppo für immer verlassen hatte. Zudem konnte ich daselbst auf keine große Praxis hoffen, weil es allgemein hieß: Von einem Arzte, der selbst krank ist und sich nicht helfen kann, ist sich nicht viel Gutes zu versprechen.

Nach einer zweimonatlichen Reise längs der syrischen Küste hin, während welcher Zeit meine Gesundheit unangefochten blieb, versuchte ich die Rückreise nach Aleppo, bekam aber eine Station vor dieser Stadt mein Fieber wieder, gerade an demselben Orte, wo es mich verlassen hatte. Sonderbarer Weise fand ich bei meiner dießfälligen Nachrechnung, daß es an eben demselben Tage eingetreten war, an dem es mich hätte befallen sollen, wenn es nicht inzwischen ausgeblieben wäre. So lange ich in Aleppo mich aufhielt, war ich nicht im Stande mich gründlich davon los zu machen. Raun hatte ich jedoch nach drei Wochen Aleppo den Rücken gekehrt, so war auch mein Fieber verschwunden, ohne daß ich weiter irgend ein Heilmittel dagegen in Anwendung gebracht hätte. Im Ganzen war ich durch 10 Monate fieberkrank. Die Erfahrung, die ich bei dieser Gelegenheit an mir selbst machte, bestätigt den Satz: *Febris autumnalis est longa, non lethalis*. Während dieser 10 Monate habe ich mich zwar einige Male, doch immer nur kurze Zeit davon befreit. Man wird hieraus ersehen, daß dergleichen hartnäckige Fieber, wie auch so manche andere Krankheiten, wo Medicamente wenig oder gar nichts helfen wollen, durch Verlassen der Gegend, wo man von der Krankheit befallen wurde, geheilt werden können.

Später hatte ich Gelegenheit, in Tripoli (Syriens), wo ebenfalls die Sumpffieber endemisch sind, dergleichen hartnäckige Wechselfieber, die dem schwefelsauren Chinin widerstanden, mit dem blausauren Arsenik zu heilen, welchen ich damals in folgender Form gab, die freilich der sonderbar complicirten Mischung halber zu meinen jetzigen Ansichten nicht ganz paßt.

Rp. Arsen. alb. gr. j.

Sodae carbon. gr. v.

Nucl. persic. aut amygd. am. Scr. j.

Elect. anacard. arom. q. s. ut fiat massa, ex qua form. pill. Nr. xvj.

Consperg. pulv. cort. cinnam.

Sign. 4mal des Tages zu 1 Stück so lange einzunehmen, bis das Fieber ausgeblieben ist, worauf einige Zeit hindurch Morgens 1 Pille genommen wird, um Recidive zu verhüten.

Ich hatte Aleppo vor dem großen Erdbeben im Jahre 1819 verlassen, das so unsägliches Unheil anrichtete, und kam längs der syrischen Küste über Latakia, Tripoli, Beirut, Seida, Sur und Acri nach Nazareth, Jerusalem, Bethlehem u. s. w., wo ich die heiligen Orte besuchte, und, obgleich Protestant, in allen katholischen Klöstern der zuvorkommensten Aufnahme mich erfreute. Vom Gebirge herab begab ich mich nach Jaffa, woselbst ich mich nach Damiette einschiffte, und auf dem Nilflusse nach Kairo gelangte. Dort war zu der Zeit Giovanni Bozzari, ein Armenier aus Tokat, Protomedikus. Da ich von Tokat her dessen Bruder kannte, fand ich bei ihm die beste Aufnahme, und erhielt durch seinen Einfluß eine Anstellung in der Festung. Giovanni Bozzari hatte in Konstantinopel bei einem venezianischen Arzte gleichen Zunamens einige Studien in der Medizin gemacht, und behielt in der Folge den Namen seines Lehrers bei. Später leistete er in Aegypten dem Mehemed-Ali, als dieser nur noch ein Bimbashi oder Obrist war, wesentliche Dienste. Dieß verschaffte ihm dessen Gunst in einem so hohen Grade, daß er ihn nach seiner Erhebung zum Pascha, zu seinem Leibarzte und geheimen Rath' ernannte.

Zu eben dieser Zeit (1820—1821) schickte Mehemed Ali unter dem Commando seines zweiten Sohnes Ismail Pascha eine Armee nach Oberägypten, indem der ältere Sohn Tossun Pascha, der die Regierung vom Vater übernommen hatte, kurz vorher an der Pest gestorben war. Ich befand mich als einer der ersten unter den Aerzten, die sich anwerben ließen, um den Feldzug mitzumachen. Bevor jedoch der Abmarsch erfolgte, brach die Pest aus. Dieser Umstand bewog mich, meine gegenwärtige Stellung an einen andern abzutreten und nach Syrien zurückzukehren. Späterhin erfuhr ich den höchst unglücklich ausgefallenen Erfolg dieser Expedition. Kein einziger von den 10 oder 12 Aerzten, die mit der Armee abgegangen waren, kam zurück, und selbst Ismail Pascha fiel unter Mörderhänden.

Schon in Kairo machte ich Kuren, deren günstige Resultate für mich höchst erfreulich waren. Unter andern befreite ich einen griechischen Kaufmann aus Konstantinopel, der bereits durch 40 Jahre an Steinbeschwerden litt, und schon entschlossen war, sich der schmerzhaften und gefährlichen Operation des Steinschnittes zu unterziehen, durch den 6 Wochen lang fortgesetzten Gebrauch der verdünnten Salzsäure von diesem Uebel. In der Folge versuchte ich dasselbe Mittel bei mehreren Steinkranken in Syrien; allein stets ohne Erfolg. Ich erklärte mir dieses daraus, weil die Bestandtheile der Steine bei jenen Kranken andere waren, als die bei dem Griechen in Kairo, und die Salzsäure nicht geeignet ist, die Zersetzung und Auflösung unter allen Umständen ohne Ausnahme zu bewirken. Da ich nun das allgemeine Steinauflösungsmittel nicht errathen und finden konnte, so blieb mir nichts Anderes übrig, als die Operation mit dem Messer. Weil es in

Syrien auch Araber gab, welche sich mit Steinoperationen beschäftigten, dabei aber nur die alte Celsus'sche Operationsart anwendeten, die darin besteht, daß man den Stein mit den im Mastdarme eingebrachten Fingern herabzieht, und ihn sodann aus der Blase durch das Mittelfleisch heraus-schneidet: so gab ich dem Apparatus altus, vermittelst welchem der Stein aus der Blase durch den Pyramidalmuskel des Bauches herausgeschnitten wird, den Vorzug, was nach dem Gelingen der ersten Operationen allgemeines Aufsehen erregte und mir bald den Namen eines großen Operateurs verschaffte. Die ersten Operationen der Art unternahm ich auf dem Berge Libanon, denen mehrere in Damascus, in Bagdad, in Persien, Indien und sogar in Buchara folgten, wie man im weitern Verlaufe meiner Erzählung lesen wird.

Im Jahre 1822 hatte ich auch angefangen, die Kuhpockenimpfung in Syrien vorzunehmen. Die Lympe dazu bekam ich aus Aleppo, und sie bewährte sich als vollkommen zweckmäßig. Zwei sonderbare Fälle, die mir in diesem Jahre auf Dörfern bei Tripoli vorkamen, mögen hier eine Stelle finden. Die Epidemie der Menschenblattern wüthete daselbst zu dieser Zeit in ihrer fürchterlichsten Gestalt, und raffte gleich einer Pest Jung und Alt dahin. Man kannte aber den Gebrauch der Kuhpocken in Syrien eben so wenig, als man ihn vor Jenner's Entdeckung in Europa gekannt hatte, wiewohl sie sich auch in diesem Landstriche erzeugen. Ich befand mich, während dem diese Seuche grassirte, und so eben ihre größte Kraft entwickelte, gerade im Mittelpunkte ihres unheilvollen Wirkens. Eine Witwe, die zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter hatte, letztere aber mehr liebte, als ersteren, bestand hartnäckig darauf, nur den Sohn versuchsweise impfen und erst dann ihr Herzenstochterchen dieser Operation unterziehen zu lassen, wenn sie nach Ablauf einer Woche, bis zu welcher Zeit ich wieder zu kommen versprach, mit der Impfung zufrieden sein würde. Mir blieb demnach nichts Anderes übrig, als zuerst den Sohn zu impfen. Als ich am achten Tage wieder dahin kam, um meinen Impfling zu besuchen, fand ich die Frau im verzweifelten Zustande. Die Tochter war ihr während dieser Frist an den Pocken gestorben, und der Sohn befand sich recht wohl mit einigen dicken, perlen-ähnlichen Pusteln am Arme. Zu spät bedauerte sie, meinem Rathe nicht Gehör geschenkt zu haben, und sah dem zufolge den Tod ihrer geliebten Tochter als eine gerechte Strafe des Himmels an. — In einem andern Dorfe, unweit von diesem, hatte ich in einem Hause eine ganze, aus acht Personen bestehende Familie, zu gleicher Zeit geimpft. Bei meiner Rückkehr am achten Tage fand ich einen jungen Mann von 20 Jahren im Sterben, in Folge brandiger Pocken, die bei ihm am Abende desselben Tages, wo ich ihn impfte, ausgebrochen waren. Die Kuhpockenimpfung konnte ihn daher nicht schützen, weil er schon von Menschenblattern angesteckt war, indem er, wie man mir

sagte, einen an den natürlichen Pocken Verstorbenen auf dem Rücken fortgetragen hatte. Bei den übrigen sieben in diesem Hause Geimpften fand ich die schönsten Kuhpocken auf den Armen, und sie blieben auch von der Epidemie verschont.

Man ist allgemein der Ansicht, daß die Impfung der Kuhpocken nur während eines Zeitraumes von zwanzig Jahren ihre schützende Kraft bewähre. Ich bin, wenn ich mich recht entsinne, mit Anfang des Jahres 1800 in meiner Heimat geimpft worden, und zwar mit einer so guten Lympe, daß ich viele bedeutende Menschenblattern-Epidemien gesehen und behandelt habe, wie z. B. noch zuletzt in Lahore in den Jahren 1848 bis 1849, ohne daß ich eine zweite Impfung an mir vorgenommen hätte. Indessen kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich an beiden Armen gleichzeitig von Arm zu Arm geimpft worden bin, während man sonst in der Regel die Impfung nur an Einem Arme vornimmt, und in Ermangelung von Lympe auch nur einer mit Wasser abgeriebenen Kruste sich bedient. Schaden können jedoch die zweiten und dritten Impfungen keineswegs. Auch in Lahore und dessen Umgebungen sind Tausende von mir geimpft worden. Während dieser Zeit bekam ich einmal von englischen Aerzten zwei sehr verschiedene Kuhpockenstoffe, einen von Ambala, den andern von Delhi. Der von Ambala war guter Art, der von Delhi aber taugte nichts, indem dabei der Pustelverlauf zu geschwinde vor sich ging. Auch war die Areola, welche die Pusteln umgab, nicht roth und hart genug, und so mancher meiner Impflinge bekam mit dieser Materie dennoch die Pocken. Ich impfte deswegen auch nicht mehr mit diesem Stoffe, als ich etwas später den aus Ambala bekam.

In Tripoli fand ich den neuen Gouverneur Berber, der, obgleich von minderem Herkommen, durch List, Muth und Entschlossenheit der Citadelle und bald darauf auch der Stadt sich bemächtigt hatte. Er war ein kurzhalfiger Mann, von kleinem gedrungenen Körperbau, vom sogenannten habitus apoplecticus, der in Folge seiner sitzenden Lebensweise an Goldaderknoten und hartnäckiger Verstopfung litt, wogegen er ein Mittel von mir verlangte. Als ich ihm dießfalls in Gegenwart mehrerer Personen ein Rhytium anrieth, blickte er mich mit zornglühenden Augen an, als ob ihm dieses Mittel schimpflich erschiene, so, daß ich wirklich bedauerte, mich auf solche Art geäußert zu haben. Denn ich erinnerte mich im Augenblicke, daß die arabischen Aerzte zwar die guten Wirkungen der Rhytiume aus Büchern kennen, jedoch nur in seltenen, höchst dringenden Fällen, wo andere Mittel sie im Stiche lassen, oder ihnen nichts Weiteres zum Versuche übrig bleibt, davon Gebrauch machen, weil es in einem Lande, wo die P.....e zu Hause ist, für eine Schande gehalten wird, von so etwas zu sprechen. Ich gab ihm daher auf sein Verlangen Pillen, und zwar folgende, die ihm sehr gut thaten:

Rp. Aloes dr. vj.

Masticia

Rosar. rubr. aa. dr. jj.

Syr. absynth. q. s. ut f. massa, ex qua form. pill. gr. iij.

Consp. pulv. cort. cinnam.

Dos. 4—6 Stück vor dem Schlafengehen an denjenigen Tagen einzunehmen, wo kein Stuhl erfolgt ist.

Reißbei empfahl ich dringend die bekannte diätetische Regel: *Post coenam stabis, vel passus mille meabis*, d. i. nach dem Essen sollst du sehn oder tausend Schritte gehn; oder noch deutlicher, wie es die Engländer ausdrücken:

After dinner sit a while,
After supper ride a mile.

Mehrere Jahre hindurch brachte ich die kalten Wintermonate in den Seestädten der syrischen Küste zu, vornehmlich in Tripoli oder Beirut, wo es im Winter bloß regnet; die heißen Sommermonate hingegen verlebte ich in verschiedenen angenehmen Gegenden des Libanon-Gebirges. In Araba unweit Saida lernte ich die Lady Esther Stanhope, dieses bizarre Original eines Frauenzimmers, welche sich Königin von Palmyra nannte, in ihrer Residenz kennen, und man erzählte mir verwundert, daß sie vor Kurzem eine ganze Ziegenheerde habe umbringen und vergraben lassen, bloß aus der Ursache, weil einige räudige Stücke darunter sich befanden; denn sie befürchtete, daß durch den Genuß des Fleisches solcher Thiere oder ihrer Milch eine Epidemie im Lande entstehen könnte.

Unweit Tripoli liegt am Fuße des Libanon in einem romantischen Thale Mesrat el tufâ, d. i. Aesfeldistrikt, wohin man mich zu einigen Fieberkranken verlangte. Meine Freunde rathen mir jedoch in der Meinung, es herrsche daselbst eine ansteckende Seuche, nicht hinzugehen. Dessen ungeachtet nahm ich keinen Anstand, den Hilfesuchenden meinen Beistand angedeihen zu lassen. Ich ritt hin und sah, als ich in die Nähe des Dorfes anlangte, die Maroniten-Mädchen (Christinnen) mit Krügen auf den Köpfen, wie sie so eben vom Brunnen kamen. Jedes von ihnen hielt einen Zwiebelkopf in der Hand, woran es zuweilen roch. Die Epidemie hatte den Charakter eines Synochus, und es waren mehrere Personen plötzlich hinter einander gestorben, was allenthalben große Angst verbreitete. So eben hatten sie die Seidenernte beendigt, und ich fand die Kranken in elenden niederen Häuschen, die keinen Luftzug hatten. Ich erachtete es deßhalb für gerathen, sie aus ihren Wohnungen heraus und in ihre Fabriken bringen zu lassen, wo früher die Seidenwürmer gewesen waren; und wirklich stellte sich

dadurch das glückliche Resultat heraus, daß unter meiner Behandlung auch nicht ein Einziger starb.

Von Mesrat el tufá ward ich etwas weiter hinauf auf den Libanon nach Gito zum französischen Exdolmetsch Isaal Torbei beschieden, der schon mehrere Tage lang an einer hartnäckigen Angina litt, kein Wort hervorbringen konnte, und dem Erstickten nahe war, indem er selbst bei der größten Anstrengung kaum zu athmen vermochte. Ich untersuchte seinen Rachen, entdeckte darin einen großen reifen Absceß, und öffnete denselben unverweilt, worauf der Kranke, wie man sich leicht denken kann, mit einem Male im Stande war, leichter zu athmen. Seine gänzliche Herstellung erfolgte bald darauf. Von Gito brachte man mich nach Kannobin, der Residenz des Maroniten-Patriarchen, wo der Bischof Mutran Seman sehr krank darnieder lag. Kannobin liegt an einer schräg auflaufenden Anhöhe in einem großen Thale, und es bietet sich von da aus eine ungemein romantische Aussicht auf die Gegend dar. Es ist jedoch dieses Kannobin keineswegs eine Stadt wie das Dictionnaire encyclopédique français 2 Edition irrig angibt. Der Landesstille gemäß ließ ich mir auch hier, wie allenthalben, das Honorar für die Visite im Voraus bezahlen, weil ich nicht wissen konnte, ob ich den Kranken noch lebend antreffen würde. In Kannobin angelangt, fand ich den Bischof im bewußtlosen Zustande am Nervenfleber darnieder liegend. Nach näherer Untersuchung bot sich mir wenig Hoffnung für sein Aufkommen dar. Seine zahlreichen Anverwandten schienen dieselbe Ansicht zu theilen; denn sie hatten sich sämmtlich an seinem Lager eingefunden. Ich kam mit den Brüdern des kranken Bischofs überein, wie viel mir für die Kur desselben zu entrichten käme, und ließ mir die Hälfte der Summe für die Arzneien im Voraus bezahlen. Die andere Hälfte für meinen ärztlichen Beistand sollte mir der Kranke selbst nach erfolgter Genesung einhändigen. Da dieses Uebereinkommen mit den Brüdern schriftlich in Kontraktform abgeschlossen worden war, so wurde die betreffende Urkunde dem Gesetze gemäß auch von mehreren Zeugen unterschrieben. Nachdem dieses geordnet war, entfernte ich die Menge der lästigen Zuschauer, welche das Krankenbett umgaben, und in jeder Beziehung störend einwirkten, bis auf vier Personen, denen ich die fernere Besorgung des Patienten anvertraute. Ich hatte nun die nöthige Ruhe, um bei einigem Nachdenken zu ersehen, daß der Kranke durch die ganz verkehrte Behandlungsweise seiner bisherigen Aerzte in den jetzigen Zustand gerathen war. Man hatte ihm nämlich ohne allen Grund eine Masse Blutes entzogen, und ihn, von einer gleich unrichtigen Ansicht geleitet, verschiedene Pflansen und Purgiermittel nehmen lassen. Wie ich von den Umstehenden erfuhr, hatte er seit den vier Tagen, während welchen er im bewußtlosen Zustande dahin lag, keine Entleerung gehabt. Ich fand es daher räthlich, die

Nur mit einem erweichenden Klystiere zu beginnen, und die gute Wirkung blieb nicht aus. Ich lüftete hierauf das Zimmer, spritzte dem Kranken in verschiedenen Nasen mit Rosenwasser gemischten Essig ins Gesicht, und ließ ihm die kalten Füße künstlich erwärmen. Um 10 Uhr Abends legte ich ihm ein blasenziehendes Pflaster auf den Nacken, und gab ihm folgendes Pulver:

Rp. Op. pur. gr. v. Camph. gr. ij. Ipecac. gr. j. Tart. stib. gr. β.
Sacch. alb. Ser. β. M. f. pulv.

Dieses Pulver schüttete ich ihm in den Mund, und spülte es durch etwas langsam nachgegoßenes Wasser von der Zunge ab, worauf er bald in einen starken Schweiß gerieth und die Nacht ziemlich ruhig zubachte. Es war dieß der gütliche Erfolg, den ich von dieser Mischung in dergleichen Fällen so oft gesehen hatte, während geringere Opiumgaben von 1 bis zu 2 Gran die Krankheit nur verschlimmerten. Durch diese eingetretene und gut verlaufene Krise war der Kranke genettet. Am demselben Tage, als ich die Besserung des Bischofs verkündigte, fand ich Gelegenheit, in eben dem Hause eine zweite Kur zu machen, die schon in einigen Stunden beendet war, und deshalb nicht geringes Aufsehen erregte. Es litt nämlich der Sakristan des Patriarchen an einem unregelmäßigen Tertianfieber; und da es gerade der heberfreie Tag war, er über Schwindel, Appetitmangel und Mundbitterkeit klagte, ein schlechtes Aussehen und die weiße Augenhaut gelblich gefärbt hatte, so gab ich ihm ein Brechmittel aus Tartar. stibiat. bestehend in aufgelöstem Zustande und abgetheilten Dosen ein, worauf er sich übergab, und einen langen Bandwurm ausbrach, an dem ich so lange zog, bis ich ihn abriß. Als ich ihm hierauf eine weitere Dosis Brechweinstein nachgab, wirkte es nicht mehr aufwärts, sondern, wie es oft zu geschehen pflegt, abwärts, und somit wurde auch der Rest des Wurmes abgeführt. Ich ließ sowohl die durch das Erbrechen entleerten als auch die durch das Purgiren abgegangenen Stücke des Wurmes sammeln, und rein gewaschen an einer Elle abmessen. Die Länge aller zusammen betrug 32 Ellen. Ueberdieß zeigten sich noch drei Köpfe, woraus ich in der Voraussetzung, es würden dadurch drei Bandwürmer konstituiert, den Schluß zog, daß auch drei solche vorhanden gewesen seien, mithin kein Solitarius, wie man unrichtig den Bandwurm zu benennen pflegt. Es war die *Taenia osculis superficialibus* (the broad tape worm). Ich bewahrte diese Stücke in Spiritus, und führte sie mit mir herum, um selbe den Leuten zu zeigen. Allein es war für die Bewohner der dortigen Gegenden nichts Neues, indem der Bandwurm auf dem Libanon, wie ich hörte, eine bekannte Sache war. Während ich mich damit beschäftigte, den Bandwurm zu messen, kam der alte Patriarch Hanna zu mir, sah mir eine geräumte Welle mit vielem Interesse bei dieser Beschäftigung zu, setzte sich

dann, und fragte mich plötzlich ganz unvermuthet, ob ich den Napoleon gekannt hätte?

O ja, antwortete ich, wenn auch nicht persönlich, doch dem Namen und dem Rufe nach.

Wodurch fragte er weiter, hat er sich denn einen so großen Ruhm erworben, daß sein Name sogar bis zu uns gedrungen ist?

Durch sein außergewöhnliches Feldherrntalent, war meine Erwiderung, wodurch es ihm gelang, in kürzester Zeit die mächtigsten Heere zu schlagen, und sämmtlichen Herrschern Europa's Befehle vorzuschreiben.

Wenn das so ist, fuhr er weiter fort, wie kommt es, daß er in die Gefangenschaft der Engländer gerieth?

In Folge seines unglücklichen Winter-Feldzuges in Rußland, bedeutete ich ihm, und seines zu großen Vertrauens auf den Edelsinn der Engländer, denen er sich überlieferte, als er der Uebermacht seiner Feinde erlegen war.

Er ist erlöst, fiel er mir in die Rede. Vor kurzem ist die Nachricht aus Tripoli angelangt, daß er gestorben sei.

Friede seiner Asche! rief ich bei dieser Kunde tief erschüttert aus, mit ihm ist ein Kieselgeist, wie deren die Geschichte wenige kennt, dieser Welt entschwunden.

Bei diesem Ausrufe erhob sich der ehrwürdige Greis, sichtlich bewegt, von seinem Sitze, wankte schweigend auf mich zu, legte die eine seiner zitternden Hände auf mein Haupt, und erteilte mir mit der andern thränenfeuchten Augen seinen Segen.

Die Bewohner des Libanon glauben, daß die häufige Erzeugung des Bandwurmes in ihrem Lande eine Folge des Genusses des rohen Fleisches sei, worauf sie unmäßig Branntwein trinken. Allerdings kann dieser Umstand viel dazu beitragen. Die Hauptursache der Entstehung desselben scheint mir jedoch in dem Umstande zu liegen, daß die ärmeren Leute, die auch am meisten diesem Uebel ausgesetzt sind, in den Zimmern, wo die Seidenwürmer aufgezogen werden, schlafen, und die schädlichen Stoffe der faulenden und sich zersetzenden Maulbeerbaumblätter, wovon sich die Seidenwürmer nähren, einathmen — eine Ansicht, der ich mit um so mehrerem Rechte huldigen zu können glaube, als die Cortex radices mori nach homöopathischen Grundsätzen als ein Anthelminticum anempfohlen wird. Die Leute dort zu Lande haben eine eigenthümliche Methode, sich vom Bandwurme zu befreien, wenn er ihnen lästig wird, d. h. wenn er üble Zustände bei ihnen hervorbringt, was jedoch selten der Fall ist, indem er größtentheils von selbst stückweise abgeht. Sie nehmen nämlich am frühen Morgen nüchtern ein Stückchen gemeiner Seife (dr. ij.—dr. iij.) in einer von den Samenkörnern gereinigten Feige; hierauf braten sie ein fettes Fleisch am Kohlenfeuer, um wie sie glauben, den Wurm in den Magen heraufzulocken, lauen dann den Braten, ohne

weder den Speichel, noch den ausgesogenen Saft hinabzuschlucken. Wenn sie nun glauben, daß der Wurm bereits im Magen ist, was man fühlen soll, so trinken sie auf einen Zug bei zugestopften Nasenlöchern eine tüchtige Gabe starken Spiritus, der den Wurm (vielleicht auch den Kranken) angreifen und berauschen soll, und der ihn in den Unterleib hinabtreibt, von wo aus er vermittelst eines starken Purgirmittels herausgeschafft wird. Eine wahre Pferdekur!

Hat man den Wurm im Magen, so ist ja der nächste Weg der nach oben, vermittelst Brechweinstein (wie so eben erzählt wurde), daher man den starken Brantwein und das drastische Purgirmittel entbehren kann. Glaubt man jedoch, daß letzteres mit dem Wurm zugleich den Schleim, sein Nest, abführt und vom Organismus entfernt, so kann man selbes auch ohne Spiritus einige Tage nach erfolgtem Abgange des Wurmes in Anwendung bringen. Ohnweit Kannobin, unter den höchsten Gipfeln des Libanon, wo ein ewiger Schnee liegt, unter dem aber auch zugleich die weltberühmten Cedern wachsen, befanden sich die Dörfer Eden und Bescherri, wo ich ebenfalls im Sommer 1821 mehrere günstige Kuren machte, sogar die Häuptlinge der Maroniten und Drusen (den Scheik Beschir und den Emir Beschir) kennen lernte, indem sie wegen Rebellen mit ihren Truppen hingekommen waren. Ich ertheilte ihnen ebenfalls ärztlichen Rath, was zur Folge hatte, daß ich später auch nach ihren Residenzen, nämlich nach Eidin (oberhalb Delfamer) und nach Multara gerufen wurde, wo ich ebenfalls bedeutende Kuren machte, so daß ich mehrere Jahre hindurch in dem heiligen Lande, in den schönsten romantischen Gegenden recht angenehm verlebte.

Ich versuchte auch in Bescherri zu impfen, doch ich fand, daß die Einwohner nicht geeignet dazu waren; der Stoff griff nicht an, und ich ließ mir sagen, daß Niemand unter ihnen die Pocken bekomme, und daß, weil ihre Kühe in manchen Jahren die Pocken haben, deren Ursache der Wechsel des Klima's sein soll. — Die Einwohner der hohen Regionen bringen nämlich mit ihrem Viehe den Winter in der Ebene, in Sgorta unweit Tripoli zu. Daraus schließe ich, daß die Bescherrier von ihren Kühe-Pocken inficirt, vielleicht schon in der Generation — geschützt vor den Menschenblattern sind.

Eine besondere Krankheit, die auf dem Libanon so häufig vorkommt, ist das sogenannte habet el kei (Brennengeschwür), welches ganz verschieden ist von dem in Aleppo und in Bagdad endemischen Rutone d'Aleppo, einem Geschwür, das so gerne auf den Backen der schönen jungen Frauen sich ausbildet, ein Jahr eitert, und eine garstige Narbe hinterläßt, aber nicht lebensgefährlich ist. Das habet el kei hingegen kommt als ein akutes, oft lebensgefährliches Geschwürchen vor, und zwar in den innern sowohl als äußern Theilen, weshalb seine Erkennung öfters eine schwierige Sache ist;

wenn man es jedoch erkannt hat, so kann man die Heilung desselben augenblicklich mit dem glühenden Eisen (woher es auch den Namen habet el kei, Geschwür zum Brennen, hat) bewirken, gleichviel ob seine Erzeugung in inneren oder äußeren Organen sein mag. — Daher steht man auch auf dem Libanon so viele Kinder, bei denen das Cauterium actuale als Praeventive auf den Vorderkopf applizirt worden ist. Kommt dieses Geschwürchen äußerlich vor (z. B. im Gesichte), wo ein brennendes Knötchen entsteht, das eine bläuliche, zuletzt eine schwarze Farbe, wie ein Carbunculus bekommt, so ist es lebensgefährlich, wenn man ihm nicht bei Zeiten zuvorkommt, es sogleich örtlich mit dem glühenden Eisen brennt, und zerstört. Beim Brennen solcher Geschwüre soll man manchmal das Zerplätzen hören, was als ein gutes Zeichen angesehen wird.

In Agosta, der Provinz Restroan, kam mir ein Fall vor, der mich, oder besser gesagt, unsere europäische Curart, die man lege artis heißt, beschämte. Ich wurde nämlich gleich im Anfange einer akuten Ophthalmie einer Frau aus einem der ersten Häuser der Scheik hoasni (Edelleute von alter Herkunft) um Hilfe gerufen, wo ich den antiphlogistischen Apparat in seinem ganzen Umfange versuchte, nämlich zur Ader ließ, Blutegel ansetzte, blasenziehende Pflaster legte, Calomel, Brechweinstein in kleinen Gaben, Laxiertränken (aus Senna, Manna, Salz u. s. w.), Dover's Pulver, nebst verschiedenen Collyrien aus Sublimat, Plumbi acet., Laudanum, Campher, Rosenwasser u. s. w. ohne merkliche Besserung anwendete, bis ich eines Morgens unerwartet meine Kranke besser fand, was ich sogleich meiner Medizin zuschrieb. Nein! sagte die Kranke, meine Besserung verdanke ich Ihren Medicinen nicht, wohl aber dem Schuster Ibrahim; dieser kam gestern Abends zu uns, sah, daß ich an den Augen litt, und erkannte meine Krankheit sogleich für das habet el kei. Er brannte mich hierauf, und seit dem Augenblicke befunde ich mich besser und habe auch ruhig geschlafen. Ich ersuchte sie, den Ustad (Meister) Ibrahim rufen zu lassen, was sie auch that. Er kam, und ich fragte ihn, wie er habe wissen können, daß die Ursache dieser Augenentzündung das habet el kei gewesen sei. Seine Antwort war, daß man es jederzeit an folgenden Umständen erkennen könne:

1. Blutentziehungen mit den übrigen Mitteln versagen ihren Dienst.
2. Der Kranke hat einen üblen Mundgeruch, sein Speichel zieht sich in Fäden.
3. Es findet ein örtlicher Brennschmerz Statt, der den Kranken Tag und Nacht quält, was eigentlich (wie er meinte) das beste und zuverlässigste Kennzeichen fürs Kei (Brennen) sei.

Außer diesem verstand Ibrahim wenig oder gar nichts von anderen Krankheiten: demungeachtet konnte man ihm nicht sagen: Schuster bleib bei

deinem Leisten. — Das *Canterium actuale* war auch bei dieser Frau auf den Vorderkopf applicirt worden, nachdem zuvor die Haare dieser Stelle mit einem Scheerchen knapp abgeschnitten waren. — Es ist kein Zweifel, daß die Wirkung des glühenden Eisens heftiger und eindringender ist, als die eines blasenziehenden Pflasters, und durch letzteres nicht ersetzt werden kann, weshalb es auch bei den Arabern noch heutigen Tags (bei Menschen und Thieren) so häufig angewendet wird. — Die europäischen Aerzte unserer Zeit hingegen machen wenig Gebrauch davon, vermuthlich, weil sie die damit verbundenen heftig eindringenden Schmerzen befürchten, was aber eigentlich gerade das ist, was eine heilsame Wirkung hervorbringt.

In Tripoli (Syriens) führte ich mir durch Unvorsichtigkeit ein höchst unangenehmes Ereigniß herbei, aus dem ich aber manch' Lehrreiches entnahm, weshalb ich diese Begebenheit hier mittheile. Als ein passionirter Jäger schon seit meiner Jugend war ich in einem Sumpfe ein oder zwei Stunden lang den wilden Enten nachgegangen. Es geschah dieß zur Winterszeit, an einem öden einsamen Orte, eine deutsche Meile von der Stadt, und nicht weit vom Meere. Ich befand mich hier ganz allein, und war so in die Jagd vertieft, daß ich erst kurz vor dem Sonnenuntergange daran dachte, es sei schon die höchste Zeit, nach Hause zurückzukehren. Ich verließ nur den Sumpf, setzte mich am Rande desselben auf die Erde, um mich wieder anzukleiden; doch wer schildert meinen Schrecken! meine Füße waren unbeweglich, starr und gelähmt, so daß es mir unmöglich war, die Hosen und Stiefel anzuziehen. Doch mein Entsetzen stieg noch, als ich bedachte, daß ich hier, in der Wüste, von jeder menschlichen Hilfe entblößt sei! Was soll nun aus mir werden, soll ich durch den Frost der Nacht zu Grunde gehen, oder die Beute der Hyänen, Lieger und anderer Raubthiere werden, die hier ihre nächtlichen Streifzüge halten! Diese und ähnliche Gedanken stiegen in mir auf; kurz ich befand mich in einem Zustande der Verzweiflung. Doch, wenn die Noth am größten ist, ist auch die Hilfe am nächsten. Ich erinnerte mich in demselben Augenblicke, daß ich die Unvorsichtigkeit begangen hatte, ermüdet und erhitzt in den Sumpf zu gehen, weshalb ich so lange nichts fühlte, als ich darin herumwatete, und das mir zugezogene Uebel in seiner ganzen Gestalt erst kennen lernte, als die kalte Luft mit dem Körper in Berührung kam. Eine Lähmung der Füße (eine Paraplegie) hatte sich plötzlich ausgebildet, und es gab nur ein einziges wirksames Hilfsmittel, nämlich wieder einen allgemeinen Schweiß hervorzubringen. Doch, wie dieß bewirken? Hier war guter Rath theuer! — Aber Noth und Verlegenheit machen erfindertisch. Ich ergriff meine dicke tuchene Hose, rollte sie zusammen, und rieb mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft unermüdet die Füße damit, und zwar so lange, bis meine Hände ermüdeten, und zugleich mein ganzer

Körper mit Schweiß benezt wurde. Zu gleicher Zeit merkte ich mit Vergnügen, daß meine Füße anfangen, etwas gelenkig zu werden; ich setzte von neuem die Operation fort, und brachte es endlich so weit, daß ich, obwohl noch mit großer Mühe und Anstrengung, im Stande war, meine Stiefel und Hosen anzuziehen und mich nach Hause zu schleppen, wo ich in später Dunkelheit ankam. Sogleich ließ ich mir ein warmes Bad bereiten, setzte mich hinein, verweilte ungefähr eine halbe Stunde darin, verließ hierauf selbes, um schnell ins Bett zu steigen, wo ich noch warmen Punsch trank, der mich wieder in Schweiß brachte. Ich entschlief, und als ich des Morgens erwachte, waren meine Füße so wie früher zum Dienste geschickt.

Eben zu der Zeit kam mir im englischen Consulate in Tripoli (Syriens) ein seltener Fall vor, wo der sogenannte Kaiserschnitt bei einer Gebärenden wegen organischer Fehler vorgenommen werden sollte, und zu dessen Verrichtung ich bereit war, jedoch vom griechischen Bischof dazu deshalb keine Erlaubniß erhielt, weil erstlich die Operation etwas Ungewöhnliches war, sodann, weil ich für das Leben der Mutter nicht gutstehen konnte. Sogar nach dem Tode der unglücklichen jungen Frau (Georgius Jani's) wollte er es nicht zugeben, durch eine Operation das Kind zu retten; was ich mit meinen Freunden, den Gebrüdern Kaphis (Zwillinge, kaum zwanzig Jahre alt, von denen der eine österreichischer, der andere englischer Consul war), so oft bedauert habe. — In Bagdad kam mir folgender Fall vor: die im 8. Monate schwangere Frau eines armenischen Geistlichen war in Folge einer allgemeinen Verbrennung gestorben, und ein gewisses Jucken noch längere Zeit nach ihrem Tode zu beiden Seiten des Bauches gab Anlaß zur Vermuthung eines daselbst befindlichen Zwillings, den man retten wollte, mich deshalb aufsuchte, doch leider erst dann antraf, als es schon zu spät war. — Ich betrachte die Geschichte dieser unglücklichen Frau als eine lehrreiche und erzähle sie deshalb hier ebenfalls, damit sie denjenigen, die ihrem Gewerbe zufolge mit Weingeist oder anderen brennbaren Materialien umzugehen haben, als Warnung diene, wie vorsichtig man mit dergleichen Sachen umgehen müsse. Die Frau war nämlich spät in der Nacht mit dem Lichte in der Hand in ein oberes Zimmer gegangen, wo sie aus einer Damegane (ein großes mit Stroh umwundenes Glas) Brantwein ausschüttete, wobei der Geist an der Kerze, die sie etwas zu nahe gestellt, Feuer fing. Anstatt nun mit der Hand die Mündung der Damegane zu verstopfen, und so den Zutritt der Luft abzuhalten, wobei das Feuer sicher erloschen wäre, hatte sie in der Angst und Verlegenheit die Damegane fallen lassen, welche zerbrach und durch das gleichzeitige Bespritzen ihre Kleider in Feuer setzte. Erst nach längerer Zeit fand man sie daselbst im dunklen Zimmer ohnmächtig in der Asche ihrer Kleider liegen.



Barbier, Dackeloh

Aus Tripoli holte man mich ins Gebirge, nach Akar, zum Prinzen Ali Esat Bey, der sammt seiner ganzen zahlreichen Familie (Frau, Bruder, Kinder und Sklavinnen) von der Lues inficirt war, die, obwohl unter verschiedenen Formen und Complicationen vorkommend, doch überall als Syphilis secundaria klassifizirt werden konnte; wogegen ich zu jener Zeit (1822) noch kein besseres Mittel kannte, als den Salmiak in Verbindung mit dem ähenden Sublimate und das Decoctum spec. lignorum (Sarsaparill., Lign. sanct., u. s. w.) als Beihilfe.

Während dieser Cur in Akar hörten wir, daß der Abdula Pascha von Acri wegen eines Streites mit dem Pascha von Damascus Krieg zu führen angefangen und unter dem Commando des Emir Beschir Truppen, größtentheils Christen (Maroniten vom Libanon) und Drusen in die heilige Stadt Damascus, Babel Kabé (der Eingang zum muhamedanischen Heiligthum in Mecca) geschickt habe, und die Damascener geschlagen worden seien; was die Pforte veranlaßte, sogleich 5 Paschas nach Acri zu schicken, die Köpfe des Abdula Pascha, des Emir Beschir und den des neuen Gouverneurs von Tripoli, meines Berber zu verlangen, und zwar deßhalb, weil er Antheil an dem Kriege genommen und Truppen mitgegeben hatte. — Ali Esat Bey benutzte die Gelegenheit, da er seine Anhänger in Tripoli hatte, kam aus Akar herab, blockirte und bombardirte Tripoli, und zwang es zu capituliren. Berber sperrte sich einstweilen in der Festung der Stadt ein, aus welcher er nur mit einigen Bedingungen heraus kam. Sein späteres Schicksal ist mir nicht bekannt. Die 5 Paschas kamen herbei, und dies so plötzlich, daß Emir Beschir nur noch so viel Zeit gewann, um entfliehen zu können; er schiffte sich auf einem französischen Schiffe zwischen Seida und Beiruth nach Egypten ein, wo er durch den Mehemed Ali Pascha von der Pforte Pardon für sich, Berber und seinen Herrn, den Abdula Pascha, der sich in Acri eingeschlossen hatte, erwirkte, was aber, nebenbei gesagt, eine ungeheure Summe Geldes kostete. Wie ich so eben in London vom Missionär J. Wolff erfahren habe, sollen Abdula Pascha und der Emir Beschir gegenwärtig in Constantinopel sein. Bei der Belagerung Acris war ich zugegen, und fand da nur zu gute Gelegenheit, mich in chirurgischen Verrichtungen und Operationen zu üben, indem die Garnison von Acri nächtliche Ausfälle machte und viel Unglück anrichtete. — Ich hatte ein Duzend von inländischen Chirurgen (oder Barbieren, Dscherah's) als Untergeordnete, denen ich theoretischen und praktischen Unterricht erteilte.

Die Lieger sind zwar seltener auf dem Berge Libanon anzutreffen; jedoch wurde zu meiner Zeit der Befehl des Emir Beschir erlassen, daß von einem jeden Lieger, der da erlegt würde, der Schnauzbart eingeliefert werden müsse, damit keine Vergiftungen damit geschehen könnten. Dieser son-

derbare Befehl veranlaßte mich später, in Lahore die Wirkungen desselben zu erforschen, die man unter dem Namen Tigrine angegeben finden wird.

Des Antikenhandels wegen hatte ich eine Reise aus Syrien nach Alexandrien zu machen, weshalb ich von Beiruth aus vorläufig eine Lustreise machte, die für mich einen sehr günstigen Erfolg hatte. Ich war nämlich über Haspeie und Rascheie nach Damascus gereist, von wo ich mit Hadshi's (türkischen Pilgern) nach Homs und Hama kam, und daselbst eine ziemlich ansehnliche Sammlung von alten Münzstücken (in Gold, Silber und Kupfer), wie auch einige gravirte Steine an mich brachte. Meinen Rückweg schlug ich über Mar und Tripoli nach Beiruth ein, wo ich mich auch sogleich auf einem englischen Schiffe nach Alexandrien einschiffte. Auch diese kleine Reise hatte ihre sonderbaren Abenteuer. Sie fand zur Zeit statt, als nach der Revolution der Griechen viele Korsaren im mittelländischen Meere sich aufhielten. An demselben Tage, wo wir die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Libanon aus dem Gesichte verloren, bekamen wir in einer mond hellen Nacht 5 Kriegsschiffe zu Gesichte, die uns umringten, unsern Capitän schimpflich behandelten, und jedes einzeln ihn auf ihr Schiff verlangten, so daß er nicht wußte, wohin er gehen sollte, und daher auf seinem Schiffe blieb, bis man von 4 Seiten Truppen zur Untersuchung in unser Schiff schickte. Die Untersucher verstanden sehr wenig von Galanterie und schickten sich eben an, mit Silberthalern gefüllte Geldbeutel fortzutragen, worauf es zwischen ihnen zu Streitigkeiten kam, die sehr arg hätten endigen können, denn schon waren Pistolen, Säbel und Messer gezogen. Glücklicherweise entstand kein Unglück. Dies war eine Truppe Mehemmed Ali's, die patrouillirte; sie nahmen unsern Capitän mit, untersuchten seine Papiere, führten ihn von einem Schiffe auf's andere, welcher Akt 4 Stunden Zeit kostete, weshalb er, da dieser Vorgang unweit der Insel Cypern sich ereignete, daselbst seine Klage anbrachte, und die Satisfaction in Alexandrien erlangte, welche darin bestand, daß auf höhern Befehl diese Patrouille zurückgerufen wurde.

In Cypern besuchte ich meinen Freund, den französischen Consul von Tripolis (Syriens) Mrs. Reynold, dem ich sehr willkommen war, da er gerade meines ärztlichen Rathes bedurfte. So hatte ich auch in Alexandrien, während meines kurzen Aufenthaltes daselbst, Gelegenheit, einen meiner Landsleute, einen Ungar, von üblen Fußgeschwüren zu befreien, von dem ich zum Andenken ein Schreiben aufbewahre, wo es unter anderm heißt: „Erkennen Sie an Gegenwärtigem den innigsten und aufrichtigsten Dank für die vollkommene Heilung meines gefährlich krank gewesenem Fußes, mit der Bitte, auch in weiter Entfernung Ihres wahren Freundes zu gedenken. Alexandrien, in Egypten, den 1. April 1823. Attanas Reptenak.“

Zu derselben Zeit wüthete die Pest wieder furchtbar in Alexandrien, wo eben ein Israelite Dr. Marpurgo die Direktion des Spitals hatte. Zu den von der Pest Ergriffenen gehörte auch ein Italiener, Namens Bellmondo, ein Apotheker, der schon am andern Tage zu den Todten gehörte. Es hieß nämlich: *Il povero Bellmondo, è nell' altro mondo!* — Ich beobachtete auch hier den Gang der Pest, doch hielt ich mich nicht lange auf, und trat meine Rückkehr nach Syrien an. Ich hatte das Unglück, mich auf einem alten dänischen Schiffe einzuschiffen, das allenthalben Wasser einließ, so daß man Tag und Nacht an der Pumpe arbeiten mußte. Nach meiner Rückkehr von Alexandrien wählte ich zu meinem Aufenthalte die östliche Seite des Libanon, und fing meine Praxis im Städtchen Sahli an, das eine schöne Lage am Thale Balbel hat, wo die berühmten Ruinen des Sonnentempels (Heliopolis) dem zerstörenden Zahne der Zeit trogend, nach Jahrtausenden noch fest wie Felsen dastehen, und von den Reisenden als eines der merkwürdigsten Alterthümer bewundert werden. Da ich in der Nähe derselben wohnte, so begleitete ich die damals dort durchreisenden preussischen Naturforscher, die Doktoren Hemprich und Ehrenberg, bis nach Balbel. Dr. Ehrenberg ist der rühmlichst bekannte Naturforscher, der gegenwärtig noch in Berlin lebt. — Von Sahli begab ich mich nach Damaskus, um auch daselbst, wo ich früher nur durchgereist war, einige Zeit zu praktiziren. Zu dieser Zeit war ein Kapuziner-Geistlicher Padre Tomaso in Damaskus im Convent (Kloster), der die Kuhpocken impfte, und außerdem kurirte. Aber wie kurirte er? Möge folgende ergötzliche Geschichte meinen verehrten Lesern eine Aufklärung darüber geben. Ein Goldschmied, in mittlern Lebensjahren, Katholik, kam zu mir, und verlangte ein Aphrodisiacum; er gestand, daß er durch früher ausgeübte Onanie seine Körperkräfte so geschwächt habe, daß er nun nicht im Stande sei, den Pflichten der Ehe zu genügen. Er befände sich, fügte er hinzu, in einer um so peinlicheren Lage, als er Bräutigam sei, und schon nächsten Sonntag die Hochzeit stattfinden solle. — Ich wollte seinem Wunsche willfahren, doch wahrscheinlich schien ihm das zu viel, was ich für die Medizin verlangte, weshalb er es für rathsam hielt, seine Zuflucht zum Padre Tomaso zu nehmen, um so mehr, da er vielleicht die Medizin von demselben ganz umsonst bekam. Montag, am Tage nach der Heirath kam Padre Tomaso mit Tagesanbruch ganz verlegen zu mir geeilt, und fragte mich, wie der Fehler wieder gut zu machen sei, indem der Goldschmied in Folge einer übergroßen Gabe von Canthariden an einer starken Colik mit Harn- und Stuhlverstopfung leide. — Obwohl ich von Mitleid ergriffen war, so konnte ich mich doch des Lachens nicht enthalten. Ich verlangte den Kranken zu sehen, worauf er mir sagte, daß er die Messe lesen, und dann mich hinführen wolle. Da meine Wohnung dem Convente gegenüber lag, kam

er auch bald und führte mich ins Hochzeitshaus. Es war eines der größten Christenhäuser — eine der ersten Familien von Damaskus. Im großen Hofe und im Salon, wodurch wir passirten, sah ich im Vorbeigehen viele hübsche Frauen, die gar nicht scheu waren, sich mit Schmuß beladen sehen ließen, weil ich ebenfalls ein Christ und mit dem geistlichen Herrn kam, obwohl ich orientalisches gekleidet war, was in Damaskus nicht anders sein kann. Ich fand den unglücklichen Bräutigam in einem großen Zimmer im Winkel vor Schmerzen zusammengekauert sitzen; er hatte nur einen Diener bei sich. Er erzählte, daß er nur den dritten Theil von dem majun (Latwerge), den ihm Padre Tomaso gegeben, eingenommen habe, doch — statt der gehofften Freuden — solche Schmerzen empfinde, die nicht mehr zu ertragen wären. — Ich gab ihm sogleich einige Pillen, die ich mitgenommen hatte, die aus Opium, Campher und Ipecacuanha bestanden, und verordnete ihm den freien Gebrauch der Mandelmilch, welche beide Mittel ihm wohl thaten und worauf ich ihn von der Impotenz befreite.

Dem jährlichen Gebrauche zufolge kam von Constantinopel der Surra-Emini (Pilgerführer) mit einigen Tausend Muselmännern, die sich in Damaskus mit denjenigen, die aus Bagdad und Persien kamen, vereinigten, und mit dem Pascha von Damaskus nach dem Ramazan (Fastenzeit) nach Ruzerib in die Wüste reisten, wo zwar nur eine armselige Festung ist, doch ein großer Jahrmart gehalten wird, viele damaszener Kauf- und Handelsleute hinreisen, und wo die Araberhäuptlinge verschiedener Stämme aus der Wüste zusammenkommen, ihre Waaren, wie z. B. die besten Pferde zum Verkaufe hinbringen, und vom Pascha und Surra-Emini die Gelder und Ehrenkleider empfangen, für die sie sich verpflichten, die nöthigen Kameele für die Pilger nach Mekka hin und zurück herbeizuschaffen, ohne welche Vorkehrungen es nicht möglich wäre, den Weg durch die große Wüste zu machen.

Ich begleitete den Pascha von Damaskus hin und zurück; bei meiner Rückkehr saß ich Hrn. Henri de Turk aus Brüssel, der von Paris gekommen war, wo er seine Studien in der Medizin und der arabischen Sprache gemacht hatte. Bald darauf erhielt ich aus Bagdad ein Schreiben, von einem gewissen Herrn Anton Swoboda, einem Ungar von Geburt, der unter der Firma: Ign. Zahn und Comp. von Pest und Aleppo, eine böhmische Glaswaarenhandlung in Bagdad hatte; wir kannten uns aus Aleppo. — Im Briefe berichtete mir Swoboda, daß Dohut Pascha einen europäischen Doktor und einen Chirurgen zu haben wünsche, und gab mir den Rath, nach Bagdad zu kommen. Ich theilte den Inhalt des Briefes dem Henri de Turk mit, und machte ihm den Vorschlag, die Reise mit mir hin zu machen, was er auch annahm. Zu eben dieser Zeit war gerade eine große Karawane und eine kleine Salat (von 10 Kameelen), die von Damaskus nach Bagdad reisen sollten, zum Aufbruche bereit. Da aber erstere des Wassers und der Ladungen hal-

ber einen Umweg von 6 Wochen zu machen hatte, während letztere unbeladen den graden Weg durch die Wüste nehmend Bagdad in 2 Wochen erreichen konnte, so schickten wir unser Gepäck mit der Karamane, und reisten auf 2 Kameelen (im Ganzen 12) mit der Galat, wobei wir nur Provision für 10 bis 12 Tage, etwas Kleidung und einige Medicamente mitzunehmen brauchten. — Jedes Kameel war mit 2 Ziegenhäuten zum Behufe des Wassers versehen, indem wir nur den dritten oder vierten Tag zu Wasser kamen; so hatte auch jedes Kameel seinen Treiber, die hinter uns saßen und in ihren Pelzen von Ungeziefer strotzten.

Kirkor, der armenische Handelsmann aus Bagdad, der diese Galat führte, widerrieth uns Waffen mitzunehmen, und meinte, daß diese Reise eine gefährliche sei und stets nur auf gut Glück unternommen werde, und daß, wenn wir zufälliger Weise in der Wüste Araber anträfen und sie uns bewaffnet sähen, wir ihnen um so eher verdächtig scheinen würden; hingegen wenn wir gleich armen Hadd's (Pilgern) Selamen Alekim grüßend vorbeizögen, wir von Alekim Selam zur Antwort erhaltend incognito passiren könnten. Wir machten forcirte Märsche Tags und Nachts. Zur Mittagszeit suchten wir niederes Land, wo man Feuer machen konnte, ohne gesehen zu werden, und wo wir unser Mal, welches aus Reislock und Hülsenfrüchten bestand, verzehren konnten. Abends konnte das Feueranmachen nicht gestattet werden, sogar das Pfeifen und Singen wurde uns in der stillen Wüste verboten. — Im Vorbeigehen sahen wir zu unserer Linken aus einer Entfernung von ungefähr 2 — 3 deutschen Meilen die berühmten Ruinen von Palmyra. Bis auf den 9. Tag hatten wir weder Menschen, noch Vögel, noch wilde Thiere gesehen, als wir mit einem Male in der dunkeln Nacht an einen Ort zwischen Hügel geriethen, und daselbst Araber unter Zelten bemerkten. Zum größten Glück und zugleich zur größten Freude für uns waren es nur Weiber, deren Männer, wie sie uns sagten, auf die Jagd, von der sie lebten, gegangen waren. Diese zeigten sich uns von keiner feindseligen Seite, gaben uns vielmehr eine schöne Portion von irgend einem getrockneten schwarzen Fleische mit, das zwar sehr gut schmeckte, dessen Gattung ich aber nicht bestimmen kann, und welches ich, ohne daß ich es wußte, kochte, indem mein Kameeltreiber mir am folgenden Tage ein Stück in das Reislock (Pilaw genannt) legte, das ich zu kochen und zu bereiten hatte.

Wir sagten den Weibern aus Vorsicht, daß wir aus Bagdad kämen und nach Damascus reisten, und kehrten, nachdem wir uns hinlänglich mit Wasser versehen hatten, denselben Weg zurück, den wir gekommen waren, doch nur zum Scheine; denn nachdem wir so eine ziemliche Strecke gemacht hatten, schlugen wir die entgegengesetzte Richtung ein und marschirten die ganze Nacht hindurch, aus Furcht von den Männern dieser Weiber eingeholt

zu werden. Am 11. Tage kamen wir in das Dorf Quoife, wo wir einen Tag ausruhten, und die Escorte aus dem Marktflecken Hit abwarteten, die uns an die Ufer des Euphrat, brachte. Auf dieser Reise erzählte man mir, wie die Araber in der Wüste ihre Wunden heilen oder zubacken. Sie machen nämlich ein Loch in die Erde, wie ein Grab, das sie ausheizen, den Verwundeten hineinlegen und bedecken, worin er so lange bleibt, bis er entweder geheilt oder gestorben ist; stirbt er, so haben sie nur die Erde über ihn zu schütten, kommt er auf, so kann er wieder auf das Kameel aufsitzen und dem Feinde entgegenreiten. — Ihre Wunden sind entweder Stich- oder Stiehwunden (von Lanzen und Säbeln), indem sie in der Wüste selten Schießgewehre haben.

Es ist nicht zu beschreiben, mit welcher Vorsicht unsere Kameeltreiber uns durch die Wüste führten. Am 3. oder 4. Tage, als wir an die Brunnen kamen, um unsere Kameele zu tränken und die Ziegenhautschläuche zu füllen, stellte sich einer, der das schärfste Auge hatte, auf einen Gipfel; um zu erspähen, ob nicht rund herum Menschen zu erblicken wären. Fanden sie irgendwo die Asche oder den Rest von einem Feuer, so wurde an dem Orte deshalb eine genaue Untersuchung angestellt; sogar den Kameelkoth, den sie zu sehen bekamen, untersuchten sie, ob er frisch oder alt sei, welchen Weg die Thiere gekommen, und welchen sie eingeschlagen hätten. Vom Ufer des Euphrat, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, führte man uns nach Hit hinein, indem man uns sagte, daß es draußen unsicher sei. — Auch hatte der Gouverneur uns zu sich rufen lassen und den beiden Armeniern, unseren Reisegefährten, eine kleine Summe abgefordert, keineswegs aber von uns, noch von den Hadshi's, mit denen wir reisten, irgend etwas in Anspruch genommen, da wir ihm das Empfehlungsschreiben des Pascha von Damascus an den Pascha von Bagdad zeigten, das uns zugleich als Paß diente, und welches der Aga von Hit so achtete, weil es an seinen Herrn adressirt war, daß er sich selbes an die Stirne hielt.

Um Mitternacht wurden wir durch einen großen Lärm und Auflauf in Hit geweckt. Als wir um die Ursache dieses Vorfalles fragten, sagte man uns: es sind die Araber aus der Wüste, die den Hadshi's nachgekommen sind. Dieser Bescheid erfüllte uns mit Angst und Furcht, denn wir alle, die wir hier in einem Hause beisammen waren, glaubten fest und sicher, es wären dies die Männer von den Weibern, die wir kürzlich gesehen hatten, und uns hier nachgekommen, um uns auszuplündern. Dem war aber nicht so; wir hörten bald darauf, daß es des Aga (Landesherrn) Feinde, die Ageli's gewesen, die, um sich zu rächen, in den Pallast gewaltsam eindrangen, und den Aga umbrachten. So sehr wir des Mannes Leben bedauerten, der uns des Abends vorher so freundlich und voller Schonung empfingen, so froh wa-

ren wir jedoch, daß es nicht uns getroffen hatte. Man erzählte uns hierauf, daß die Ageli's (eine Araber-Caste) seit etlichen 50 Jahren in Hit einheimisch gewesen, da geheirathet, und sich ansäßig gemacht, und nie mehr gezahlt hätten, als die Tage der daselbst Einheimischen, und daß dieser neue Regent, als ein hungeriger Kurde (Wolf), sie zur Zahlung einer Summe habe zwingen wollen, die sie zu zahlen als Einheimische nicht schuldig waren, und deßhalb hartnäckig verweigerten. Der Gouverneur verlangte aber Truppen vom Pascha aus Bagdad, mit deren Hilfe er sie aus Hit hinaustrieb, und ihre Güter confiscirte, weshalb sie ihm Rache schwuren, die sie nun heute blutig in Erfüllung brachten.

Mit Tagesanbruch kam ein Soldat zu uns, der uns zum Aga führte und zugleich berichtete, daß er selbst (der Aga) verwundet den Ageli's entgangen, jedoch seinen beiden unschuldigen Söhnen und seinem Schwager (Bruder der Frau) die Gurgeln im Schlafe zerschnitten worden wären. — Wir fanden den Aga außerhalb Hit, nicht weit vom Stadthore auf einem Hügel, von etlichen 50 Reitern umgeben, mit denen er seinen Feinden in die Wüste nachgegangen war, weil sie ihm alles, was sie vorfanden, weggenommen und mit sich fortgeführt hatten. Sein Rachezug war jedoch vergebens, indem sie nicht mehr aufzufinden waren. Er hatte 2 Lanzenwunden im Schenkel eines Fußes erhalten, mit denen er sich von der hohen Terrasse des Pallastes in den Nachbarhof herabstürzend, sein Leben rettete. Er bat uns hier zu bleiben, und ihm die Wunden zu heilen. Er versprach, uns, sobald er geheilt sein werde, mit sicherem Geleite nach Bagdad zu schicken. Wir konnten seinem Antrage nicht widerstehen, theils weil wir seinem freundlichen Empfange Dank schuldeten, theils weil wir glaubten, daß wir mit dieser Heilung, die uns leicht schien, zugleich dem Pascha in Bagdad einen Dienst erweisen würden, der uns fruchtbringender sein könnte, als das Schreiben des Pascha aus Damascus; weshalb wir uns von unseren guten Reisegefährten trennten, die noch an demselben Tage in einem Rahne den Euphrat hinab ihre Reise nach Bagdad fortsetzten. Wir begingen eine nicht geringe Unvorsichtigkeit, die wir hart büßen mußten, und die uns in Todesangst versetzte, nämlich die, daß wir das Haus des Hadschi, wo wir so angenehm wohnten, verließen und uns bei unserm Patienten, dem Aga im Serail einquartirten. — Der Aga war durch den Raub, den man an ihm begangen hatte, so in Armuth gerathen, daß er nur mit Mühe seine Nahrungsauslagen bezahlen konnte, folglich es sehr gerne sah, wenn wir unser Essen aus dem Bazar holten. — Am dritten oder vierten Tage unseres Hierseins wurden wir wieder in einer Nacht vom nämlichen Lärm wie zuvor, und von einem sonderbaren Geschrei der Weiber auf den Terrassen, wo sie unterm freien Himmel schlafen, von lilililili . . . aufgeweckt, und sahen den Hof voll von mit einander streitenden, bewaffneten Arabern, die

wir für die Ageli's hielten. — Da unser Zimmer zu ebener Erde war, nur eine Thüre mit 2 Fenstern in den Hof hinaus hatte, so betrachteten wir uns schon als gefangene und verlorene Geschöpfe, und das so lange, bis ich durch einen Winkel des hölzernen Gitters des Fensters den langen Eschbul (Pfeife) des Aga erblickte, was mir Ruth verlieh, hinauszugehen, wo ich den Aga zwischen der Menge von Leuten, in einem Winkel ruhig seine Pfeife rauchend, sitzen sah; als ich mich ihm grüßend näherte, und um die Ursache dieses Lärms fragte, sagte er mir, die Mutter der unglücklichen Kinder, die umgebracht worden, habe die Nacht schlaflos zugebracht, und dabei einen Schuß außerhalb der Stadt gehört, was sie auf den Gedanken führte, daß die Ageli's zurückgekommen seien; dieser Schuß sei indeß nur von dem Hüther der Melonen-Gärten, um die wilden Thiere, die nach Melonen Lust haben, zu verschrecken, gefallen; sie aber habe einen Lärm erhoben, in welchem die übrigen Weiber der Nachbarschaft ihr im sonderbaren Geschrei um Hilfe beistanden, was dann die männlichen Einwohner veranlaßte zu Hilfe zu eilen. — Obwohl wir dieses Mal so glücklich waren, nur Angst überstehen zu müssen, so wünschten wir doch so bald als möglich aus diesem traurigen Neste der Araber wegzukommen, zumal da Raubanfälle daselbst so an der Tagesordnung waren, daß man am hellen Mittage vor dem Stadthore einem Cigner vor unseren Augen einen Esel wegnahm und in die Wüste trieb, dem man jedoch nacheilte und ihn glücklicher Weise wieder zurückbrachte. Man könnte mit vollem Rechte die Araber als ein räuberisches Volk im ausgebildetesten Grade bezeichnen. —

Im Verlauf einer Woche war der Aga vollkommen geheilt, worauf wir ihn ersuchten, uns seinem Versprechen zufolge nach Bagdad zu schicken. Er gab uns zur Antwort, er könne uns, da wir ihm Gutes gethan hätten, keiner Gefahr aussetzen oder preisgeben, indem seine Feinde die Ageli's am Flusse ihr Lager hätten, und wir eine Karawane da abwarten müßten, um uns an diese anzuschließen. Wir bestürmten ihn indeß immerwährend, so daß er uns am 9. oder 10. Tage unseres Hierseins in einem Rahne abschickte. Er gab uns nur einen Soldaten zur Begleitung mit; auch der Eigenthümer des Rahnes hatte einen Mann mit sich, so daß wir 5 Personen im Ganzen ausmachten. —

Am Abende unseres Einschiffens wurden wir von einem starken Regen durchnäßt, so daß wir theils der Kälte halber, theils aus Angst vor den Ageli's, die an den Ufern des Flusses lagern sollten, wenig schliefen. Die Nacht und den folgenden Tag (der angenehm war) fuhrn wir zu Wasser durch eine öde und einsame Wüste, wo wir weder einen Menschen sahen, noch einen zu sehen verlangten. Am zweiten Abende jedoch, als es schon so dunkel geworden, daß man sich des Auges nicht mehr gut bedienen konnte, hörten

wir von der rechten Seite des Ufers, auf welcher wir die Ageli's erwarteten, die gebietenden Worte: *godem! godem!* (kommt heran! kommt heran!). — Da sind sie, hieß es. Aus Furcht, sie möchten uns nachschießen, folgten wir ihrem Rufe, und näherten uns, obwohl wir keinen von ihnen sahen, bis wir nahe an das Land gekommen waren, wo uns 8 nackte Kerle mit Stöcken in den Händen in Grusfang nahmen, deren erstes Thun war, unsern Kahn ans Land anzubinden, hierauf hineinzuspringen und uns rein auszulündern. — Während das Raubgesindel im Vordertheile des Kahnes beschäftigt war, theils die Sachen hinauszutragen, theils die Taschen meines Compagnons auszulernen, sagte mir der hinter mir am Ruder sitzende Mann, der ein Diener des Eigenthümers vom Kahne war, daß er von Cuoise (dem Dorfe bei Hit) sei und nichts von den Ageli's befürchte, und daß ich ihm meinen Geldbeutel zum Halten geben sollte, was ich auch that. Da aber die vielen Schlüsselchen, die an demselben angeknüpft waren (zu unseren mit der Karamane nachkommen- den Effekten gehörig) Ursache waren, dieses Reifestück in die Augen und Ohren fallend zu machen, so wurde auch dieser Mann sogleich ergriffen, um ihm den Beutel zu entreißen, und als er sich hartnäckig wehrte, zogen sie ihn in den Fluß herab, wo es den Räubern gelang, des Beutels habhaft zu werden. — Der Eigenthümer des Kahnes benützte jedoch die Gelegenheit uns zu retten, nachdem sie das Wenige, was wir besaßen, hinweggetragen hatten; er zerschnitt nämlich den Strick, an dem der Kahn befestigt war, ließ seinen Mann zurück, und ruderte mit aller Kraft in den Fluß hinein. Kaum waren wir in der Mitte des Flusses, so rief man uns zurück, und versprach uns alles Abgenommene zurückzugeben; sie schworen sogar auf den Namen ihres Propheten Muhamed, daß sie einen Kranken hätten, den wir heilen sollten. — Wir konnten jedoch ihren Worten nicht Glauben beimessen, indem wir sie für Ageli's hielten und ruderten an das Ufer der andern Seite. Kaum angelangt, war schon einer von ihnen mit einer aufgeblasenen Ziegenhaut herübergeschwommen und uns nachgekommen, um uns zu seinem kranken Bruder hinaüberzuführen, und wir waren wirklich so verlegen und in die Enge getrieben, daß wir ihn auf den morgigen Tag vertrösteten und seiner Bitte zu willfahren versprachen. Da er sogleich bei uns blieb, hatten wir wieder eine schlaflose Nacht. — Bei Anbruch des Tages bemerkten wir einige schwarze Zelte unweit dem Orte, wo wir uns befanden, was uns einigen Trost versieh. Mein Compagnon ließ sich in Begleitung des Soldaten, den wir vom Aga aus Hit mit hatten, von dem Araber in eines dieser Zelte führen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. — Er kam bald zurück und sagte mir, daß sein Führer der Scheik Dendel, der Herr vom Lande, auf der andern Seite des Flusses sei, und daß man ihn versichert habe, dessen älterer Bruder liege seit langer Zeit krank und geschwollen darnieder, und daß er

bereit sei, auf einem Pferde, das man ihm da geben wolle, sich hinüber führen zu lassen, um den Kranken zu sehen; was auch wirklich geschah, indem man ihn in einer kleinen Entfernung, wo der Fluß niedrig war, hinüberführte. — Ich blieb mit dem Rahne auf der linken Seite des Flusses, und während ich am hohen Ufer der stillen, jedoch angebauten Wüste in Gedanken brütend nachrechnete, und herausfand, daß dieser Tag der Sonntag in der zweiten Woche des November-Monats, vermuthlich der 11. November, der Martinstag, sei (wo in meiner Heimath starker Winter ist), sah ich zwei Soldaten am Flusse heraustrücken, die vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet waren; sie passirten nahe hinter mir, ohne mir den Selam (Gruß) zu geben, was mich sehr wunderte, und gingen gradewegs auf den Rahn, wo sie den Eigenthümer desselben fragten, wer ich sei und wo mein Reisegefährte wäre, worauf sie mich mit Schimpfworten überhäuften, und fragten, wer uns von Constantinopel herbeigeführt hätte, dem Aga in Hit die Wunden zu heilen, und daß sie mir gleich die Belohnung dafür geben würden, wenn nicht der Chater (Guns) und die Rücksicht ihres Freundes des Scheik Dendel sie davon abhielte. Indeß sollten wir nicht glauben, daß wir ihren Brüdern entgehen würden, indem 150 Ageli's nach uns auf der Jagd wären, versetzten sie. Nach dieser Rede verließen sie den Rahn, und gingen an demselben Ort, wo man meinen Compagnon zu Pferde hinübergeführt hatte — als ob sie da zu Hause wären — durch den Fluß auf die andere Seite hinüber, indem sie sich nämlich die Kleider auszogen und mit ihren Waffen auf dem Kopfe hinüber trugen. — Als sie meinen Blicken entschwanden, kam der Eigenthümer des Schiffes zu mir und fragte mich, ob ich verstanden, was sie mir gesagt hätten. — Nur zu gut, sagte ich, denn ihre Entfernung von mir betrug nicht über 20 Schritte. Ich fragte ihn, was nun zu thun wäre, und er hielt es zuvörderst für das Beste, meinen neuen, reich ausgestatteten, auf dem Arme mit Gold gestickten arabischen schwarzen Mantel, Aba, mit dem feinen, der gestreift, alt und abgetragen war, zu vertauschen. Meinen Mantel versteckte er, und führte mich in ein nahe liegendes Feld, bewachsen mit hohem türkischen Weizen (Kukuruß), hieß mich da niedersetzen und so lange bleiben, bis er mich abholen würde. — Ich that, was er mir sagte; erst nach einer Stunde kam er mit einer lächelnden, zufriedenen Miene zurück, und brachte mir die gute Nachricht, daß der Mann von Quoise, der am vorigen Abend mit meinem Beutel drüben geblieben war, gekommen sei und zugleich den guten Bericht erstattet habe, daß meinem Compagnon alles Geraubte zurückgegeben worden sei, und er dem Kranken Scheik Medizin gegeben habe; wir könnten nun ohne Besorgniß hinüber, den Compagnon abholen und sodann die Reise fortsetzen. — Er erzählte ferner, der alte Scheik solle zwar mit der Wassersucht behaftet, seinem Ende nahe sein; jedoch habe ihm mein Com-

pagnon Trost eingeflößt, Hoffnung und zugleich einige seinen Zustand wenigstens lindernde Medicamente gegeben, und versprochen, durch den Mann, den er uns mitgegeben, neue noch besser wirkende Heilmittel aus Bagdad zu schicken.

Wir verließen den Ort ungefähr um 3 oder 4 Uhr Nachmittags, und wurden als hätte sich das Schicksal gegen uns verschworen, abermals durch einen Lärm am Lande aus dem ersten festen Schlafe geweckt: unser Kahn stand unberührt und wir fragten deshalb sogleich, was dieß wieder zu bedeuten habe. Es ist eine Karawane, die nach Bagdad geht, hieß es. Nichts konnte wohl erwünschter für uns sein, als diese Nachricht. Vor Freuden fast außer uns, sprangen wir ans Land, und fanden, daß auf etlichen 40 Eseln Getreide in die Stadt geführt werde. Ohne große Schwierigkeit überließ man uns 2 von diesen Thieren zu unserer Bequemlichkeit, und wir schlossen uns sogleich der Reisegesellschaft an. Der Mann des Scheik's begleitete uns zu Fuße, die übrigen von Sit schickten wir mit einem Geschenke zurück. Wir schätzten uns glücklich schon alle Angst und Gefahr überstanden zu haben, allein wir triumphirten noch zu früh, denn wir bemerkten die ganze Nacht hindurch, wie unsere Eseltreiber ihre Köpfe fast bis auf die Erde neigend, links und rechts, vor und hinter sich sehend, ob nicht etwa Räubervolk komme, vorwärts eilten, und so dieses Manöver fortsetzten, bis kurz vor Tagesanbruch Halt! kommandirt, abgeladen wurde, und man sich auf die Erde schlafen legte, was auch wir, und zwar mit besonderer Lust thaten.

Bei Sonnenaufgang wurden wir zur Abreise geweckt, und bemerkten, daß wir uns nahe an einer alten Ruine, die auf einem Hügel steht, der Thurm Burdsch-Nimrod genannt, befanden. Aus der Entfernung sahen wir die im Sonnenscheine funkelnden, goldenen Kuppeln und Minarets (Thürme) Kerbela's, — die den Schias (Persern), geheiligten Grabmäler ihrer Märtyrer Imam Hassan und Hussein — am rechten Ufer des Tigris oberhalb Bagdad befindlich. — Zur Mittagszeit hielten wir mit der Eselskarawane unsern Einzug in die Stadt Bagdad, die einst berühmte Hauptstadt Babyloniens, wo uns im Hause Swoboda's eine freundliche Aufnahme erwartete. — Wir wurden sogleich durch den französischen Consul dem Pascha vorgestellt, und da uns ein guter Ruf vorausgegangen, mit ärztlichen Beschäftigungen überladen. Mein Compagnon, als Doktor geltend, besorgte nur die innern Curen, während ich mich mit Operationen und der Behandlung äußerer Krankheiten beschäftigte. — Dohut Pascha war ein Georgianer, der seinen Herrn, den frühern Pascha von Bagdad umgebracht und sich an seine Stelle gesetzt hatte. So lange er der Pforte die verlangten Gelder schickte, stand er in der Gunst des Sultans, als

er aber anfang sich organisirte Truppen (mit französischem Commando unter Mr. Devaux &c.) zu bilden, welche viel Geld kosteten, und obwohl er schlechtes Geld prägen ließ, dennoch nicht die verlangte Summe nach Stambul zu schicken vermochte, er noch überdies einen Kapüdschi Pascha, der vermuthlich um seinen Kopf geschickt worden, hatte umbringen lassen, so begann die Pforte mit ihm einen Krieg, welcher damit endigte, daß er als Gefangener nach Constantinopel geführt wurde, jedoch Gnade vom Sultan erhielt, wo ich ihn in den Jahren 1836—37 gesehen habe.

Der erste Kranke, dessen Behandlung mir der Pascha von Bagdad selbst übertrug und anordnete, war ein Bauernjunge aus einer Seidenfabrik des Pascha, den die Bagdad'schen Aerzte bereits durch längere Zeit ohne Erfolg behandelten. Der Junge war 12 Jahre alt, und litt an Ohrinsekten, die ihm so starke Schmerzen verursachten, daß er weinte; zuweilen krochen ihm diese Insekten aus dem Ohre heraus.— Nachdem ich ihm einige Einspritzungen von wurm- und insektenwidrigen Substanzen gemacht, und einige todte Insekten herausbekommen hatte, welche mich von der Richtigkeit der Diagnosis, die ich anfänglich bezweifelte, überzeugten, legte ich an einem Mittage den Kranken in die Sonne, zog ihm das Ohrläppchen in die Höhe, dergestalt, daß die Sonnenstrahlen senkrecht in den Ohrgang tief hinein scheinen konnten, wobei ich darin etwas fremdartiges Schwarzes bemerkte, welches ich sofort mit einer Pinzette erfaßte und behutsam wie einen Korkstopfen das ganze Nest der Insekten herauszog. Vor Freuden ganz außer sich, warf sich mir der Knabe zu Füßen, dankte und sagte, bevor er noch das Nest gesehen hatte, daß ich ihm das Ohr geöffnet habe. Das Nest war $\frac{3}{4}$ Zoll lang, und hatte $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Ich that es in ein weithalsiges Fläschchen in Weingeist, und ging mit demselben und mit dem Knaben zum Minister Nasraf Effendi, der uns dem Pascha vorstellte. Er besah das Nest im Fläschchen von allen Seiten und fragte hierauf den Knaben, ob er wirklich geheilt sei? Ja, mein Pascha, war seine Antwort, worauf er zu mir Afferim (Bravo) sagte; Ustad (er ist ein Meister) versetzte der Minister, und ich erhielt nebst einem Tschocha (Mantel) noch 1000 Piafter.

Wie hatten sich diese Insekten im Ohre des Knaben erzeugt? dieß wird, sonder Zweifel, so mancher meiner verehrten Herren Leser wissen wollen. — Ich nahm mit dem Knaben eine genaue Krankengeschichte auf, wobei er mir erzählte, daß er im Stalle bei den Kühen geschlafen habe. Es waren daher Kuhläuse, die ihm in's Ohr gekrochen, und sich da eingenistet hatten.

Auf den Vorschlag des Ministers gab mir der Pascha einen Araber von seiner Cavallerie zur Behandlung, der in Folge eines Schusses, den er vor mehreren Jahren in die Hüfte erhalten hatte, lahm ging. Obwohl nun

dieser Mann keine Schmerzen empfand, auch nichts Fremdartiges zu sehen oder zu fühlen war, so glaubte er doch fest und heilig, daß die Kugel noch immer inwendig irgendwo stecken müsse, obwohl die Wundärzte, die ihm die Wunde zugeheilt hatten, sich alle mögliche Mühe gaben, ihn glauben zu machen, daß die Wunde gar nicht hätte zugeheilt werden können, wenn die Kugel darin wäre! Es fragte sich nun, was ich thun sollte? Die vernarbte Wunde wieder öffnen und den fremden Körper auffuchen? Ich hielt diese Operation für zweckwidrig, und dennoch mußte etwas gethan werden, da es der Pascha befohlen hatte. Ich kam auf die Idee, den Fuß des Kranken gewaltfam anzustringen; ich verordnete ihm, viel zu gehen, viel und tüchtig auf die Erde zu stampfen, ließ den Fuß auf der Seite, wo ich die Kugel vermuthete, fleißig hestupsen, über diese Stelle öfters im Tage mit beiden Händen abwärts streichen, gab auch erweichende Salben zum Schmieren u. dgl., und war endlich, ohne daß ich es erwartete, so glücklich, in einer Zeit von 3 Wochen bei dem Kranken in der Kniekehle ein schmerzliches Gefühl hervorzubringen, als wenn irgend ein fremder Körper da wäre. Ich untersuchte den schmerzhaften Theil, und fühlte einen runden Körper, der sich leicht hin und her schieben ließ; es war die Kugel, die ich dann herausschnitt, was bald darauf den Kranken von seinem Lahmgehen befreite. Durch diese Kur wurde das Räthsel gelöst, und die dortigen Wundärzte zu Schanden gemacht.

Um eben diese Zeit führte Dohut Pascha Krieg mit den Arabern zwischen dem Tigris und dem Euphrat, und es wurde für nöthig befunden, den Minister hinauszuschicken, der mich in die Gegend von Hilla verlangt hatte, wo ich zugleich die Ruinen des alten Babylon besuchen konnte. Auf dem Wege zwischen Bagdad und dem Lager sah ich ein schauerhaftes Bild, nämlich eine Pyramide von etlichen hundert Araberköpfen, — von Rebellen! — Ich machte nur einen kleinen Feldzug von Hilla bis Engeschul (Schuka-Shu) mit, indem mich der Pascha durch einen Tataren holen ließ, der mir zugleich ein Schreiben von meinem Compagnon überbrachte, aus dem ich entnahm, daß eine Prinzessin des Pascha mit einer Mißgeburt niedergekommen sei, wobei zwar nichts für die Kunst zu thun war, er jedoch die Gelegenheit benützt habe, unter dem Vorwande sich mit mir ärztlich über den Zustand zu berathen, mich zu rufen, aber in Wahrheit nur deshalb, um mich aus meiner jetzigen Stellung herauszureißen. Ich hatte ihm nämlich berichtet, daß wir im Felde mehr Sand als Brod aßen, und dieses mochte auf sein Gemüth wohl einen großen Eindruck gemacht haben. Auf dieser Rückreise hatte ich nur einen Diener und den Tataren mit mir, wir machten auf Befehl forcirte Märsche, wechselten die Pferde, passirten den Tigris, und kamen eines Abends spät in das Städtchen Rumilla, das am linken Ufer des Tigris liegt, wo ich den Aufseher des daselbst

beständlichen Kriegsmagazines an einer heftigen Augenentzündung leidend antraf, den ich sogleich in Behandlung nahm, ihm eine Aderlaß machte und ein Augenwasser (Collyrium aus Bleizucker, Laudan. liquid. Sydenh., Campher, Quittenäpfelfern-Schleim und Rosenwasser bereitet) gab, was ihm anfänglich ein heftiges Brennen in den Augen verursachte, das aber auch sogleich eine Besserung des Uebels zur Folge hatte, so daß man aus Freuden als Opfer (Kurban) ein Schaf schlachtete, Musikanten und Tänzer herbeiholte und mir ein Paket mit 50 Piastern in kleinen Para's schenkte. Da wir vor Müdigkeit uns mehr nach Ruhe als nach Unterhaltung sehnten, so verboten wir uns die Musik und ließen die Leute, die sich bereits versammelt hatten, entfernen, ein Benehmen, das wir um so gerechtfertigter fanden, als wir unsere Reise fortsetzen mußten, und uns daher nur einige Stunden zum Schlafen übrig blieben. — Wir bekamen auf Verlangen einen Agu (Führer) zu Pferde, der uns durch die Wüste führen sollte. Um 2 Uhr Nachts wurden wir geweckt; wir standen auf, gaben dem Agu auf sein Pferd einen Quersack, in welchem unser Mundvorrath (Braten und Brot), so wie das Futter der Pferde (Gerste) war, und verließen den Ort, in der Hoffnung, um 9 oder 10 Uhr Morgens an einen Brunnen zu kommen, wo wir einige Araber in ihren schwarzen Zelten zu finden hofften, um dort frühstücken und den Pferden Futter und Ruhe gönnen zu können. Der Agu gerieth jedoch vom wahren Wege ab, und wir bemerkten erst am Nachmittage, daß er, des Weges unkundig, uns bald rechts bald links führe. Der Tatar darüber aufgebracht, drohte dem Führer fortwährend, und sagte endlich, er wolle ihm Nase und Ohren abschneiden; ich trachtete den Tatar zu beruhigen und zum Schweigen zu bringen, indem ich ihm vorstellte, daß er durch diese Drohungen, den bereits geängstigten Führer nur noch mehr verwirren würde, da er doch ohne bösen Vorfaß vom Wege abgekommen sei. Doch mein Zureden half nichts, und was geschah? — Der Abend brach an, und in der Dunkelheit der Nacht verloren wir unsern Führer, der aus Angst, sich in der flachen Ebene, vor unsern 6 Augen, unbenutzt davon zu machen mußte. Man stelle sich nun unsere Lage vor, ohne Führer in einer Wüste, wo kein Weg, auch am hellen Tage kein Mensch zu sehen ist, verlassen, seit nach Mitternacht auf hungerigen, durstigen und ermüdeten Pferden sitzend, ohne Mundvorrath für uns, ohne Futter für die Pferde, und über alles dies noch die Hoffnungslosigkeit, aus diesem schrecklichen Labyrinth herauszukommen, denn der Himmel war ganz von schwarzen Wolken umhüllt; es regnete etwas, und Kälte durchschauerte uns; denn es war gegen Weihnachten. Da kein Stern am Himmel zu sehen war, nach dem wir uns hätten orientiren können, so hatten wir in diesem Augenblicke das Schicksal der Blinden, die, an irgend einem Orte verlassen, nicht wissen, woher sie gekommen, welchen Weg sie ferne einzuschlagen haben; wir ließen

Daher unsern Pferden freie Zügel, — doch sie standen, als wüßten sie, so wenig als wir, einen Weg. In diesem hoffnungslosen, verzweiflungsvollen Augenblicke leuchtete mir wieder mein Glückstern, unter dem ich geboren sein mag, und der mir schon in so mancher dunklen Nacht leuchtend aufging, und den sichern Weg zum Ziele zeigte. Wir bemerkten nämlich in weiter Entfernung ein kleines Feuer, auf das wir mit erneuertem Muth zuzogen, und das sich uns stets von neuem zeigte, wenn wir es schon durch Regen und Wind für kurze Zeit aus den Augen verloren hatten: auch hörten wir von weitem in der stillen Wüste jetzt etwas wie das Bellen von Hunden, und diesem folgten wir so lange, bis wir an ein dichtes Gebüsch kamen, wo wir absteigen und uns mühsam durcharbeiten mußten, um — an einen Fluß zu kommen. — Hier gewahrten wir nun, daß das Feuer und das Hundegebell auf der andern Seite des Flusses war, den wir zwar nicht passiren konnten, aber doch jetzt wußten, in welcher Richtung Bagdad lag. Wir folgten diesem Wegweiser, gingen am Ufer des Flusses aufwärts, und kamen auch bald zu einigen schwarzen Zelten, fanden jedoch, daß die Leute so arm waren, daß sie uns nicht aufnehmen konnten, indem sie weder uns Essen noch unsern Pferden Futter geben konnten; dafür gaben sie uns aber einen Führer, der uns eine Viertelmeile weiter in das Zelt ihres Scheiks leitete, wo wir gute Aufnahme fanden. — Der Scheik war eben in Bagdad, und in Abwesenheit des Mannes übte die Frau Gastfreundschaft. Sie ließ von der Dienerschaft selbst Feuer unter dem großen schwarzen Zelte anmachen, wo wir uns ganz gemächlich wärmten und trockneten, auch frisch gerösteter guter Kaffee und Reis-Pilaw wurde uns aufgetragen. Die Diener übernahmen die Sorge für unsere Pferde, und ich legte mich gleich nach dem Essen in einen Winkel des Zeltes schlafen; mein Quersack vertrat hier die Stelle eines Kopfkissens. Vor Tagesanbruch, als ich noch fest schlief, weckte mich der Tatar mit den Worten: Wir müssen wieder weiterreisen. Schlafrunken stand ich auf; doch in eben dem Augenblicke zeigte mir mein Diener, daß man meinen Quersack auf der einen Seite aufgeschnitten und das Bündel mit meinen guten Kleidern herausgenommen habe. Ich erinnerte mich während des Schlafes außerhalb des Zeltes einige Ziegen weiden gehört zu haben. Vermuthlich hatte der Dieb dieselben hingetrieben, um sein Kunststück besser ausüben zu können. Der Tatar, der dieses ebenfalls bemerkte, erhob deshalb einen großen Lärm, drohete den Leuten, daß er den Scheik in Bagdad einverten und den Werth der Kleider 10fach von ihm verlangen wolle, wenn sie selbe nicht sogleich herbeischafften. Es geschahen zwar strenge Nachforschungen, doch alle ohne Erfolg. — An demselben Tage und zwar schon gegen Abend langten wir in Bagdad an, wo ich vernahm, daß das neugeborne Mißgeschöpf, wegen dessen man mich so eilig hergeholt hatte, keines Arztes mehr bedürfte, und schon ruhig im Grabe liege.

Auch in Bagdad machte ich mehrere glückliche Steinoperationen. Mit dem Einimpfen von Kuhpocken wollte ich mich deshalb nicht beschäftigen, weil, wie ich mit nicht geringem Staunen erfuhr, sich mehrere Frauen (Christinnen) damit ihr tägliches Brod verdienten. Zu der Zeit waren die Lebensmittel in Bagdad so wohlfeil und das Geld so schlecht, daß ein Holländer Dukaten 60 Grush (Piaster) stand; Ein Ruppie Indiens, 1 Gulden Münze, was 2 Schilling oder $2\frac{1}{2}$ Frank's ist, war 10 Grush; folglich war hier nicht viel zu gewinnen, und wir suchten doch besseren Gewinn, den wir in Lahore zu finden glaubten, und zwar um so sicherer, da wir von Persern hörten, daß in Hendschit-Sing's Diensten 4 französische Instruktoren (Allard, Ventura, Court und Avitabile) die früher in Persien gedient hatten, und Bekannte meines Landsmannes Smoboda waren, sich befänden, auch eine organisirte Armee dort sich bilde, und kein europäischer Arzt und Wundarzt da sei. Wir glaubten daher unsere Hinreise beeilen zu müssen, und drangen auf Entlassung, die wir auch erhielten. — Von Bagdad kamen wir auf dem Tigris und Schat-ul-Arab nach Bassora, wo wir uns nach Bunder Buschir (in Persien) einschifften. In Buschir fanden wir im englischen Consulate 6 Engländer, Offiziere nebst einem Doktor, die von Bombay hingekommen waren, und die Reise durch Persien nach England zu machen hatten. Wir verkauften ihnen unsere beiden arabischen Pferde recht billig, wurden dadurch gleichsam Freunde miteinander, und reisten mit ihnen nach Schiras, wo wir die Ruinen von Persepolis besahen, und uns dann von ihnen trennten.

Auf dieser Reise hatten wir Gelegenheit unseren Freunden einen wesentlichen Dienst zu leisten, nämlich ihre Effekten zu retten, wobei wir die Feigherzigkeit der Perser kennen lernten. Es hatte nämlich eine Festung im Gebirge zwischen Buschir und Schiras kapitulirt, deren Garnison, aus einigen Hunderten elend aussehenden Räubergesindels bestehend, uns in einem Walde begegnete, und die Karawane der Herren Engländer, die mit ihrer Dienerschaft vorausgeeilt waren, anfiel. Als ich bemerkte, daß die Räuber mit unseren Leuten im Handgemenge waren, glaubte ich durch eine in die Luft abgefeuerte Pistole theils den vorausgeeilten Engländern ein Zeichen geben zu müssen, zu unserer Hilfe herbei zu eilen, theils das Gesindel zu schrecken, was auch eine herrliche Wirkung hatte; die Räuber flüchteten sich rechts und links in den Wald, der Weg blieb uns frei, und wir ernteten dafür herzlichen Dank. — Da es Frühjahr war, folglich für die Reise nach Indien zu spät, so glaubten wir, es wäre gerathener, einige Monate in Schiras zu praktiziren, die gute Jahreszeit, den Winter nämlich, für die Reise nach Lahore da abzuwarten, und persisch zu lernen, was ein großer Vortheil ist, um eine Anstellung zu bekommen. Wir konnten jedoch nicht lange da aushalten, weil wir allenthalben bestohlen und mißhandelt wurden, glaubten daher, da es Sommer war,

die Landreise über Hispahan, Heirat und Cabul nach Lahore machen zu können. Doch wir irrten sehr, indem die Perser, die von den Russen, mit denen sie damals in Krieg verwickelt waren, beslegt wurden, ihrem Hass fröhnend, auf dem Wege von Schiras bis Hispahan uns schlechter noch als Hunde behandelten, uns betrogen, bestahlen und beschimpften, so daß der Turk einen Radaren (Beghüter), der gar zu fest war, mit der Pistole erschossen haben würde, wenn ich ihn nicht davon abgehalten hätte. In Hispahan angelangt, fanden wir jedoch einen rechtschaffenen Gouverneur, Hosruff Khan, der uns freundlich empfing und uns ärztliche Beschäftigung gab, indem er uns nämlich etliche 40 russische Gefangene, theils Verwundete, theils Fieberkranke zur Behandlung anwies. Wir hörten bei dieser Gelegenheit, daß die Russen in Tabris seien, Abbas Mirza sich nach Hamadan geflüchtet habe, und daß die Weiber des Abbas Mirza zum Molla (hohen Geistlichen) gegangen seien, ihm einen derben Verweis zu geben, weil er dem Schah zum Kriege gerathen und versprochen habe, daß die Perser durch sein Gebet im Stande sein würden, die feurigen Kugeln der Russen mit den Händen aufzufangen, was dem geistlichen Herrn so am Gewissen nagte und sein Innerstes so ergriff, daß er bald darauf erkrankte und starb. Vom Abbas Mirza hieß es, daß er gesagt habe: Pul bigirend, ves pes birovend! „Die Russen sollen Geld nehmen und zurück gehen!“ was auch geschah. Als Folge der vielen Beschwerden und Unannehmlichkeiten, die wir sowohl in Schiras als auch auf dem Wege bis Hispahan ausstanden, bekam mein Compagnon in dieser Stadt ein hitziges Nervenfieber, das ihn dergestalt sowohl körperlich als geistig schwächte, daß er die Lust, nach Lahore zu reisen, verlor, und mich beredete, mit ihm nach Bagdad zurückzukehren, was wir auch thaten. — In Hispahan benützte ich die gute Gelegenheit, die Freundschaft des Hosruff Khan in Anspruch zu nehmen, und erbat mir von ihm etwas ächte persische Mumiai für meine Verwundeten, die Russen, was ich auch erhielt. — Ich hatte so oft in der Türkei und in Arabien Wunderkuren von diesem Mittel erzählen gehört, daß ich mich nun selbst von der Wahrheit der Sache überzeugen wollte. Die Fälle aber, die ich gerade in diesem Augenblicke zur Behandlung übernommen hatte, waren mehr für's Messer, als für dieses Mittel geeignet, welches ich mir einstweilen aufbewahrte.

Unser Rückweg von Hispahan nach Bagdad war über Urugerd und Kermanscha. In Urugerd hielt uns der Schazade (der regierende Prinz) mehrere Tage zurück, indem er uns einige Kranke zur Behandlung übergab, und als wir selbe geheilt entließen, strichen wir ein schönes Sümmechen und artige Geschenke dafür ein. — Hier fanden wir zugleich Gelegenheit, wieder einen Blick in das Perserleben machen zu können. Es war gerade der Muharem (die Trauerzeit), und der Befehl Schazade's lautete, daß um 3 Uhr Nachmittags (jeden Tag der Trauer) sich die Kaufleute auf dem Meidan

(freien Plage) vor dem Serail versammeln möchten, um die Märtyrer, die Brüder Hassan und Hussein zu beweinen. Eines Tages sahen wir, wie die Faratschen (Diener Schazade's) aus der Karawan-Sarai wo wir einquartirt waren, einen der ersten Kaufleute gewaltsam aus seinem Magazine herauszogen und mit Schlägen hintrieben. Es hieß da, wer nicht freiwillig weinen will, den bringt man durch Schläge zum Weinen. Am letzten Tage des Muharem sahen wir Gräueltaten. Fakire und Dervische mit Tiegerfellen um den Leib, halbnackt und mit über das Gesicht und den Rücken herabhängenden schwarzen Haaren, mit Stöcken und spitzigen Eisenkolben sich blutig schlagend, liefen brüllend und Ja Aly! schreiend, gleich wilden Thieren durch die Gassen und die Bazare der Stadt, als wären sie vom Teufel besessene Geschöpfe. Einer unserer Freunde, ein Bagdadiner, sagte uns, daß wenn einer von den Sunniten (Osmanli's) wie auch er war, an dem Tage sich für einen Sunniten auszugeben unterstände, er gewiß von den Persern gesteinigt und umgebracht würde; so groß ist der Haß dieser beiden Secten, die doch beide Muhamedaner sind, und dies ist nicht nur in Persien der Fall, sondern überall, wo Schia's und Sunniten sind. Welchen Streit haben sie nicht in Indien am Tage, wo die Schias den sogenannten Tabut (Sarg) mit Prozession zu Grabe tragen! In Caschmir verbrannten sich die Muhamedaner dieserwegen ihre Häuser und Shawlsfabriken. Von Kermanscha kamen wir mit einer Karawane, welche mehrere einbalsamirte Leichname der Perser nach Kербela führte, nach Bagdad herab.

Persien ist eine Hochebene, worauf Reihen von Bergen und Wüsten sind, und es war im Monat August (denn eben um diese Zeit reisten wir), so kalt, daß ich seufzend an die Hundstage dachte, als mir vor Tagesanbruch die Zähne im Munde klapperten. In Bagdad angelangt, verließ mich der Türk, denn er führte einige arabische Pferde zu Land über Locat, Constantinopel u. nach Paris, welche Speculation sich keineswegs vortheilhaft erwies. Kurz nach seiner Abreise bekam ich durch einen Perser, früher in Diensten des Avitabile, wieder gute Nachrichten von Lahore, was mich veranlaßte zur guten Jahreszeit, im nächsten Winter (1829), die Reise dahin zu unternehmen, und das um so mehr, als die Pest schon in Mosul war, und man ihr in Bagdad jeden Tag mit Angst entgegen sah, woselbst sie auch ihren Opferherd bald darauf errichtete. — Im Jahre 1828 war in Mosul und der Umgegend, in Folge mehrerer mißrathenen Jahresernten, eine solche Theuerung, daß viele Familien den Tigris herab nach Bagdad kamen, und ihre Kinder, die sie nicht ernähren konnten, um ein Spottgeld verkauften. Ich sah ein schönes Mädchen (Christinn) um 20 Grusch (2 Gulden Münze) verkaufen. Kaum war ich von Bagdad weg so brach die Pest daselbst aus, zu diesem argen Gaste kam noch Ueberschwemmung, und es entstand auch

ein Krieg, in welchem Dohud Pascha als Gefangener nach Constantinopel geführt wurde.

Als Reisegefährten hatte ich diesmal nur einen treuen Diener, Namens Antun, einen Christen, den ich aus Bagdad mitgenommen, und mit dem ich über Bassora und Moscat nach Bunder Kärätschi in Sind gekommen war. Von Kärätschi gelangten wir mit einer Kameel-Karawane nach Heidrahad, wo ich mich einige Tage aufhielt, und die Bekanntschaft eines dortigen Persers (eines Emirs) machte, der mir ein Empfehlungsschreiben an eines der ersten Häuser Heirpur, wo ich passiren sollte, mitgab. Ich hatte für den Weg von Heidrahad bis Rustan 2 Kameele gemiethet; dieser war aber einige Meilen weit vom Flusse, wo wir manchmal stehendes und sinkendes Wasser trinken und wegen der großen Hitze, die schon mit dem Ende Februar anfang, während der Nacht reisen und des Tags ruhen mußten. In Folge dieser Einflüsse litt ich an einer Hartleibigkeit, fühlte dabei eine innere Hitze und überdies ein solches Verlangen nach Soutem, daß ich, da ich mir auf künstlichem Wege durch Klystiere nicht Stuhl verschaffen konnte, indem ich dieses Instrument zu sorgfältig verpackt hatte, auf den unglückseligen Gedanken kam da man mir eben frische Milch gebracht hatte und ich auch frische Tamarinden besaß, mir Tamarinden-Rollen (*Serum Tamarindorum*) zu bereiten und einzunehmen. Diese Rollen wirkten wie ein Gift auf mein Inneres, ich bekam Erbrechen, und so viele Blutstuhlgänge, daß ich zuletzt ganz ohnmächtig niederfiel, in welchem Zustande man mich auch im Walde hinter einem Baume fand, nachdem man, mich längere Zeit vermissend, nach mir gesucht hatte. In diesem üblen Zustande brachte man mich in mein Lager, wo schon die Kameele gepackt und zur Abreise bereit standen, indem es kurz vor Sonnenuntergang war. Meine Zunge war so trocken wie Holz, und ich fühlte heftige Schmerzen in der rechten Seite, was mich eine vorhandene Leberentzündung vermuthen ließ, dabei war ich durch die blutigen Stühle so schwach geworden, daß ich kaum zu gehen vermochte. Ich verlangte vom Kameeltreiber Blutegel, aber er sagte mir, daß hier keine zu bekommen wären, wohl aber dürste ich sie morgen früh in Heirpur erhalten. Da ich so schwach war, daß man mich aufs Kameel setzen mußte, so befahl ich meinem Diener, sich hinter mich zu setzen und mich zu halten, da ich herabzufallen fürchtete. Mein Antun war aber bald darauf eingeschlafen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären wir Beide herab gefallen; ich ließ ihn daher wieder sein Thier besteigen und brauchte die Voracht, mir die Füße fest an das Kameel binden zu lassen. Auch hatte ich etwas Wasser zum Mund aufsechten bei mir, weil man sonst nicht verreiben konnte, was ich sagte. Ich brachte die Nacht schlaflos zu, und als wir mit Tagesanbruch in Heirpur anlangten, ließ ich mich sogleich in das Haus führen, wohin mein Empfehlungsschreiben lautete, und der erste Gebrauch, den ich von der Aufnahme daselbst machte, war der, mich an einem ruhigen

Orte niederzulegen, um meinem ermatteten Körper wenigstens einige Erholung zu verschaffen. Als die Leute sahen, wie mühsam ich mich fortzuschleppte, holten sie selbst sogleich einen Hakim (persischen Arzt), der im Hause war, und der mir sogleich seinen Dienst antrug. Ich dankte ihm höflichst und ersuchte ihn um Blutegel. Die haben wir nicht, entgegnete er mir. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als ein großes blasenziehendes Pflaster auf die schmerzende Stelle zu appliciren, worauf ich in eine solche Betäubung verfiel, daß ich erst am andern Tage gegen Abend daraus erwachte. Beim Erwachen fand ich meine Zunge eben so trocken wie vorher, so daß ich nicht einmal Wasser, um selbe anzufeuchten, begehren konnte, sondern es nur durch Zeichen andeuten mußte; auch meine Füße waren eiskalt, und ich fühlte nebst den inneren Schmerzen auch nun die äußeren vom Blasenpflaster verursachten, indem, obgleich die gezogene Blase nur klein war, doch die Stelle und die Umgegend rothlaufartig entzündet aussah. Ich fühlte mir nach dem Pulse, fand aber keinen, weshalb ich glaubte, daß mein Ende herannahe. Mein Diener sagte mir, daß ich während des Betäubungsschlafes einige blutige Entleerungen gehabt hätte. Ich befahl ihm daher, den Mirza (Schreiber) aus dem Hause zu mir zu bringen, um mein Testament zu machen, der auch sogleich mit Papier und dem Kalemdan (Schreibzeuge) herbeikam, sich jedoch in einiger Entfernung von mir niedersezte, weil der Hakim meine Krankheit für gefährlich und ansteckend erklärte hatte. Ich fühlte mich so schwach und entkräftet, daß ich kaum im Stande war, meinen Namen, zu unterschreiben. Ich sagte hierauf meinem Diener, daß ich wenig Hoffnung hätte, die Nacht zu überleben, und er möge, falls es Gottes Wille wäre, daß ich am Indus sterben sollte, mich begraben, mein Testament und die Sachen, die ich ihm einhändigte, nach Lahore bringen, und den Generalen Court und Avitabile (an die ein Empfehlungsschreiben von Smoboda aus Bagdad unter meinen Schriften lag) übergeben. Für seine ausgezeichneten Dienste belohnte ich ihn im Voraus so, daß er die Reise nach Lahore und nach Bagdad zurück machen konnte. Mein treuer Diener Antun weinte wie ein Kind, während ich ihm diesen meinen letzten Willen zur Vollführung auftrug, und versprach alles pünktlich zu erfüllen.

In diesem traurigen Zustande, oder vielmehr am Rande des Grabes, wo auch dem talentvollsten und erfahrensten Arzte die Heilkunst mit ihren Tausenden von Mitteln nur wie ein eitles leeres Gebäude erscheint, fiel mir mit einem Male der Gedanke ein, daß ich bei allen Krankheiten, die mich befallen hatten, stets den Aderlaß vermieden und sogar bei der Milzentzündung, an der ich in Aleppo erkrankte, den ersten Aderlaß für die höchste Noth aufbewahrt habe, weil ich der Meinung Glauben schenkte, daß der erste Aderlaß dem Menschen das Leben retten kann. Sollte es vielleicht auch jetzt noch nicht zu spät sein, diese lebensrettende Operation zu unternehmen, da ich

ohnedies so viel Blut durch die Stuhlgänge verloren habe? Wie kann da Blut gelassen werden, wo keins mehr ist, wo selbst kein Puls mehr zu fühlen ist, vernünftelste ich weiter! Doch meine Lage kann wahrhaftig nicht mehr verschlimmert werden, ich habe nichts zu verlieren, vielleicht nur zu gewinnen, und ich will auch dieses Mittel zu meiner Rettung nicht unversucht lassen, um Alles für meine Selbsterhaltung gethan zu haben. Ich raffte mich mit dem festesten Willen auf; und da Niemand außer meinem Antun mir in die Nähe kam, folglich ich Niemandem diese Operation übertragen konnte, so beschloß ich selbe selbst mit der mir noch zu Gebote stehenden Kraft zu verrichten. Ich ließ mir zuvörderst warmes Wasser geben, in welchem ich an den Füßen und Händen versuchte, Blut zu lassen. Weder ich noch mein Diener ließen es dabei an Lanzettenstichen fehlen; wir stachen darauf los, doch immer ohne einen Tropfen Blut hervordringen zu sehen; dennoch verließ mich nicht der Muth, denn ich dachte, wozu einen Körper schonen, der ohnedies schon morgen früh als eine leblose Maschine in die Erde gelegt werden wird. Und so ohne Schonung verfahren, zerschnitt ich quer die Medianvene meines linken Armes, worauf das Blut tropfenweise bis beiläufig zur Menge von 3 oder 4 Loth hervorkam, dann aber von selbst zu fließen aufhörte. Ich ließ mir hierauf die 8 Wunden verbinden, legte mich nieder, zog meine Decke bisüber den Kopf, und indem ich meinen Geist Gott empfahl, schlief ich ein. Ich schlief ruhig fast durch die ganze Nacht, und als ich des Morgens unerwartet erwachte, waren meine Füße warm, die Pulsschläge waren fühlbar, wenn auch schwach, die Zunge trocken, die inneren Schmerzen schwächer, dafür fühlte ich heftige Schmerzen an der äußern Stelle, indem die rothlaufartige Entzündung sich so verbreitet hatte, daß sie meine ganze rechte Seite (vom Rücken bis zum Nabel, vom Arme bis zur Hüfte) einnahm, und, zumal bei der großen Schwäche, der Brand zu befürchten war; trotzdem schöpfte ich nun Hoffnung zu meinem Aufkommen, und glaubte dies sowohl der Wirkung des kleinen Aderlasses als auch des blasenziehenden Pflasters zuschreiben zu müssen. Um mich von der lästigen Zungentrockenheit zu befreien, ließ ich mir aus dem Bazar einige Quittenäpfelkerne bringen, die ich in einem Stückchen Leinwand eingebunden in Wasser hielt, und mit diesem nun mit Schleim überzogenen Bällchen öfters die Zunge befeuchtete, was seine Wirkung nicht verfehlte; auch fing ich im Verlaufe des Tages an, einige große Zittern (Monaka genannt) zu kauen, was mir ebenfalls wohl that. — Um dem sich verbreitenden Rothlaufe einigermaßen Einhalt zu thun, schickte ich meinen Diener in den Bazar, mit dem Auftrage, zuerst um Blutegel zu fragen, und falls er selbe nicht bekommen sollte, einen Barbier oder wen immer mit Schröpsköpfen mitzubringen. Er vollzog meinen Auftrag, und kam auch bald mit einer Frau, die eine Menge Blutegel mitbrachte, woraus ich sah, daß der persische Arzt ein Schurke war, der ver-

unthlich deswegen gesagt hatte, daß keine Blutegel da wären, damit die Frau von meiner Krankheit nicht angesteckt würde. — Ich ließ mir 12 Blutegel auf die schmerzende Stelle rund herum, wo das Blasenpflaster appliziert war, setzen, und hat die Frau zur Abendzeit wieder zu kommen, wo ich mir abermals 12 Stück am After applizieren ließ, weil ich vor einigen Jahren an Hämorrhoidalzufällen gelitten hatte. — Am folgenden Morgen ließ ich mir abermals 6 Blutegel in die Seite und Abends darauf 6 an den After setzen, womit ich die Kur ohne noch ein anderes inneres Mittel zu Hilfe zu nehmen, beendigte. Während ich die kleinen Blasenstellen in Eiterung erhielt, die äußere, rothlaufartige Entzündung aber kalt behandelte, machte ich so merkwürdige Fortschritte in der Besserung, daß der gute Appetit, der sich bald einstellte, meinem Magen gestattete, kräftige Nahrungsmittel aufzunehmen und den Körper zu stärken, dergestalt, daß ich im Stande war, schon am 5. Tage meiner so gefährlichen Krankheit zum Erstaunen der Leute meine Reise nach Lahore fortzusetzen. Als ich das Haus verließ, standen die Leute mit offenem Munde und mit weiten Augen mich anstarrend, als wollten sie fragen, ob ich wirklich gesund oder gar nur im Delirium sei; indem ich erst vor 3 Tagen mein Testament gemacht, auf dem Sterbette gelegen, und ihr Hakim selbst das Gerücht verbreitet hatte, daß ich nicht aufkommen würde. Ich machte anfänglich nur kleine Stationen. Ich bekam bald mehrere Blutgeschwüre, sowohl an der rechten Seite, als auch ein dickes am Mittelfleische, das von der Größe eines Hühneries war und mir das Gehen beschwerlich machte. — Es ist kaum zu glauben, daß diese Krankheit von wenigen Tagen, ungeachtet des guten Appetits, der sich sogleich in der Reconvalescenz einstellte, und der reinen, frischen Gebirgsluft, in die ich bald darauf kam, eine Schwäche von vollen 6 Monaten zurückließ. Was zur Ausbildung meiner Krankheit beigetragen haben mag, war wohl der Umstand, daß ich nicht wie mein Diener Antun die Seekrankheit überstanden hatte, daher letzterer ohne üble Einwirkung dasselbe stinkende Wasser, wie ich, trank, und dieselben Speisen, wie ich, aß. Zu der Zeit waren die Sindhier noch unbekannt mit den Engländern, obschon sie ihre Nachbarn waren, und wir kamen in solche Dörfer, wo man uns für unser Geld nichts verkaufen wollte, wir folglicly gezwungen waren, den Rath unseres Kameeltreibers zu befolgen, welcher dahin lautete, daß wir uns in die Moscheen (Gebethäuser) einquartiren und für Muhamedaner ausgeben sollten; wo wir denn auch von den gastfreundlichen Muselmännern die Kost gratis erhielten. Wir waren Beide arabisch (bagdadisch) gekleidet, sprachen arabisch, persisch und türkisch, auch trugen wir Bärte und einer nannte den andern Hadshi; wir hatten auch gleiche Teppiche, die unsere Betten waren, und die wir neben einander legten; wir aßen zusammen, und zwar nach morgenländischer Sitte mit den Fingern eingreifend ohne Gabel und Messer, kurz wir spielten unsere Rollen so gut, daß Niemand

uns erkannte; der fatalste Umstand aber für uns war der, daß die Muselmänner, die fünf Mal in 24 Stunden bethen, eben so oft in die Moscheen kamen, und sich wunderten, daß wir, als Hadjchi's und ihre Gäste, uns nicht auch in die Reihe zwischen sie hinstellten und mitbetheten, was wir zwar leicht hätten nachahmen können, die Verstellung jedoch nicht so weit treiben wollten, da wir die Art kannten, uns zu entschuldigen; wir brauchten nämlich nur Einem ins Ohr zu sagen, daß wir als Reisende unrein geworden (d. h. eine Gonorrhoe hätten), und dies genügte, um überall gut durchzukommen.

Von Multan nach Lahore reisten wir auf Pferden. Die Reise von Bagdad bis Lahore dauerte 4 Monate, 2 zu Wasser, 2 zu Lande. Der erste Kranke den ich in Lahore zur Behandlung bekam, ehe ich noch angestellt wurde, war Achilles, der angenommene Sohn Gen. Allard's. Dieser Knabe litt seit einigen Jahren an einer Fistel, die sich am Rückgrate befand, und die ihm von den dortigen Dscherahs mehrere Male oberflächlich zugebeilt wurde; dabei war dieser Knabe so abgezehrt, daß man von ihm mit vollem Rechte sagen konnte, er bestehe nur aus Haut und Bein: *Ossa atque pellis totus est*, oder wie die Engländer sagen: *He is nothing but skin and bone*, daher nicht das beste Prognosticum bei einer solchen Kur zu stellen war. — Da ich fest überzeugt zu sein glaubte, daß von dem Gelingen der ersten Behandlung mein ganzer Ruf, ja mein ferneres Fortbestehen daselbst, abhinge; so ließ ich mich lange bitten, bevor ich mich entschloß, einen Versuch mit diesem Knaben zu machen. Allard sprach sich dahin aus, daß der Knabe, seinem Schicksale überlassen, sicher zu Grunde gehe und er ihn nicht länger in diesem elenden Zustande sehen könne, daher er mich dringend bitte, den so Leidenden in die Behandlung zu nehmen. — Wahrlich Allard konnte zu der Zeit nicht denken, daß sein abgezehrter Achilles, der nur einem Gerippe ähnelte, dennoch ihn überleben würde; daß er selbst in Pischauer sterben, in Lahore begraben werden und Achilles als blühender Jüngling aus Frankreich nach Lahore zurückkehren sollte, um — da gleichfalls zu sterben, und nahe bei ihm (Allard) begraben zu werden. Wie tief verborgen ist dem Menschen sein Schicksal und seine Bestimmung! —

Auf vieles Zureden Allard's und Ventura's entschloß ich mich endlich es zu wagen, und schritt zur Behandlung des Knaben, operirte ihn, und zwar unter gewaltsamer Beihülfe, seines starren Widerstehens halber, indem ich ihn auf ein Kanape auf den Bauch niederlegte, Allard ihm die Arme, und Ventura die Füße hielten, und machte einen der Länge der Fistel entsprechenden Einschnitt, fast eine Spanne lang, durch das fistulöse Geschwür auf dem Rückgrate, da jede Fleischsubstanz fehlte, was eine 36stündige Betäubung und ein starkes Wundfieber zur Folge hatte. — Unter fernerer guter Pflege heilte die geöffnete Fistel radical, die Kräfte nahmen augenscheinlich zu, Muskelmasse

setzte sich an, und der Junge sah schon nach einigen Monaten blühend aus, und ich selbst war, als ich ihn bei der Ankunft Allard's in Bordeaux wieder sah, über sein frisches, rosiges Aussehen höchst erfreut. Die Lebensgöttin scheint aber diesem jungen Menschen durchaus nicht geneigt gewesen zu sein. Denn als er einige Jahre darauf nach dem Tode Allard's mit Benjamin Allard, (der um die hinterlassenen Güter seines Bruders in Besitz zu nehmen nach Lahore gekommen war, und welchem er als Dolmetsch in der indischen Sprache diente) wieder in seine Heimat zurückkam, erkrankte er und starb an der Behandlung der dortigen Aerzte. Ich erschrak heftig bei der unerwarteten Nachricht von seinem Dahinscheiden, und konnte ihm nur noch den letzten traurigen Dienst erweisen, seine irdischen Ueberreste zu Grabe zu geleiten. Zur Ausseiterung dieses fistulösen Geschwüres hatte ich als ein gelind reizendes Mittel Honig angewandt, worin spanische Fliegen infundirt waren und der ihm täglich 2mal auf die Wunde applicirt wurde, und das mit Charpie, wodurch die Fistel bald zueilte.

Einige Tage nach der Fistel-Operation machte mir der jüngere Bruder des Ministers Radscha Sutschet-Sing den Vorschlag, mit ihm ins Gebirge zu reisen, um ihn daselbst zu behandeln, was mir sehr erwünscht kam, da ich selbst nach meiner kürzlich überstandenen schweren Krankheit so schwach geworden, daß ich eine Erholung nöthig hatte, überdies die Hitze in Lahore drückend war. Auch riefen mir meine Freunde (die französischen Generäle) diesen Antrag um so bereitwilliger anzunehmen, da der junge Radscha-Sahib eine der ersten Personen am Hofe sei, und mein Glück gemacht wäre, wenn ich ihn heilen könnte. Ich willigte also ein.

Obwohl ich zu dieser Zeit noch keine feste Anstellung hatte, folglich von keinem Vorgesetzten abhing noch einem zu gehorchen hatte, glaubte ich doch, daß der Radscha Sutschet-Sing mich mit der Erlaubniß Rendschit-Sing's mit sich ins Gebirge führte; allein es hatte einen ganz andern Beweggrund. Der junge Radscha hatte eine geheime Krankheit, weshalb er mich heimlicher Weise wegführte, so daß Rendschit-Sing mehrere Male den Avitabile, durch den ich vorgestellt wurde, fragte, wo ich wäre. Vermuthlich war dies Schuld daran, daß er mich 9 Monate da hielt, ohne mich weder zu verabschieden, noch mir eine Anstellung zu geben, so daß Allard mir eines Tages scherzweise sagte: Es ist schwer hier angestellt zu werden, aber noch schwerer, wenn man angestellt ist, wegzukommen, weil er selbst nach vieljähriger Abwesenheit eine Sehnsucht empfand, sein geliebtes Frankreich wieder einmal zu sehen, und deshalb um einen Urlaub anhielt, den ihm zwar der schlaue Rendschit-Sing fortwährend versprach, aber erst sehr spät ertheilte.

Am dritten Tage unserer Reise von Lahore nach dem Gebirge, die theils auf Pferde-, theils auf Elephanten-Rücken geschehen war, kamen wir in Sutschetgher an, (das am Fuße des Gebirges unweit Samba ist), wo der Radscha seine Stallungen und eine Kanonengießerei hatte, wo man auch mehrere

nen gegessene Kanonen und Körser in Gegenwart des Radscha probirte, von deren erstern eine zerplatzte, und einen Gulendas (hindustanischen Kanonier) niederwarf. Der Radscha ersuchte mich sogleich diesen Mann, der über heftigen Durst, starke Schmerzen in der rechten Seite, und allgemeines Krösteln klagte, zu untersuchen; ich fand jedoch zur Verwunderung aller Anwesenden nicht das geringste Zeichen einer äußern Verletzung, weshalb auch der Radscha es für unbedeutend ansah, meinen Rath ihm zur Ader zu lassen nicht billigte, sondern ihm etwas von seiner Kumiati schickte. Um 10 Uhr Abends, etwa 5 Stunden nach dem Vorfalle, kam ein Mann vom Radscha Sabes geschickt zu mir, und führte mich im Namen seines Herrn zum Gulendas, um ihm zur Ader zu lassen. Wir eilten hin, fanden aber, daß man ihn, nach dem Gebrauche der Hindus, von der Tscharpai (Bettstelle) schon auf die Kede gelegt hatte, er daher im Sterben war, und vor unseren Augen, noch nicht ganze 6 Stunden nach dem Vorfalle, verschied. — Ob die Leber ergriffen worden oder nicht, kann ich nicht bestimmen, denn die Section wurde als etwas Ungewöhnliches nicht vorgenommen; gewiß bleibt dieser akute Fall ein höchst sonderbares Ereigniß, das mir seit erstlichen 30 Jahren nur Ein Mal vorkam. — Jedenfalls hat das Stück Metall, das ihm nahe an der rechten Seite vorbeislog, durch Lustdruß ein wichtiges zum Lebensprozeß unentbehrliches Organ verletzt, denn der Schrecken allein konnte keine so heftigen Schmerzen mit dem bald darauf folgenden Tode verursachen. Von Suttschegher wurden wir in 2 Tagen über steile Gebirge in die Stadt Ramnegger hinauf getragen, wo der Radscha außer seinem Palaste auf einer kleinen Ebene eine starke Festung hatte, darin er seine Schätze aufbewahrte. Wir brachten den Berfat (die Regenzeit) oben zu, und kamen im Herbst zum Desairefeste nach Amritsar herab, von wo wir mit Hendschit-Sing nach Radoun am Beas reiten, und wo der Maharadscha die beiden Töchter des berühmten Senfartschend, die Waisenkinder waren, heirathete, und mit sich nach Lahore brachte. Auf der Hinreise passirten wir Tschowala-Mess, einen den Hindus heiligen Ort, mit einem feuerpeienden Berge. Auf der Rückreise kam ich mit dem Radscha Suttscheg-Sing über die Gebirge, und passirte Besouli, Dschesrota und Kurpur, wo der Radscha der Welscheinfordever gewesen war. Nach Lahore zurückgekehrt, sagte mir Allard, daß ein wüthender Schakal eine Anzahl von seinen Dragonern gebissen, und daß in einer Nacht, bis sie im Dunkel das wüthende Thier umzubringen im Stande gewesen, schon mehrere von ihnen, wüthend gemorden, theils in Lahore, theils in ihren Häusern und auf dem Wege gestorben seien, und daß noch einige derselben aus Angst den Abschied begehrten, um nach Hause zu den Ihrigen zu gehen, und daselbst sterben zu können. — Er machte mir zugleich den Vorschlag, daß er mir diese Gebissenen zur Behandlung zuweisen wolle, falls ich willens wäre, mit ihnen einige Versuche vorzunehmen, was mir sehr erwünscht war. Ich übernahm daher 18 Mann in Be-

handlung, und war so glücklich, nicht Einen an der Wasserscheu erkranken zu sehen, worauf Allard dem Dr. A. Murray (der mit dem politischen Agenten von Ludiana, Col. C. M. Wade, uns einen Besuch machte) meine Behandlungsmethode, die sich bei seinen Soldaten besonders bewährte, anpries und zuletzt mir es ans Herz legte, selbe durch Dr. Murray zum allgemeinen Besten der Leidenden bekannt geben zu wollen, was ich auch ganz deutlich ohne irgend einen Rückhalt that. Es wurde darüber in Kalkutta am 2. Juli 1831 in einer Sitzung ein öffentlicher Vortrag gehalten und sie dann bekannt gemacht. Ich erlaube mir einen Auszug davon im Englischen hier einzuschalten. „Dr. Honigberger's object in the treatment of Hydrophobia is to keep up a copious suppuration from the part bitten by the rabid animal, which he accomplishes at first by applying the actual cautery and afterwards by using stimulants to the wound. He also administers a compound of mercury and extract of tabacco, in pills, untill they produce a flow of urine, and at the same time he recommends tincture of cantharides in bitter almond-emulsion, to be repeatedly given until a slight degree of Dysuria is excited. Various other remedies and local applications are also spoken of as useful in Hydrophobia. It does not appear that anyother person has yet made trial of some of the remedies proposed by Dr. Honigberger.“ So hieß es vor 20 Jahren, als ich noch ein sogenannter Allopath war. Wie viele interessante Versuche und Erfahrungen habe ich jedoch seit jener Zeit gemacht! —

Kurz nach dieser Publication bekam ich einen Fall, wo ich als Präventiv-Kur die endermatische Application des Mittels versuchte. Ich applicirte nämlich auf die etwas erweiterte gebissene Stelle Extractum nucis vomicæ, worauf der Kranke die Nacht unruhig zubrachte und fürchterliche Träume von Hunden hatte, die ihm abermals nachliefen. Ich hielt dieses für ein schlechtes Zeichen, für die Vorboten der ausbrechenden Wasserscheu, wollte der örtlichen Behandlung allein nicht trauen, und gab ihm eine Pille desselben Mittels — Extract. nuc. vomic. gr. j. — mit Soda carbonica gr. iij., dem der Mann einzig und allein seine Herstellung zu verdanken glaubte. — Ich stellte unseren verehrten Gästen (Col. Wade und Dr. Murray) einen Akali oder Raheng vor, dem Mendischit-Sing Nase, Ohren und Hände hatte abschneiden lassen, obwohl er den Galgen verdient hätte, und dem im Gebirge die Nase so gut wieder gemacht worden war, daß wir uns wunderten und gestehen mußten, man könne sie in Europa nicht besser machen. Es war nämlich in Kangra eine Familie, welche sich mit dieser rhinoplastischen Operation abgab, die sie jedoch ohne besondern Befehl von der Regierung nicht vornehmen durfte. Wie man aus der Geschichte weiß, ist diese Operation seit alten Zeiten her den Hindus bekannt, die sie immer, wie auch jetzt noch, aus der Stirnhaut machten und stets machen wer-

den. In Europa, wo das Rasenabschneiden ungebräuchlich ist, wird diese Operation in den seltenen Fällen, wo entweder eine Exulceration oder sonstige Umstände sie nöthig machen, aus der Haut des Oberarms gemacht, und das mit Recht, weil nach unseren Sitten der Kopf größtentheils unbedeckt ist, folglich eine garstige Narbe auf der Stirne mit einer neu gemachten Nase sehr entstellend aussehen würde, während im Oriente die Eingebornen mit dem Turbane die Narbe auf der Stirne leicht verdecken können.

Auch während der ruhigen Zeiten zeigten sich die Nahengs sehr pflichtvergessen, und machten dem Rendschit-Sing viel zu schaffen, ja er war genöthigt, eines Tages in Lahore außerhalb des sogenannten Delhi Dervaze (Delhi Stadthore) bei Seidgentsch (wo das Nest des nahengischen Räubergesindels ist) 2 Kanonen mit Kartätschen geladen hinzustellen, weil sie die Kühnheit hatten, den Weg zu sperren. Sie hatten sich in Mia-Mir, eine deutsche Meile von Lahore eingesperrt, traten hier als öffentliche Rebellen auf, wurden aber geschlagen und aus der Stadt, wie auch aus Mia-Mir nach Umritsir weggejagt. Der in Rede gewesene mit der neuen Nase hatte im Felde einer königlichen Wache mit dem Säbel den Arm abgeschlagen, weil sie ihn zurückgehalten, durch einen Weg von rückwärts ins Zelt zum König zu gelangen. Der Naheng hatte einen Diener mit sich, dem nichts geschah, weil er sich nicht offenstrebte, ihm aber wurden auf Befehl sogleich mit demselben Säbel, mit dem er so gut den Arm abschlug, Nase, Ohren und Hände abgeschnitten und er dann losgelassen, worauf er wie ein Rasender einem Brunnen zustief, um sich hineinzuworfen, jedoch von Leuten, die zufällig zugegen waren, zurückgehalten wurde. Als man dem Könige dieß gemeldet, wurde er mir überschickt, und zwar mit dem Befehle, ihn in genaue Pflege und Heilung zu übernehmen, ihn zu überwachen, damit er keinen Selbstmord begehen könne und ihn sodann, wenn er geheilt wäre, vorzustellen. Seiner Aussage nach, soll er von Beng (Hansfraut) betäubt gewesen sein, als er das Verbrechen beging, und er betheuerte keine andere Absicht gehabt zu haben, als er zum König dringen wollte, als ein Geschenk (Gapa) zu verlangen. Dienen wollten diese Nahengs nicht, das freie Räuberleben gefiel ihnen besser.

Radscha Fire-Sing, des Ministers Dhyan-Sing Sohn, war ein Liebling Rendschit-Sing's, er hatte ihn immer auf dem Schooße. Dieser hatte die Harnruhr (Diabetes) bekommen, weshalb wir mit den inländischen Aerzten in Gegenwart Rendschit-Sings im Garten Hazuribag, der in der Festung ist, ein Consilium hielten, wo der Milchwüder zur Sprache kam. Da weder der Maharadscha noch seine Aerzte je gehört hatten, daß aus der Kuhmilch Zucker gemacht werden könne, so waren sie sehr neugierig, ihn zu sehen, und ich erhielt den Befehl, ihn sogleich im Gulabhane (Rosenwasserhause) mit dem Fakir Auredin zu machen, und man konnte kaum erwarten bis er fertig war.

Es waren schöne weiße Krystalle von Milchzucker, die ich dem Rendschit-Sing in einer Schachtel präsentirte, wovon er auch sogleich einigen Knaben, die er bei sich hatte, kleine Stückchen zu kosten gab, denen er nicht so süß schmeckte, wie der gewöhnliche Zucker, weshalb Niemand mehr davon sprach und die Milchzuckerkomödie ein Ende hatte. Der Gulabhane, wo die Rosenwässer und Bedemüß (Aqua Flor. salicis babylon) — das in den heißen Tagen von den Wohlhabenden als ein kühlendes Mittel getrunken wird, und ein so wichtiger Artikel in der indischen Medizin ist — destillirt wurden, war der Ort, wo ich anfänglich meine Geschäfte hatte, die Fakirs Aziseddin und Nuredin (die Aufseher daselbst) in der Pharmacie und Chemie unterrichtete, und die starken rektificirten Weingeiste aus Cabulweintrauen (zum eigenen Gebrauche Rendschit-Sing's) destilliren ließ, indem Alles, was zum Essen und Trinken der Sikhs und Hindus gehört, auch von Sikh- oder Hindus-Händen gemacht werden muß. Kein Muselman, kein Christ darf Hände anlegen, weil es dadurch verunreinigt würde. Es war dies der Ort, wo die königliche Material-Kammer unter Nuredin's Direktion angelegt war, und wo ich verschiedene Opiatpräparate, Metallogyde (Kuschtegi genannt), zum Vergnügen der Fakire und Rendschit-Sing's verfertigte, wodurch er mich besonders lieb gewann. Unter Andern bereitete ich ihm auch die Morphine, mit deren Ueberdosis er bald einen geübten Opiumesser umgebracht hätte, wenn ich nicht, zu Hilfe gerufen, die nöthigen Gegenmittel angewendet hätte. Sonderbar schien es mir, daß in Lahore Niemand den Kaffee kannte; sogar die gelehrten Fakire Aziseddin und Nuredin (Brüder), von arabischer Herkunft, kannten den Kaffee unter dem Namen Bun nur aus Büchern, und der, den ich ihnen (im Jahre 1832) im Darbar zeigte, war der erste, den sie je gesehen hatten; jetzt aber, da die Engländer da sind, die ihn so wie auch wir lieben, kennt ihn Jedermann. Auch von unseren spanischen Fliegen (Cantharides) hatten sie keine Kenntniß. Einheimisch ist bei ihnen jedoch die *Meloe telini*, eine Fliege, die stärker wirkt, weil sie mehr Cantharine enthält als die spanische Fliege; sie wird jedoch selten von den dortigen Aerzten als blasenziehendes Mittel angewendet; aber auch sie kennen ihre Wirkung gegen die Wasserscheu.

Außer dem schon Gesagten bei meiner Krankheit in Feirpur, möge noch folgende Krankheitsgeschichte eines meiner Freunde einen Beweis geben, daß man durch blasenziehende Pflaster, wenn sie recht angewendet werden, selbst eine Lebensrettung in gewisser Beziehung bezwecken kann. — General G.... hatte sich in Umritsir, wo er mit dem Hofe war, im heißen Sommer durch Einreibungen einer Mercurialsalbe ins Mittelfleisch (täglich 1 Drachme) schon am 4. Tage eine solche Mercurialkrankheit zugezogen, daß ich, nachdem er schon längere Zeit darnieder lag, und die Aerzte daselbst alle Mittel vergeblich angewendet hatten, von Lahore zur Hilfe geholt wurde. Das Quecksilber

hatte, so viel mich sogleich die Untersuchung lehrte, den Magen und Darmkanal angegriffen, weshalb er an Verdauungsschwäche und an Kolik litt, und über Stuhlzwang und Brennen am After klagte. Ich begann die Kur mit einem Aderlaß und Setzung von Blutegeln, worauf ein Durchfall eintrat, der, als er unterdrückt wurde, Ursache zur Entstehung eines hitzigen Fiebers ward mit 3—4—Stägigen Zwischenräumen nebst herumziehender Hitze und Brennen. — Als ich sah, daß der Patient bei meiner Behandlung nicht besser wurde, gewann ich die Ueberzeugung, daß das heiße Klima seinen schädlichen Einfluß äußere und der Kranke daher nicht auf den Weg der Besserung gebracht werden könne, so lange wir an dem Orte blieben. Ich ersuchte daher den Maharadscha um die Erlaubniß, meinen Kranken, über dessen üble Lage ich S. M. die nothwendigen Aufschlüsse gab, in ein kälteres, gebirgisches Klima führen zu dürfen, worauf er uns nach Dineneget (Deenanuggur) schickte, indem der Maharadscha die Absicht hatte, selbst hinzukommen. Als die Krankheit schon 3 Monate gedauert hatte und der Kranke an allen Kräften herabgekommen war, besonders aber über das Gefühl eines brennenden Feuers in der Herzgegend klagte, versuchte ich daselbst einige Blutegel ansetzen zu lassen, die ich jedoch gleich wieder abnehmen mußte, weil sie eine Ohnmacht herbeiführten. — Es wurde mit meinem Kranken mit jedem Tage schlechter; eines Abends fing er an bei offenen Augen irre zu reden; seine Füße wurden eiskalt. Die Offiziere seiner Brigade, die er mit sich hatte, und die zufällig zugegen waren, weinten um ihren General, den sie schon für verloren hielten. Ich gestehe es offen, ich selbst hatte schon jede Hoffnung an seinem Aufkommen aufgegeben, und das um so mehr, da ich das tägliche progressive Sinken und Schwinden der Kräfte wahrnahm. — In diesem verzweifelten Zustande applizirte ich ihm 3 blasenziehende Pflaster, und zwar das eine im Nacken, die beiden andern auf die Waden der kalten Füße, gab ihm aber auch zu gleicher Zeit mein Lieblings-Opiat (Opium, Camphora, Ipecacuanha und Tartarus Emeticus) und — rettete den Kranken. Es kam nämlich noch in derselben Nacht ein kritischer Ausbruch hervor, der in Tausenden von Eiterpusteln und Blutschwären bestand, die größtentheils am Halse, im Nacken, unter den Achseln, in den Leisten und den Innenseiten der Schenkel ihren Sitz hatten, worauf die Krankheit zusehends abnahm, und die Besserung rasch vorwärts schritt, so, daß der General im Verlaufe von wenigen Wochen seine früheren Körperkräfte neuerdings erlangte, und nicht nur wieder Fleisch ansetzte, sondern sogar dick und fett wurde. Während der Reconvalescenz meines Patienten kam Radscha Suttschetsing aus dem Gebirge ebenfalls nach Dineneget herab, weil er glaubte, daß der Hof auch hieher kommen werde. Eines Tages führte mich der gute Radscha Sahel in einem Kahne auf dem großen Sumpfe Dineneget's auf die Entenjagd, wo ich aus Artigkeit dem Radschah mein Parasol gab, da er keines bei sich

hatte, und ich, mit dem Schießen beschäftigt, es minder verwenden konnte. Der außerordentlichen Hitze wegen hatte ich über meinem feinen Hemdchen gar kein anderes Kleidungsstück, nicht einmal eine Weste oder Jacken, am Leibe, daher ich ganz den glühenden Strahlen der Sonne ausgesetzt war und mir wirklich einen Sonnenstich zuzog, der meinen Freund E... sehr erschreckte und ängstigte, indem sein Tisot dieses Uebel als lebensgefährlich schilderte. Wie erstaunt war er daher, als er mich am dritten Tage schon wieder im gebesserten Zustande sah. Glücklicher Weise traf der Sonnenstich nicht meinen Kopf, sondern nur eine Schulter, wo ich mit Anwendung von Blutegeln, Bähungen, Unschlägen u. dgl. bald zum gewünschten Resultate gelangte.

Der König von England hatte um diese Zeit dem Pendschit-Sing fünf monströse Pferde geschickt, die Alex. Burnes den Indus heraufbrachte, von welchen eins auf dem Wege zu Grunde ging. Man bewunderte sie allenthalben als eine Seltenheit ihrer ungewöhnlichen Größe und Dicke wegen. Eins derselben wurde das Lieblingsreitpferd des Maharadscha; und da letzterer klein von Statur war, so nahm er sich sehr possirlich aus, wenn er auf diesem Pferde ritt, ungefähr wie wenn ein Affe auf einem Elephanten säße. Dieses Pferd erkrankte; und obwohl er es mir sogleich zur Behandlung übergab, und ich es weder an Fleiß noch an Mitteln fehlen ließ, so ging es doch während der Kur zu Grunde. Es hatte nämlich mehrere Geschwüre an den Füßen bekommen, die, als sie sowohl durch innere als äußere Mittel geheilt wurden, eine Art Krämpfe herbeiführten, und in einem solchen Anfälle verendete auch das Thier. — Später fand ich jedoch Gelegenheit, dergleichen Geschwüre, die im Pendschab so häufig vorkommen und Jeherbad (giftige Geschwulst) heißen, weil sie nach einer vorangehenden Geschwulst entstehen, und eine äßende oder scharfe seröse Feuchtigkeit absondern, zur Behandlung zu erhalten, und war so glücklich, in letzterer Zeit mehrere vollkommen ohne üblen Nachfolgen zu heilen, und das mit einem Mittel meines jetzigen Medium-Systems, nämlich mit der *Laminaria sacharina*, vermuthlich weil sie Jodinehaltig ist, und diese Krankheit zu den Skrophelkrankheiten gehört.

Auch die Rogkrankheit der Pferde ist mir in Lahore mehrere Male, und sogar an meinem eigenen Pferde vorgekommen, wobei sich mir die *Dulcamara* abwechselnd mit dem Arsenik, Morgens und Abends in kleinen Gaben gegeben, als höchst nützlich und vortheilhaft bewährte. In Frankreich wenden die Thierärzte gegen dieses Uebel das *acidum hydrochloricum* an, das sie theils mit Wasser verdünnt dem Pferde einschütten, theils auch örtlich auf die abgeschorenen Stellen einreiben lassen, wie ich es auch von dem berühmten französischen Naturforscher Victor Jacquemont bei seiner Durchreise in Lahore hörte, der damals mein von der Rogkrankheit befallenes Pferd für unheilbar erklärte. Hier in Wien werden, wie ich höre, derlei Pferde ohne weiters erschossen.

Während dem Congresse von Ruyur behandelte ich in Bezirabad den dortigen Gouverneur General Avitabile, der sich einen Fuß verstaucht hatte, und den die inländischen Aerzte, Barbieri und Schmierer durch reizende Umschläge, Betupfungen und Einreibungen in einen solchen entzündlichen Zustand versetzt hatten, daß er dem Brande nahe war. Unter meiner schnell eingeleiteten zweckmäßigen antiphlogistischen Behandlung genas er bald, und konnte seinen Fuß so wie früher gebrauchen. Nur erkrankte er kurze Zeit darauf an einer Gesichtsmuskelverzerrung, welche bei seiner langen und krummen Nase sich um so auffallender herausstellte, und der ich ein Gehirnleiden als Folge des unmäßigen Champagner-Trinkens, welchem Laster er ergeben war, zu Grunde legte. Obwohl ich ihn von diesem Uebel befreite, so ging er doch, da er sich vermuthlich in seiner Heimath wieder dem Trunke in die Arme warf, durch einen Schlagfluß, der ihn in den besten Jahren, wo er die Früchte seiner langen mühsamen Arbeit, und den erworbenen ungeheuren Reichthum hätte genießen können, zu Grunde. Ruhe seiner Asche! obwohl er manchen armen Teufel, man könnte fast sagen: unschuldigerweise, hat hängen lassen, sowohl in Bezirabad als auch später in Pischauer, indem er in diesen Provinzen unabhängig herrschte. Daß er eine Freude hatte, die Unglücklichen duzendweise aufgehängt zu sehen, war wohl nur seinem Gehirnleiden zuzuschreiben. Eines Tages erzählte mir Allard, daß der Maharadscha ihm einen Verweis gegeben (da Allard gleichsam Avitabile's Ration war, als dieser in der Provinz Bezirabad regierte), weil er einige Muselmänner, die geglaubt hatten, unter dem Schutze eines Europäers das verbotene Ochsenfleisch essen zu können, hatte aufhängen lassen; derjenige aber der den Ochsen umgebracht hatte, war ihm entgangen. Kendschit-Sings Meinung war, daß er diese Uebelthäter eine Zeitlang hätte einsperren und dann weglaufen lassen sollen. Daß Avitabile ein thätiger Mensch war, der viele Verbesserungen im Lande eingeführt und den Engländern bei ihrem Durchzuge nach Kabul wesentliche Dienste geleistet hat, ist bekannt, auch kannte ich ihn wohl, da ich die ersten 3 Jahre in Lahore bei ihm im Hause wohnte, weshalb ich mit den Worten schließe: *De mortuis et absentibus nil nisi bene*, oder deutsch gesagt: Man soll von den Todten und Abwesenden nichts als Gutes sprechen, und dieß zwar um so mehr, als ich die nachfolgende wichtige Entdeckung eigentlich nur ihm zu verdanken habe.

Während der Zeit, wo ich die so eben genannten Kuren in Bezirabad bewerkstelligte, ereignete es sich, daß ich eines Tages auf einer Jagdexpedition einen Hasen im Gesträuche verlor, den wir in einem Loch tief in der Erde zu finden glaubten; ich, der ich darauf bestand, den Hasen erlangen zu müssen, ließ mir aus einem in der Nähe befindlichen Dorfe einige Bel (Eisenhacken) holen, um mit Hilfe derselben die Oeffnung dieses Nestes zu erweitern. Wir gelangten wirklich zum Ziele, doch wie groß war unser Stau-

nen, als wir anstatt eines Hasen ein Moschusthier heransholten, welches einen so starken Bisamgeruch verbreitete, daß ich Kopfweh davon bekam, welches drei Tage anhielt. Der Mann, der das Thier herausgezogen hatte, war ganz erschrocken, weil er anstatt des Hasen ein anderes ihm unbekanntes Thier in die Hände bekam, und warf es nieder, worauf es die um uns versammelten Jagdhunde so gewaltig bissen, daß es dem Verenden nahe war, als ich auf Anrathen Avitabile's den kostbaren Moschusbeutel abschnitt, den ich noch heute sorgfältig bewahre; den übrigen Körpertheil ließ ich als werthlos liegen, was ich noch jetzt bedauere, da ich der Meinung bin, daß dieser Moschus einer der besten Gattung ist, und zwar von einer neuen noch unbekannten Thierart stammend, und ich auch nie gehört habe, daß in den Ebenen Indiens ein Moschusthier gefunden worden sei. Mehrere Personen, denen ich diesen Moschusbeutel zeigte, machten die Einrede, daß dieses Thier vielleicht aus den Gebirgen des Himalaja seinen Weg nach Indien gefunden habe, was wohl möglich sein könnte; indessen kenne ich den Moschus, der aus den Gebirgen Kaschmir's und Thibet's kommt, und finde dessen Geruch ganz anders, so wie er überhaupt an Qualität, gleich dem russischen, der eben genannten neuen Art bei Weitem nachsteht. Der Beutel meines Moschusthieres gleicht an Größe und äußerer Gestalt dem chinesischen; er hat kurze und weiche Haare; im Innern aber ist er ganz anders, nämlich gelbbraun, und enthält eine Masse, die so hart ist, wie ein alter Käse. Der chinesische Moschus hingegen ist eine röthlich braune, körnige, leicht zerreibliche Masse, vielleicht von einer eigenen Zubereitung so verändert. Da ich gar keine äußere Zubereitung gemacht habe, und den frischen Beutel in einem eisenblechernen Schächtelchen eingepreßt aufbewahrte, fand ich im Versat (Regenzeit im Sommer), daß sich Insekten im Felle desselben gebildet und die Haare zerstört hatten, ohne jedoch die innere Masse zu beschädigen. Der Moschus hat, wie der chinesische einen starken und angenehmen Geruch, ist jedoch kein chinesischer, weil er in Indien gefunden wurde.

Ich glaubte, da wo eines der Thiere gefunden worden ist, da müßten auch mehrere zu bekommen sein, habe jedoch kein zweites finden können, und es ist mir ewig leid, so voreilig gehandelt zu haben, daß ich nämlich weder das Nest dieses seltenen Thieres untersuchte, ob nicht etwa ein Weibchen oder gar Junge vorhanden waren, und wie es drinnen aussah, noch sein Fell aufbewahrte. Indessen hoffe ich durch die Bekanntmachung dieser Geschichte, daß die englischen Sportsmen, deren es jetzt viele in dem Lande gibt, dasjenige, was der Zufall mir in die Hände gespielt hat, durch Nachsuchungen ebenfalls bekommen werden, obwohl sie in Indien selten sein mögen, da sie sogar den inländischen Ärzten und Droguisten unbekannt sind. Bei der Auffindung derselben bedenke man, daß diese edlen und scheuen Thiere, die so viele

Verfolger haben, die Einsamkeit lieben, tagesseu sind, und sich im Gebüsch aufhalten, wo sie ihre Nester tief in der Erde unter den Wurzeln der Gesträuche haben, weßwegen auch die Erhaltung ihres Geschlechtes keiner allzu großen Gefährde unterworfen ist. Uebrigens dürfte hier glaub' ich die Bemerkung nicht am unrechten Orte sein, daß einige Naturkundige daran zweifelten, ob das in Rede stehende Thier auch wirklich ein Moschusthier gewesen sei, oder aber eines zum Geschlechte der Frettchen (*viverra*) gehöriges, wie die Zibetkatze und dergleichen, wenn es anders ein solches geben sollte, das, wie auch einige Kräuter, den Bisamgeruch hat. In der Freude über diesen unverhofften Fund glaubte ich, durch den starken Bisamgeruch in meiner ersten Ansicht bestärkt, ein wirkliches Moschusthier gefunden zu haben, ohne mich durch nähere Untersuchung der bestimmenden Kennzeichen, nämlich der beiden hervorragenden Zähne, vollkommen davon zu überzeugen. Das einzige, was mir nach so vielen Jahren noch in Erinnerung blieb, ist der Umstand, daß das Thier die Größe einer ausgewachsenen Katze hatte, und von schlankem rehartigen Körperbaue war. Während ich mich in Bezirabad befand, kam eine junge Hindu-Frau (eine Katrei) zum Avitabile mit Geschenken, und dankte ihm, daß er sie gewaltsam vom Seti, d. h. vom lebendig Verbrennen mit dem Leichname ihres Mannes, hatte abhalten lassen, was uns ein Beweis schien, daß so Manche von denen, die ein Opfer des Budhistschen Glaubens geworden, froh gewesen wären, wenn man sie vom Verbrennen abgehalten hätte. Diese Frau, die uns ein Beispiel gibt, bekannte öffentlich, daß sie es am Tage der Verbrennung ihres Mannes im ersten Schmerze gerne gethan hätte, weil es heißt, da sie mit ihm zugleich ins Paradies gelangen würde, nun jedoch froh sei, im Leben zurückgehalten worden zu sein.

Eines Tages erzählte mir Rendschit-Sing, daß der Hallen (Dr. Allen, ein Amerikaner) in der Festung Gudscherats, wo er zu jener Zeit Gouverneur war, im Geheimen die Kimiai (Alchymie) betreibe, weßhalb ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, und zugleich erklärte, daß das, was er darunter verstand, nämlich unedle Metalle in Gold zu verwandeln, oder das Quecksilber zu Silber zu umstalten, nicht denkbar und nicht ausführbar sei. Später fand man meine Worte bestätigt, denn es ergab sich, daß er falsches Geld prägen ließ, und das war des Doktors geheime Alchymie. — Rendschit-Sing setzte in mich solch ein Vertrauen, daß er darauf drang, ich möchte entweder eine Abtheilung Militär (Artillerie, die er mir übertragen wollte) zur Oberleitung übernehmen, oder aber eine Provinz (wie Bentura, Avitabile und Hallen) verwalten, was ich jedoch deshalb ablehnte, weil ich mich zu diesem großen Geschäfte nicht fähig genug fühlte; wohl aber übernahm ich die oberste Leitung der Pulverfabrik und der Büchsenfabrikerei.

Zu dieser Zeit überfiel mich, nach einer langen Abwesenheit vom Hause,

das Heimweh, so zwar, daß der Gedanke: fortzukommen, der einzige war, der mich immerwährend beschäftigte und quälte; ja dieser Gedanke schlug so tiefe Wurzel in meinem Innern, daß, wenn man mir ein Land oder den Kohinur (den kostbarsten Edelstein, der jetzt in London ist) und auf 2 Millionen Pfund Sterlinge geschätzt wird, mit der Bedingung immer da zu bleiben, angeboten hätte, ich ihn ausgeschlagen haben würde. Ich dachte dabei oft an die Worte Allard's, daß es schwer sei eine Anstellung in Lahore zu erlangen, noch schwerer aber wegzukommen, wenn man bereits eine solche erlangt hat; denn nur mit vieler Mühe erhielt ich meine Entlassung, ich möchte sagen — meine Freiheit.

Kendschit-Sing war ein Mann, der sich seiner seltenen Talente und seiner Umsicht wegen Ruhm erwarb, dessen Andenken man ehrt, und dessen Name gewiß noch lange Zeit in der Geschichte ein ehrenvoller bleiben wird. Obwohl aus vornehmer Familie entsprossen, Sohn eines Serdaren, konnte er doch weder schreiben noch lesen; dazu hatte er in seiner Kindheit durch die Pocken ein Auge verloren. Auch hatte ihn die Mutter Natur mit ihren Gaben stiefmütterlich bedacht; denn er war von kleiner, unansehnlicher Gestalt und schwächlichem Körperbau; dafür beschenkte sie ihn aber mit einem ungewöhnlichen Talente; auch besaß er ein außerordentliches Gedächtniß, wie sich nicht sobald Jemand dessen rühmen kann. Zu den Eigenthümlichkeiten seines Charakters gehörte, daß er selten das that, was man verlangte, und oft das Entgegengesetzte von dem, was er sagte. So wußte auch Niemand, wenn er irgendwo hin gehen wollte, wann er gehen, und welchen Ort er zum Ziele seines Gehens wählen würde. Zu den Schattenseiten seines Charakters gehörte, daß er die Ausschweifungen und Excesse, so wie den starken Weingeist und das Opium zu sehr liebte, wodurch auch seinem Leben eine frühzeitigere Grenze gezogen wurde. Ich war Augenzeuge des Schauspiels, als er in Amritsir die Gulbegum (Rosendame) heirathete. Sie war seit einigen Jahren als eine Kendschini (Bajadere) in Diensten Kendschit-Sings gewesen, tanzte und sang überall, wo man sie in dieser Absicht lud; doch wußte sie sich so fest in die Gunst ihres Herrn einzunisten, daß er die Ceremonie öffentlich vollziehen ließ, sowie auch die Heirath selbst als solche erklärte. Ihn kümmerte nicht, daß so Viele diesen Schritt tadelten; er dachte, als König stehe ihm eben so gut die höchste Macht zu, als der unumschränkte Wille seiner Handlungen. Auch sie trat von der muhamedanischen Religion ab, und aß mit Kendschit-Sing Schweinefleisch. Uebrigens hielt sie sich sehr zurückgezogen. Sie regierte eine Zeitlang und ließ (was jedoch ein geheimes Uebereinkommen war) ihren eigenen Mann den Kendschit-Sing einsperren. Sie ergriff dieses Mittel bloß deshalb, um Geld vom Minister herauszulocken, da letzterer seinen Herrn um jeden Preis loszukaufen oder vielmehr freizukaufen trachten mußte. Die ganze Sache war zwi-

schen Kendschit-Sing und ihr im Voraus abgekartet. Es war nämlich eine königliche Prinzessin gestorben, welche dem Herkommen gemäß, Gulbegum als jetzige regierende Fürstin beerbte. Der Nachlaß, vornehmlich aus kostbaren Edelsteinen und Perlen bestehend, reichte indeß doch nicht hin, gewisse sehr fühlbare Lücken in der Schatulle des Mahardscha auszufüllen. Der Minister, an den er sich in Betreff dieser Angelegenheit gewendet hatte, wollte oder konnte mit den geforderten Summen nicht herausrücken. In dieser Klemme spielte Kendschit-Sing die Rolle eines Diebes, und stahl seiner Gemahlin — versteht sich mit deren Vorwissen — den geraubten Schmuß, worüber sie sich in einem solchen Grade erbittert stellte, daß sie ihren Gatten in Verhaft nehmen ließ, in der festen Ueberzeugung, der geldarme Minister werde nun nicht länger zögern und Rath schaffen, um seinen Herrn von der Schmach einer schimpflichen Gefangenschaft zu befreien. Dergleichen orientalische Kniffe verstand Kendschit-Sing recht wohl. Ihre Aufzählung wäre aber hier nicht am passendsten Orte.

Mein Rückweg von Lahore war über Multan nach Dheraghafi-Khan, wo zu jener Zeit Ventura Gouverneur war. Da ich Kuhpockenstoff bei mir hatte, forderte mich Ventura auf, sein Töchterchen zu impfen. Madame Ventura machte ihrem Manne die Gegenvorstellung, den Anfang der Impfung nicht mit ihrem Töchterchen Victorine machen zu lassen, weshalb Ventura einige arme Kinder aus dem Bazar Dhera's bringen ließ, die ich zuerst impfte, und von denen jedes einen Kup. von Ventura zum Geschenke erhielt. Am 8. Tage wo diese Kinder mir wieder hätten vorgeführt werden sollen, um von ihnen Stoff zur Weiterimpfung zu entnehmen, war kein einziges erschienen, und als ich mich um die Ursache des Außenbleibens erkundigte, hieß es, daß ihre Aeltern sie aus Angst aus der Stadt weggeführt hätten. Man hatte ihnen nämlich gesagt, daß Ventura deswegen jedem Kinde einen Kupie geschenkt hätte, damit es am 8. Tage wiederkomme, wo ihnen sodann der Ferenghi-Doktor die Mumiai aus dem Arme heraus schneiden würde, was eine lebensgefährliche Operation wäre, so daß Manche daran sterben müßten. Nur durch die Drohungen Ventura's, den Kotoalen (Polizeimeister) einsperren zu wollen, war es uns gelungen, am folgenden Morgen einen von den Impflingen zu Gesichte zu bekommen, von dem ich so viel Stoff entnehmen konnte, um damit wieder mehrere Kinder so wie Mademoiselle Victorine im Harem des Generals zu impfen. — Die Leute überzeugten sich bald darauf von ihrer Thorheit und irrigen Meinung, und der Zubrang wurde nun so groß, daß ganze Dörfer, alt und jung beiderlei Geschlechts, herbeieilten, um sich impfen zu lassen, wobei ich auch Gelegenheit fand meine Versuche in der Medizin und Chirurgie fortsetzen zu können, indem ich in Dheraghafi-Khan volle 4 Monate auf die Karavane der Loani's — die in dieser Gegend den Indigo für Buchara einkauften — warten mußte,

da ich mit ihnen nach Buchara zu reisen wünschte, um von dort ferner den Weg über Rußland nach Hause nehmen zu können.

Wie ich später erfuhr, fing Rendschit-Sing bald nach meiner Abreise von Dhera zu kränkeln an, und schickte mir Leute nach, um mich wieder zurückzubringen, die mich jedoch nicht mehr trafen. Von Dheraghast-Khan reiste ich mit den Loani's nach Derabend, das oberhalb Dhera Ismail Khan am Fuße des Gebirges liegt, und wo die Weiber und Kinder derselben, so wie auch ihre Pferde, Schafe u. s. w. unter Zelten lagerten. — Da ich sehr gerne die Impfung der Kuhpocken auch auf der Reise (in Kabul, Buchara u. s. w.) fortgesetzt hätte, so trachtete ich auch bei meiner Ankunft in Derabend einige Kinder zu impfen; es war jedoch unmöglich, indem zu dieser Zeit die große Hitze anfieng. Die Loanis versprachen sich dieser Operation unterziehen zu wollen, wenn sie die kältere Gegend im Gebirge erreicht haben würden; bis dahin hatte jedoch der Impfstoff (in der Hitze) seine Kraft verloren und wurde ganz unbrauchbar, was ich in Kabul zumal, sehr bedauerte, indem die Menschenblattern zur selben Zeit daselbst so fürchterlich grassirten, daß während 4 Monaten, wo ich im Hause des Nabab Dscheberkhan war, 2 seiner Töchter an dieser Krankheit im Harem starben. — Auf mein Verlangen ließ der Nabab in der Umgegend von Kabul bei den Kühen nachsehen, ob nicht etwa Kuhpocken daselbst zu bekommen wären, doch vergebens; auch hatte Niemand in Kabul davon je gehört. Damals fiel es mir nicht ein, einmal gelesen zu haben, daß man sich die Kuhpocken, wo Menschenblattern sind, leicht verschaffen kann, wenn man eine junge Kuh mit dem Virus von Menschenblattern am Eiter impft, wodurch das Gift zum Heilmittel umgestaltet werden kann.

Die kurze Beschreibung dieser Reise von Lahore über Dheraghastkhan und Gasni nach Kabul ist durch Sir G. M. Wade (im Jahre 1834) von der asiatischen Gesellschaft Calcutta's mit der nöthigen Landkarte veröffentlicht worden. Die Pflanzen, die ich auf dieser Reise gesammelt habe, übergab ich in Wien dem Prof. der Botanik, Baron Jaquin, der sie dem Doctor Endlicher und Prof. C. Fenzl zum ordnen und ausarbeiten anvertraute, und wovon bereits ein Theil unter dem Namen „Sertum Cabulicum“ bekannt gemacht worden ist; während der noch übrige größere Theil seiner schließlichen Bearbeitung durch Herrn Professor Fenzl entgegen harret. — Was die auf dieser Reise gesammelten Alterthümer anbelangt, so sind selbe nicht minder der archeologischen Welt bekannt, indem ich im Jahre 1835 durch die asiatische Gesellschaft in Paris den Erhalt der bei Kabul und Dschelalabad geöffneten Kuppeln, nebst einigen Münzen und Steinen, die ich auf der Reise durch Buchara käuflich an mich gebracht hatte, mittheilte, was mir zwar den Titel eines Mitgliedes der Gesellschaft verschaffte, wodurch aber meine Sammlung in London sehr an Werth verlor, so daß ich 2 meiner Goldmünzen (Mokadphis) von London

nach Paris zurückgeschickt und einem gewissen Rollin um 3000 Franks verkauft habe. Die übrigen Kuriositäten aber, worunter auch eine baktrische Papyrusrolle war, die ungeöffnet blieb, wie man sie in den von der asiatischen Gesellschaft in Paris (1835) herausgegebenen Lithographirungen abgezeichnet finden kann, und die meines Wissens nach noch das einzige baktrische Manuscript enthält, das bis jetzt gefunden worden ist, adressirte ich von London aus an das Geymüller'sche Haus in Wien, das aber inzwischen fallirte, weshalb das Kistchen auf der hiesigen Hauptmauth aufbewahrt wurde, und zwar so, daß ungeachtet des Anfragens Niemand etwas davon hatte erfahren können. Zu meinem Erstaunen und Schmerze vernahm ich bei meiner jetzigen Ankunft in Wien, daß nach Verlauf von vollen 15 Jahren erst 14 Tage vor meinem Anlangen allhier, nämlich am 5. Juli 1850 das in Rede stehende Kistchen mit der Geymüller'schen Konfoursmasse im Wege öffentlicher Versteigerung um ein Spottgeld hintangegeben worden sei, und zwar wegen vorgeblicher Nichtexistenz des Eigenthümers. In wessen Hände diese kostbaren Alterthümer dadurch gekommen seien, war nicht mehr zu erfahren. Somit ist denn auch der vielleicht unschätzbare Inhalt jener Papyrusrolle für die gelehrte Welt wahrscheinlich auf immer dahin! Außer den in früheren Jahren in Kairo und in Alexandrien Privat-Personen verkauften Antiquitäten haben die Münzsammlungen in St. Petersburg, in Wien, Paris und London so manche von meinen Münzen und Steinen aufzuweisen.

In Kabul und Dschelalabad hatte ich unter dem Schutze des Nabab Dscheberkhan viele Kuppeln (alte Grabmähler) geöffnet und mir dadurch den Verdacht Dost Mohameds zugezogen, daß ich ungeheure Schätze aus dem Lande wegführe, obwohl ich die Vorsicht brauchte, die ausgegrabenen Sachen durch den Dr. Gerard, der sich damals in Kabul auf der Rückreise von Buchara befand, dem General Allard nach Lahore zu übersenden, der mir selbe nach Bordeaux brachte; dennoch hatte Dost Mohamed dem Gouverneur von Bamian den Befehl gegeben, mich an der Grenze Afghanistans ausplündern zu lassen, weshalb mir in der Festung Akrcabad Alles, was ich vom Werthe bei mir hatte, weggenommen wurde, was ich aber wieder durch den Nabab Dscheberkhan und Avitabile (der dann Gouverneur von Pischauer geworden war) zurück erhielt, wie ich auch so besonders vom Glücke begünstigt wurde, daß ich unangetastet davon kam. Die Grausamkeiten Mir Muradbegs in Kundus befürchtend, hatte ich aus Vorsicht meine Effekten der Karawane übergeben, die zur Abreise von Kabul nach Balk bereit war, weil ich im Afghanen-Kostume mit einer Begleitung von 10 Mann (theils Dienerschaft, theils Nababs Leuten) incognito durch Holm voraus zu passiren gedachte. Zum Führer hatte ich den alten graubärtigen Cheiat, der auch den Al. Burnes mit Dr. Gerard nach Buchara führte.

Wir verließen Kabul im November in der größten Kälte, und verloren im Schneegebirge auf dem höchsten Gipfel des Kaukasus zwei von unsern

Leuten, die wir jedoch glücklicherweise in Bamian wieder fanden. Der schlechte Ruf, den ich mir durch die Ausgrabungen in Kabul erworben hatte, war mir vorausgeeilt; die Afghanen und Fozara's machten förmlich Jagd auf uns, als sie erfuhren, wer ich sei. In Bamian angelangt, bekamen wir durch das Empfehlungsschreiben, welches uns Dost Mohamed und der Rabab mitgaben, einen Platz in der Festung, wobei man uns aber vor Räubern hange machte, doch uns eine Escorte mitzugeben versprach, wo wir den folgenden Tag einige Stunden bis zu deren in Bereitschaftsetzung zurückgehalten wurden; während welcher Zeit man den Befehl in die Festung Aktrabad gab, uns im Gebirge auszuplündern. — Ein Glück für uns war es, daß die Festungs-Mannschaft nicht beisammen war, die Anwesenden ihre Gewehre nicht in Ordnung hatten, und sich zu schwach glaubten, wie der Befehl lautete, als Räuber uns im Gebirge zu überfallen und auszuplündern; auch wäre dieß ihnen nicht so leicht gelungen, da wir gut bewaffnet waren, und uns zur Gegenwehr gestellt hätten, was beiderseits Menschenleben gekostet hätte. Dieß bedachten die Soldaten wohl und fanden es für rathsam und sicherer, auch weniger beschwerlich, uns mit Schlaueit in die Festung hinein zu locken und dann während der Nacht auszuplündern. Ich erprobte die Wahrheit des Sages: Der Mensch verzage nicht im Unglücke, noch thue er zu groß und übermüthig im Glücke. Ich ließ mir in der Festung geduldig die Hände auf den Rücken binden, während ich ein geladenes doppelläufiges Percussions-Pistolchen in einem meiner hohen Kabultiefel versteckt hielt. Bei einer schicklichen Gelegenheit versuchte mein Führer Kasile Baschi Gheiat mich zu befreien, und bekam dafür einen schwachen Säbelhieb über den dicken Pelz, ohne dadurch verwundet zu werden. Die Räuber glaubten, daß wir eine Menge Geldes versteckt haben müßten, und verlangten 1000 Rup. für meine Freiheit, die ein Hadschi von den Leuten des Rababs, dessen Obfsorge ich anvertraut war, mit 2 Sir (4 Pfd.) Reiß, der ihm gehörte, und den man ihnen gewogen hingab, bewirkte. Zuletzt zeigte es sich, daß dieses Räubergefindel eben so hungrig als geldgierig war. Nachdem ich endlich auch dasjenige, was man verlangte, hingegeben hatte, söhnte sich ihr Aufseher mit uns aus. — Er zeigte uns nämlich auf einer Seite, während er seine Hand auf den Koran, den er unter dem Pelzchen hatte, legte, den Befehl zur Ausplünderung vom Gouverneur von Bamian, wo zugleich die Sachen, die er mir weggenommen hatte, abgegeben und bezeichnet waren.

Auf der andern Seite des Gebirges angelangt, schickte ich einen Mann des Rabab mit einigen Briefen zurück, in welchen ich den Hergang der Begebenheit schilderte. Wie ich später hörte, soll der Rabab dieses Vorganges wegen seinem Bruder Dost einen derben Verweis gegeben haben, so wie der Gouverneur von Bamian abgesetzt worden sein, und die Sachen wurden mir,

wie gesagt, durch Aritabile zurückgegeben. Hätte ich in der ersten Aufregung mich widersezt, und einen oder zwei dieser Leute erschossen, so hätte man mich ganz gewiß umgebracht.

In Holm wurde ich geradewegs in den Hof zum Mauthner geführt, der, als er mich auf dem Pferde sitzend, für einen Europäer erkannte, mich sogleich ersuchte abzustiegen, und da mein Quartier zu nehmen. Sonderzweifel haben mich meine Leute verrathen, zumal Cheiat, weil er befürchtete, daß die uns folgende Karawane ihn angeben und er, da er den Weg oft zu machen hatte, gestraft werden würde. — Der Mauthner schickte sogleich einen Mann mit der Anzeige meiner Ankunft nach Kundus zu seinem Herrn, Altmaram, der ein Hindu und Minister des Murad-Beg war. Als ich dieß erfuhr, schickte ich auch sogleich einen meiner Leute dahin mit dem Empfehlungsschreiben des Nabab Dscheberthan an Altmaram, worin er ihm schrieb, für die Unversehrtheit meiner Person besondere Sorge zu tragen, indem, wenn mir etwas geschehen würde, er ihm ohne Rücksicht sein Haus in Pischauer zerstören werde. Dieser Brief machte auf diesen Mann solch einen Eindruck, daß der Mauthner den Befehl erhielt, mich sogleich über die Grenze des Landes zu schicken, und zwar in Geheim, weil er befürchtete, daß wenn Emir Murad-Beg mein Dasein erfahren würde, er mich nach Kundus verlangen und daselbst festhalten möchte.

So langte ich glücklich in Balk an, wo ich unsere Karawane und meine Sachen erwartete, zugleich mir daselbst des strengen Winters halber ein paar Kadschavehs machen ließ; nämlich Körbe, die man paarweise auf die Rameele legt, deren Inseite allenthalben mit wollenen Decken ausgesteiert ist und welche denjenigen, die an das sogenannte Zusammengekauert-Liegen, so wie an das Sitzen bei zugleich ausgestreckten Füßen, eine sehr bequeme Art zu reisen gewähren, so, daß ich während der Reise am linken Ufer des Amu (Oxusflusses) zwei volle Tage darin blieb, ohne auch nur einen Fuß heraus zu thun; indem ich mein Essen, das Kohlenfeuer u. s. w. darin haben, so wie alle übrigen Geschäfte darin verrichten konnte; übrigens war auch das Wetter zum Herausgehen nicht so einladend; nasse Kälte und Schneegestöber wechselten mit einander ab. Einige 60 solcher Kadschaveh's bildeten, in ein Viereck gestellt, einen großen Hof. Mehrere von diesen Kadschaveh's waren mit Sklaven (größtentheils Persern) gefüllt und überfüllt. So hatte ich in meiner Nähe solch eine Kadschaveh, worin vier kleine Mädchen waren. Alle wurden gut bewacht, Niemandem gezeigt, und nach Buchara zum Markte gebracht.

Der Nabab hatte mir ein paar kleine aber dicke Reitpferde (Pony's, Tschargusch persisch d. i. vierohrige, genannt, weil sie die Ohren gespalten haben) zum Geschenke gemacht, welche, weil sie so gut klettern, vorzüglich geeignet

für Gebirgsreisen, so wie auch für Durchzüge durch Wüsten sind, indem sie unter dem Schnee die Graswurzeln riechen und sich selbe herauscharren, und die mir wirklich bis nach Rußland in der Wüste treffliche Dienste leisteten. — In Buchara angelangt, wohin ich ebenfalls gute Empfehlungsschreiben vom Rabab mitgebracht hatte, war des Ministers Hoschbegi erste Frage, ob ich den Jussuf Wolff und den Alexander Burnes kenne. Wolff meinte er, sei ein Mensch von gutem Herzen, Burnes hingegen hätte ihn hintergangen, indem er bis zum letzten Augenblicke vorgab, über Rußland nach England reisen zu wollen, während er über Chiwa nach Hindustan zurückkehrte, daher er ihn auch für einen Spion hielt, und sich gegen mich dahin aussprach, ob ich es nicht vielleicht auch so machen werde. — Man sagte mir, daß 600 russische Sklaven in Buchara wären, größtentheils Fischer vom caspischen Meere, oder Gefangene von der Grenze, die entweder nach Chiwa oder nach Buchara verkauft worden waren. Während meinem viermonatlichen Aufenthalte in Buchara war auch ein russischer Spion, Monsieur D., da, den der Gouverneur von Orenburg mit Geschenken an die Regierung hinüber geschickt hatte, und der, wiewohl ein Franzose, den Muselman so gut zu spielen wußte (weil er der arabischen und persischen Sprache mächtig war), daß man ihn nie als Franzosen erkannt hätte, wenn ihn nicht die Nogai's (tartarische Muselmänner unter russischer Protektion) angegeben und verrathen hätten, die auch darauf drangen, man müsse ihn umbringen, weil sie befürchteten, er werde sie angeben, da sie das Verbot des Ulfases übertreten hatten, nach welchem es den russischen Unterthanen nicht erlaubt ist, nach Buchara zu gehen. Sie benützten die Gelegenheit, und klagten ihn bei der dortigen Regierung an, daß er als Reher theils die heiligen Derter der Muselmänner besucht, theils auch ein Diplom von den Ulema's (Gelehrten) genommen habe, mit dem er die in Rußland sich befindlichen Muselmänner belehren wolle. — Hoschbegi untersuchte in meiner Gegenwart dieses Diplom und fand, daß es nichts anders enthielt, als, daß D. sich einer Prüfung in der hohen arabischen Sprache unterzogen habe, und wohl bestanden sei, weshalb er also als schuldlos erklärt wurde, und man ihm nichts anhaben konnte.

Hoschbegi ersuchte mich, kurz vor meiner Abreise, beim Brod und Salz, das ich bei ihm gegessen hätte, ihm aus Rußland die Wahrheit zu schreiben, ob dieser Eldschî (Gesandte) ein Christ oder Muselman sei; wobei ich mir dachte, daß er nicht so lange zu warten brauche, sondern dieß sogleich in Buchara wissen könne, wenn man ihn untersuchen wolle; auch war sein blondes Haar gegen seine Angabe, daß er ein Araber sei, indem ich noch nie einen blondhaarigen Araber gesehen habe. Doch so weit wollte es der Minister nicht treiben, weil er auch der Ueberbringer werthvoller Geschenke war. Gleich vom Anfange an wurde mir in Buchara das Schreiben untersagt, welchem

Befehl ich mich willig unterzog. Vermuthlich haben die beiden unglücklichen Engländer (Stoddart und Konolli), die kurz nach meiner Abreise nach Buchara gekommen sind, nicht so gehandelt, was zur Entdeckung ihrer Spionerie führte, und ihnen die Köpfe kostete. Wie ich vom Dr. Wolff, den ich aus Lahore kannte und bei Gelegenheit meiner Reise durch England in seiner Parochie (Isle Brewery near Taunton) besuchte, gehört habe, wurden diese beiden Engländer als Spione erwischt und überwiesen, und Abdul Samedkhan, ein Schuft von einem Perser (den ich in Lahore und Kabul kennen lernte) war es, der sie angab; derselbe soll auch später die Enthauptung Hoshbegis bewirkt haben, bis ihn zuletzt selbst der Lohn traf, und er ebenfalls geköpft wurde.

Der vielen Geschäfte halber, die mir Hoshbegi in Buchara übertrug, erhielt ich die Erlaubniß, zu Pferde in den Bazaren der heiligen Stadt herum zu reiten, weßhalb ich einen berittenen Mann vom Minister hinter mir hatte; trotzdem bemerkte ich, wie fanatische Studenten, die daselbst in Menge sind, Komplotte gegen mich schmiedeten, und mich mit boshaften Blicken ansahen, denen ich aber auch, obwohl nicht absichtlich, einen Streich spielte. Auch that es mir unendlich leid, daß ein operirter Student aus der hohen Schule in Folge der Operation starb. Doch konnten meine Feinde mir deßhalb nichts anhaben, weil ich nebenbei sehr viele glückliche Kuren machte, unter Andern auch den Emir durch ein einziges Brechzettelchen von einem heftigen gastrischen oder Gallenleber befreiete. Die unglückliche Operation war ein Steinschnitt, wobei es hieß: *Non est in medico semper, relevetur ut æger; interdum doctâ plus valet arte malum*. Es war, wie wenn es mir geahnet hätte, daß dießmal die Operation nicht gut ausfallen könne, weil der Kranke schon sehr abgezehrt, in den Leibeskräften stark herabgekommen war, und anhaltende starke Schmerzen hatte, weßhalb ich auch keine Lust in mir verspürte, ihn zu operiren, und selbes nur auf Zureden des Ministers that, indem der Kranke drohte, sich in der Verzweiflung das Leben nehmen zu müssen, wenn ich es abschläge. Um mich gegen Vorwürfe im Falle des Mißrathens zu sichern, ließ ich mir sowohl vom Kranken als von seinem Bruder die schriftliche Erklärung ausstellen, daß ich für den Erfolg der Operation nicht verantwortlich sei, und selbe nur deßhalb unternähme, weil sie mich dazu nöthigten. Die öffentliche Beglaubigung erhielt diese Schrift dadurch, daß sowohl der Emir, als auch der Minister und der Kadi (Richter) ihre Siegel darauf druckten. Ich unternahm die Operation in Gegenwart mehrerer Augenzeugen, die ich absichtlich dazu geladen hatte, worunter auch einige Fakims (Doktoren) waren. Der Steinschnitt wurde in einer Lokalität der hohen Schulen vorgenommen. Ich operirte glücklicherweise mit dem Apparatus altus; sonst hätte ich den Stein gewiß nicht herausbekommen. Der Kranke verhielt sich wäh-

rend der ganzen Operation ruhig und sagte nichts als: Ja Allah! Ja Allah! (o Gott! o Gott!). Zu meinem größten Verdrusse und Erstaunen aller Anwesenden fanden wir den Stein in der Blase eingewachsen, und zwar so wie ich nie gehört und nie gesehen. Man stelle sich nur vor, ich brauchte bei Anwendung der Finger beider Hände 25 Minuten Zeit, um den Stein von der Blase loszumachen, der nicht weniger als etliche zwanzig Spitzen hatte, deren jede einem Apfelsstiele gleich, $\frac{1}{3}$ Zoll lang war, an der oberen Fläche breiter als an der unteren, und gleichsam wie mit Nägeln angeheftet. An Größe übertraf er jedoch kein Hühnerei und war so weiß wie kristallisirter Zucker. Seine Bestandtheile zeigten, daß er ein Tripelphosphat von Magnesia und Ammoniak sei.

Ich schickte sogleich den Stein dem Minister Hoshbegi in die Festung Registan mit der traurigen Prognose, daß die Heilung der Wunde eine unmögliche Sache sei. Zugleich benützte ich die Gelegenheit und verlangte vom Hoshbegi etwas ächte persische Mumiai, indem dieses Mittel in der arabischen Medizin bei erlittenen äußeren Gewaltthatigkeiten, bei Wunden und Knochenbrüchen als ein spezifisches Heilmittel gepriesen ist, und ich erhielt selbe auch, wovon ich dem Operirten täglich 1 Gran eingab. Da sich bei meinem Kranken schon eine Woche nach der Operation Eplust einstellte und er auch wirklich Essen verlangte, was der Minister erfuhr, indem er aus besonderem Interesse für diese Kur sich zweimal des Tags Bericht erstatten ließ, sagte er mir, daß mein Zweifel über das Aufkommen des Kranken nun ganz gewiß ungegründet wäre. Gebe es Gott, sagte ich, daß ich mich dießmal irren möchte, und ich dessen Lebensrettung der Wirkung Ihrer guten Mumiai zuschreiben müßte; bisher haben noch alle diejenigen Fälle unglücklich geendet, wo der Stein auch nur in etwas an der innern Schleimhaut der Blase angewachsen war; ja in mehreren Fällen hat ein eingetretener Brand am vierten Tage die traurige Szene beendet. Er verließ mich mit den tröstenden Worten, ich möchte nur auf Gott vertrauen, was ich auch that, und am sechzehnten Tage nach der Operation vertraute ich auch dem lieben Gott meinen Kranken für die ganze Ewigkeit an. Er starb bei vollem Bewußtsein an Entkräftung und Erschöpfung, da die vielen Wunden der Blase nicht zuheilen konnten und die Blase wie ein Sieb durchlöchert war. — Als er den Tod herannahen fühlte, dankte er mir und seinem Bruder für den Beistand und die Pflege, die wir ihm geleistet hatten, und sprach sich öffentlich darüber aus, daß sein frühes Ende (im 20. Lebensjahre) nicht dem Mangel an Kunst, wohl aber dem unerforschlichen Willen des höchsten Lenkers aller Wesen zuzuschreiben sei.

Der Hoshbegi war nicht nur in einer und eben derselben Person der Bezir, Mauthner, Materialträger oder Droguist und Hafeem des Emir, da er, so wie

alle Gelehrten im Oriente, nicht nur medizinische Kenntnisse besaß, sondern zu gleicher Zeit auch der Vertraute seiner fürstlichen Hoheit war, unter dessen Aufsicht das Essen für den Emir, der erst einige und zwanzig Jahre zählte, bereitet wurde; indem Alles, was auf die fürstliche Tafel kam, früher vom Hofschebegi gekostet und sodann in Schüsseln in einen Korb gelegt wurde, woran ein Schloß befindlich war, zu welchem sowohl der Emir als der Hofschebegi Duplikate von Schlüsseln hatten.

Eines Tages bekam der Emir ein Gallensteiner, wogegen ich, nachdem ich vom Hofschebegi vorgestellt worden war, ein Brechmittel verordnete, das seine gute Wirkung nicht verfehlte, worauf Hofschebegi das Rezept davon mir abverlangte. Es war folgende Zusammensetzung:

Rp. Antimon tartar. dr. j.
 Sach. albi unc. ij.
 Amydi unc. j.
 f. l. art. c. s. q. mucil. Gum. Trag. massa,
 ex qua form. Troch. pond. dr. j.
 Wovon 1 Stück die Dosis für einen Erwachsenen.

Auch verlangte er von mir etwas Brechweinstein, Phosphor und Chininae sulphat.; letzteres Präparat hatte er vom Dr. Gerard kennen gelernt. Die Kenntniß sowie die Anwendung des Phosphors zu verschiedenen unterhaltenden Kunststücken verdankte er mir.

Von den vielen Kranken, die ich auf seinen Befehl zur Behandlung übernahm, führe ich hier nur einen Asthmiker, einen Anverwandten von ihm, deßhalb an, weil dessen Herstellung einiges Aufsehen erregte. Dieser Mann litt bereits einige und zwanzig Jahre an Engbrüstigkeit und war körperlich sehr geschwächt und herabgekommen; dennoch gelang es mir, ihn vollkommen zu heilen. Die Behandlung dieses periodischen, krampfhaften Asthma's war folgende: Ich applizirte ihm zwei blasenziehende Pflaster auf die Arme und erhielt selbe während mehrerer Tage in Eiterung; dabei gab ich innerlich einige Pillen aus: Assa foetida, Calomel, Castoreum, succ. liquirit. und Tinctura Cantharidum (ein sonderbares Gemisch! höre ich Manchen ausrufen.)

Hofschebegi hatte seine Freude sich mit mir zu unterhalten, und sich belehren zu lassen. Auf solche Art haben wir manche Stunden zusammen heiter zugebracht. Kurz nach dem Tode des unglücklichen Studenten fragte er mich, durch welche Veranlassungsurachen sich der Stein im Menschen bilden könne, und ich erörterte ihm Alles deutlich und genau. Es gab mir auch zu dieser Zeit der Emirachur (Oberstallmeister) 2 Steine von einem Pferde, von denen jährlich einer durch den Stuhl abginge und die Größe eines Gänseiees erreichte, da-

her vermuthlich im Magen oder Darmkanale erzeugt worden ist. Ich erinnerte mich dabei folgender Geschichte, die ich ihm erzählte und die ihm so gefiel, daß ich es wage, sie auch hier beizufügen. Die Mutter eines auf dem Libanon operirten Knaben sagte mir, sie wisse wohl, was die Ursache der Erzeugung des Steins bei ihrem Sohne Georgi gewesen sein möchte, und als ich sie ersuchte, mir selbe auch mitzutheilen, sprach sie: „Mein Mann, ein Fleischaesser, der dem Saufen ergeben ist, reiste vor 12 Jahren, als ich den Knaben an der Brust hatte, auf den Jahrmarkt, um Ochsen einzukaufen, zu welchem Behufe er eine beträchtliche Summe Geldes im Gürtel mitnahm, und welches man ihm, während er im besoffenen Zustande bewußtlos dalag, stahl. Als ich dieses vernommen hatte, sagte sie, machte es auf mein Gemüth einen sehr kränkenden Eindruck. Dieses mußte wohl auch das Kind mitempfunden haben, denn schon an demselben Tage bemerkte ich, daß der Knabe nicht den Urin lassen konnte, obwohl er sich dazu anstrebte, und diese Bemühung so lange vergeblich fortsetzte, bis ihm seine Tante am Röhrchen saugte. Obwohl er nun seit dieser Zeit Monate lang gesund gewesen ist, so haben sich doch zeitweilig diese Harnbeschwerden wieder eingestellt, und zwar stets dann, wenn ihm das Steinchen vor die Harnröhrenöffnung kam, wo er sich das Glied mit der Hand rieb, und mit den Füßen auf die Erde stampfte und um Hilfe schrie, wobei er sich so anstrebte und drückte, daß ihm zuweilen der Mastdarm hervorkam.“ Nach Beendigung dieser Erzählung bat sie mich um Verzeihung der gegebenen Beschreibung und meinte, daß man dem Doktor doch Alles genau sagen müsse. Noch sagte sie, habe sie einen wichtigen Umstand anzugeben vergessen, und zwar den, daß der Knabe früher jede Nacht den Urin im Bette ließ, was er nach der Steinoperation nun nicht mehr thue.

Ob nun die veranlassende Ursache der Erzeugung der Steine eine heftige Gemüthsbewegung einer Säugenden sei, oder ob vielleicht hiezu andere Umstände mitwirken, ist bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft zu bestimmen, unmöglich. Man findet steinige Conkretionen in verschiedenen Theilen des Körpers, nicht nur in der Harnröhre, Harnblase, den Nieren und den Gallorganen, sondern auch im Magen und im Darmkanale, z. B. der Pferde, Ochsen, Ziegen u. s. w. wie bereits oben erwähnt worden ist. Daß sie jedoch aus den Bestandtheilen des thierischen Körpers bestehen, darüber waltet kein Zweifel. Wir haben die verschiedensten mineralischen Bestandtheile in uns, und es gehört nur eine krankhafte Disposition dazu, um die Ansammlung derselben zu bewirken. — In einem Manne fand ich 5 ziemlich große Steine im Blasenhalse eingezwungen, so, daß es mir noch heute unerklärbar ist, wie dieser Mann auch nur einen Tropfen Urin habe lassen können. Mehrere Fälle sind mir vorgekommen, wo sich einige Jahre nach dem

Steinschnitte, wieder Steine gebildet und angelegt haben, weil die Ursache der Krankheit fort dauerte, weshalb ich den Operateuren anempfehle, mit der äußern auch eine strenge und umsichtige innere Behandlung zu verbinden, indem der Steinschnitt allein oder das Zermalmen des Steins in der Blase nur palliative Hilfsmittel sind. — In Buchara fand ich, daß daselbst eine garstige Krankheit, nämlich der Haarmurm (*Dracunculus*), häufig vorkommt. — In Rabul sah ich einen sonderbaren Fall dieser Art, wo ein Kaufmann das Jahr vorher in Bombay das Wasser, von dem er herkommen soll, getrunken hatte. Der Wurm war ihm in der Kniekehle hervorgekommen, durch unvorsichtiges Ziehen daran aber abgerissen worden, dabei war das Knie stark angeschwollen. Da ich die Fluctuation des angesammelten Eiters fühlte, machte ich einen Einschnitt, worauf sich dasselbe entleerte. Ich hielt hierauf die Wunde durch einige Tage offen, ließ während dieser Zeit das Wachsöl auf die Geschwulst einreiben, und in wenigen Tagen war er geheilt. — Bei einer starken Hodengeschwulst, die Folge einer von Außen einwirkenden Gewaltthätigkeit war, sah ich von demselben Mittel (Wachsöl-Einreibungen) baldige Zertheilung bewerkstelligen. Das Wachsöl (*Cerclæum*) wird von den inländischen Aerzten innerlich und örtlich in allerlei Krankheiten angewendet, und zwar insbesondere: bei Lähmungen, Contracturen, kalten und heißen Geschwülsten, Wunden, Jucken, Impotenz, Erkältungen und Cholera morbus. Die Einreibungen werden gewöhnlich in der Sonnenhitze gemacht. In der Cholera morbus wird warme Brüh nachgetrunken, heiße Ziegel, in Lüchern oder Fellen gewickelt, an die Fußsohlen appliziert, und der Kranke mit Betten bis über den Kopf zugedeckt, um einen Schweiß hervorzubringen. In diesen Fällen gebe ich ein turkomanisches schweißtreibendes Mittel, welches mir ein bucharifcher Arzt mitgetheilt hat, mich dabei versichernd, daß er viele Cholera-Kranke damit geheilt habe. Das Mittel ist eben so einfach als billig und dürfte wohl, in dem Falle, wo kein besseres zur Hand ist, und man keine Zeit unbenützt verstreichen lassen will, angewendet werden. Eine beliebige Menge Weizenkleien wird siebenmal ausgesiebt und eben so viele Male gewaschen; zum achten Male werden die Weizenkleien stark gerieben, ausgewaschen und durchgeseiht, dieses letzte Wasser bis zur Hälfte eingekocht, mit etwas Knoblauch und Mandelöl versetzt und so lauwarm getrunken. Der Knoblauch dient, wie der gedachte Arzt meinte, dazu, die bösen Geister zu vertreiben. Viele Aerzte werden dadurch vielleicht lernen, welche Mittel sie anwenden sollen, wenn ihre Kranken von bösen Geistern geplagt werden, was in der Damenpraxis gar häufig vorkommt. Derselbe Arzt erzählte mir ferner, wie man die Cholera-Epidemie aus Buchara vertrieben hat.

Man hielt nämlich eine Prozession und vergrub während derselben in der Mitte der Stadt eine frische Pferdehaut, welche man sich hier leicht ver-

schaffen konnte, indem in Buchara mehr Pferdefleisch als andere Fleischgattungen genossen werden, was auch vermuthlich auf diesen sonderbaren Einfall gebracht hat.

Die Afghanen haben ebenfalls eine besondere Methode bössartige Nervenleber zu heilen. Sie wickeln nämlich den Kranken in die Haut eines frisch geschlachteten Thieres (Ziege oder Schaf) ein, in welcher er in einen Schweiß geräth und so die ganze Nacht darin gelassen wird. — Ein Waijenkleien-Deflokt ist ebenfalls ein gutes schweißtreibendes Mittel, das aber für etwas zu Geringes gehalten wird, um allenthalben benützt zu werden.

Zur Heilung des Fadenwurms bedienen sich die Orientalen folgender Mittel:

1. Im Anfange der Entzündungsgeschwulst, oder des Abscesses, woraus der Wurm kommen soll, bestreichen sie selbe entweder mit einer Auflösung von Reichspur (eine Art indisches corrosives Sublimat), oder Aloe und Opium mit Essig angemacht, wobei sie innerlich die Assa foetida zu einer halben Unze täglich eingeben, was oft die Entstehung oder die weitere Ausbildung desselben verhindern soll.

2. Sem. croton tigl. mit Succus citri zu einem Teige angemacht, applizirt, wird ebenfalls im Anfange und im Verlaufe der Krankheit angerathen.

3. Semen. Nigelli tost. contus. Mit Essig zu einem Teige angemacht, applizirt, wird ebenfalls im Anfange und wenn der Wurm abgerissen ist, angerathen.

4. Ein lebendiger Scorpion mit dem Stachel an den Wurm gehalten, wird ihn tödten, so daß er sodann leicht herausgezogen werden kann. Dieses veranlaßte mich später das Virus vom Skorpionen innerlich beim Fadenwurm zu versuchen und ich habe dießfalls glückliche Erfahrungen gemacht.

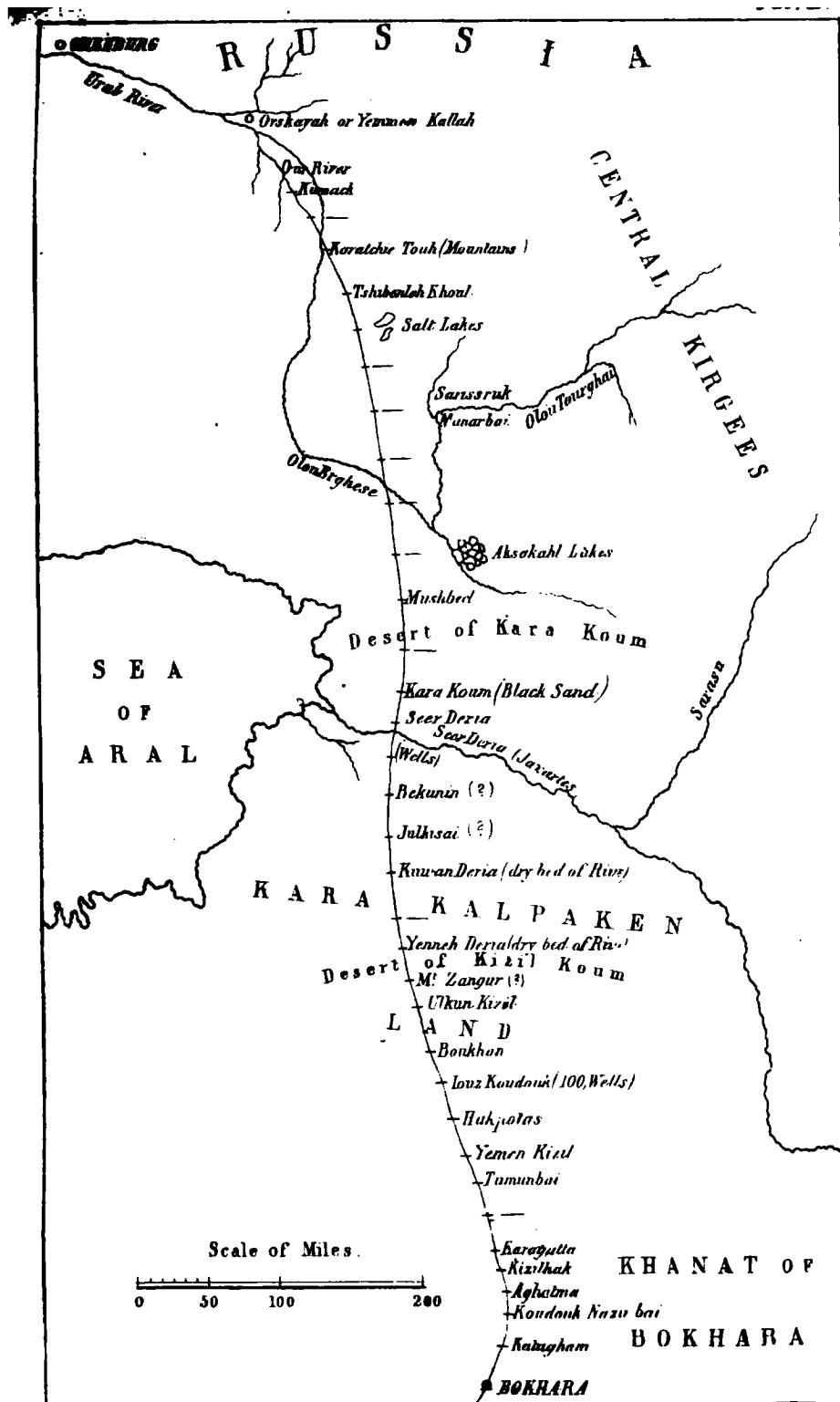
5. Aloe mit Extract. cichorei in Pillenform eingegeben, soll die Disposition zum Fadenwurm tilgen. und das Uebel, wenn es bereits entstanden ist, gründlich heilen. Auch die unreifen Wallnüsse, wenn sie noch so klein, wie die Galläpfel sind, werden häufig angewendet. Es wird nämlich jedesmal jährlich 1 Stück, und zwar 7 Jahre hindurch, hinabgeschluckt. Die Wirkung wird ihrer Schärfe zugeschrieben. Auch werden sie in gepulvertem Zustande applizirt, und sollen so vermöge ihrer natürlichen Schärfe Blasen zu ziehen im Stande sein.

In Buchara kamen 2 unglückliche Armenier, aus Astrachan gebürtig, zu mir, mit dem Bedeuten, daß sie bereits vor 3 Jahren vom Kriegsgouverneur von Orenburg, Grafen v. Suchtelen, herüber geschickt worden seien, um ihre Ansprüche auf eine nicht unbedeutende Erbschaft geltend zu machen. Obgleich nämlich diese ihre Ansprüche vollkommen begründet waren, so hatte die Sache

dennoch ihre Schwierigkeiten, weil die Regierung die Hinterlassenschaft unter allerlei Vorwänden mit Beschlag belegt hatte. Die beiden Erben, deren bisherige Bemühungen, zu ihren Rechten zu gelangen, nicht ganz erfolglos bleiben zu wollen schienen, obgleich man sie nur durch Versprechungen hinzuhalten suchte, glaubten sich nun auf den Punkt gebracht, alle Hebel in Bewegung setzen zu müssen, um endlich einmal ihr Ziel zu erreichen. Zu diesem Ende wendeten sie sich an mich, stellten mir ihre traurige Lage vor, daß sie trotz aller Bemühungen, den vor Kurzem angekommenen russischen Gesandten für ihre Sache zu gewinnen, nichts auszurichten vermochten, und ersuchten mich dringend, ich möchte mich ihrer, da ich Einfluß bei der Regierung hätte, und auch sonst in Ansehen stände, als ihr Glaubensgenosse annehmen. Natürlich mochte und konnte ich ein solches Ansinnen nicht von mir weisen, und dies um desto weniger, weil ich gehört hatte, daß die russische Regierung den Wunsch hege, ihre in Buchara in der Sklaverei befindlichen Unterthanen befreit zu sehen, und dießfalls selbst zu entsprechenden Belohnungen sich bereit zeige. Nicht aber blos deßhalb, sondern auch, weil die beiden Unglücklichen beinahe in einer noch üblern Lage als Sklaven sich befanden, indem sie nicht ein bloßer Zufall in jene Gegenden geschleudert hatte, sondern sie von der Regierung hingefandt worden waren, faßte ich den Entschluß, mich ihrer nach besten Kräften anzunehmen. Ich glaubte nämlich, dieses auch schon darum thun zu müssen, weil sie sonst Schulden halber gar nicht von da hätten loskommen können. Ich wandte mich demnach in dieser Angelegenheit unmittelbar an den Minister Fochbegi, den ich ersuchte hier Mitleid walten zu lassen. Er nahm mich nicht ungütig auf, schien aber auf den jüngern der beiden Supplikanten nicht am besten zu sprechen zu sein, weil derselbe zu vorlaut für die volle Anspruchnahme der Gerechtigkeit sich erklärt hatte. Sie möchten, sagte er, demgemäß Beide ihre Sache nur vor den ordentlichen Gerichten ausfechten. Diese beschieden sie jedoch abweislich, indem 1. beim Ableben des Erblassers sie so wenig als irgend ein Anderer von seinen Angehörigen sich eingefunden habe, um auf den Nachlaß Anspruch zu machen; indem 2. diejenigen, welche als Erben aufgetreten seien, russische Unterthanen wären, und nicht unter die Zahl der Rechtgläubigen gehörten, sondern sich zur christlichen Sekte bekenneten, mithin als Keger keine Rücksicht verdienten; und endlich, indem 3. das gesammte hinterlassene Vermögen von dem durch den Propheten im Koran verbotenen Weinhandel herrühre. Auf diesen abschlägigen Bescheid, in Folge dessen das Vermögen als dem Staate heimgefallen konfisziert wurde, ersuchte ich den Fochbegi, mir unter dem Versprechen, die Schulden der Betreffenden zu berichtigen, die Erlaubniß ertheilen zu wollen, selbe mit mir in ihre Heimat nach Rußland fortnehmen zu dürfen. Diese nachgesuchte Erlaubniß ertheilte er mir auch ohne Schwierig-

Zeit, demzufolge ich nicht länger zögerte, nachdem ich der eingegangenen Verpflichtung entsprochen hatte, mich einer nach Rußland abgehenden Karawane, von ihnen begleitet, in Gesellschaft des russischen Gesandten anzuschließen. Unter allen den Dingen, welche ich von Buchara mitnahm, war das werthvollste und bedeutendste ein wunderschönes Pferd von der besten Race, Argomak genannt. Dieses Pferd, dessen seltene Schönheit jeder Kenner bewunderte, war mit allem Zubehör ausgestattet, als z. B. mit einem silbernen Zaume, einem bucharischen Sattel, einer reichen Schabrake u. s. w. Die Bestimmung dieses edlen Thieres war, Seiner Majestät welkand Kaiser Franz zum Geschenke angeboten zu werden, indem dasselbe mir vollkommen würdig hiezu erschien, theils als Reitpferd, theils zur Fortpflanzung, und ich glaubte um so mehr dies wagen zu dürfen, als ich, ein geborner österreichischer Untertban, nach einer 20jährigen Abwesenheit, meine Treue und Ergebenheit für meinen erhabenen Monarchen vor der Hand nicht besser zu bethätigen wußte. In diesem Umstande werden meine Freunde und alle Unbefangenen, die mich kennen, auch den Grund zu suchen haben, warum ich in den Jahren 1834, 1835, 1836 mich selbst in Europa in mehreren Hauptstädten fortwährend des bucharischen Costumes bediente.

Unsere Reise von Buchara nach Rußland, welche wir in 35 Stationen zurücklegten, gehörte übrigens zu den angenehmeren und selteneren meiner sonstigen vielen Reisen, indem weder hemmende Elementarereignisse noch andere widrige Zufälle sich dabei ereigneten. Wie aber auf dieser sublanarischen Welt nach Salomo's Aussprüche nichts Vollkommenes existirt, so trat auch bei uns ein kleiner Zwischenfall ein, welcher unsere Zufriedenheit beinahe getrübt hätte. Als wir nämlich den Sirstrom, der im Alterthume unter dem Namen Zaxartes bekannt war, passirt hatten, kamen wir zu einer Mauthstation, bei welcher man Forderungen an uns stellte, deren nicht augenblickliche Befriedigung, Anlaß zu einem ernstlichen Gezänke gab, welches fast in eine bedendendere Schlägerei ausgeartet wäre, wenn nicht unsere Feuerwaffen den mit solchen nicht versehenen Gegnern Respekt eingeflößt hätten, was sie jedoch nicht abhielt, einen gewaltigen Lärm zu erregen, und sogar zu Feuer signalen in der Wüste Zuflucht zu nehmen; indessen verzog sich dieses Ungewitter bald ohne sich auf uns zu entladen, so daß wir am andern Tage friedlich und ungefährdet unsern Weg fortzusetzen vermochten. Bei diesem Anlasse muß schließlich in kaufmännischer Hinsicht bemerkt werden, daß unter den Waaren bucharischer Produktion, als Lammfellen, gefärbter Leinwand, Pferden u. s. w. auch Indigo nebst Kaschmirshawlen sich befanden. In Betreff des Artikels Indigo kann ich nicht umhin zu bemerken, daß dieser Färbestoff der unreinste war, den man sich nur denken kann, indem er vielleicht mehr als zur Hälfte erdige Bestandtheile enthielt, so wie ihn die Loani's in Dheraghasthan, Mül-





tan und Babelpur an sich gebracht hatten. Ich gebe hier dem geneigten Leser selbst zu bedenken, wieviel an Mauthsvesen und Transportkosten erspart werden könnte, wenn in ähnlichen Fällen vor der Versendung dieses Artikels die gehörige Reinigung desselben vorgenommen würde. Außerdem wären wir beinahe veranlaßt worden, auch eine sogenannte Saffaparilla aus der Wüste in größerer Quantität mit uns zu nehmen, wenn ich diese vorgebliche Saffaparilla nicht sogleich als ein bloßes Surrogat der ächten erkannt hätte, was mich und den Gesandten indessen doch nicht abhielt, wenigstens einige Exemplare als Probe mitzunehmen. Sie wurde indessen, wie ich voraussah, in Rußland reprobirt. Unter den Dingen jedoch, welche mich im Interesse der Wissenschaft in der Wüste überaus anzogen, war das Kumiß (in Gährung übergegangene säuerlich-süße Pferdemicch), welches ein ungemein beliebtes Getränk nicht nur der Steppen-Kirgisen, sondern auch der russischen Grenznachbarn ist. Daß der Genuß dieses Kumiß auch der Gesundheit sehr förderlich sei, und selbst als Nahrungstoff so wie als Arzneimittel diene, davon ließen sich eine Menge Belege beibringen. Es möge einstweilen genügen, hier nur des damaligen Kriegsgouverneurs von Orenburg zu erwähnen, welcher soeben aus dem Uralgebirge zurückgekehrt war, woselbst er die Kumißkur mit dem besten Erfolge gebraucht hatte. Ja selbst in diätetischer Hinsicht ist es bemerkenswerth, daß ich hin und wieder, wie z. B. in Orenburg, das Kumiß auf herrschaftlichen Tafeln erscheinen und besonders von schwächlichen Personen und derlei Kindern gerne und mit Nutzen trinken sah. Daß das Kumiß auch berauschend wirken müsse, geht schon daraus hervor, weil es ein durch Gährung bereitetes geistiges Getränk ist. Die Bereitung selbst geschieht dadurch, daß man die frische Milch in aufgehängte Schläuche von Ziegenhäuten schüttet, in welchen gewöhnlich das Kumiß bereitet wird, und sie dann durch anhaltendes Schütteln dem Gährungsproceß nähert. Der Aussage der Kirgisen zu Folge sind die Vorzüge des Kumiß um desto bedeutender, von je mehreren und verschiedenfarbigen Stuten die dazu verwendete Milch herkommt. Nicht minder dürfte es der Bemerkung werth sein, besonders für Leute, welche dieses Getränk nicht kennen, daß es um desto mehr für die Gesundheit taugt, je frischer es genossen wird. Ein kleines Rärtchen, auf welchem die 35 Stationen von Buchara bis Rußland ersichtlich gemacht sind, wird der geneigte Leser am Ende dieses Werkes zur Erzielung einer größeren Anschaulichkeit beigelegt finden.

In Orenburg angelangt, traf ich zu meiner größten Freude mehrere deutsche Generale in russischen Diensten, nebst einigen deutschen Ärzten. Wie angenehm mich dieses Zusammentreffen überraschte, kann nur derjenige ermessen, der so lange Jahre wie ich fast außer aller Berührung mit Landsleuten gewesen war. Jene Freude steigerte sich aber bis zu einem seltenen Grade

als mir daselbst durch gedachte Aerzte die Kunde ward, von einer neu erfundenen Heilmethode, welche dem bisherigen ärztlichen Verfahren diametral entgegengesetzt sei. Wer kann es mir verargen, wenn ich in diesem Augenblicke in der unbezwinglichen Sehnsucht, die mich fort aus den Ländern des Orients zum Wiederbesuche meiner Heimat trieb, einen neuen Wink der gütigen Fürsorge zu erblicken glaubte, die schon so oft sichtlich in die labyrinthischen Gänge meines Lebens eingegriffen hatte? Sie wollte mir vielleicht Gelegenheit verschaffen, den Kreis meines Wissens zum Wohle meiner Mitmenschen zu erweitern, und eine innere Stimme forderte mich auf, der Gunst eines mächtigen Herrschers, den Ausichten auf Macht, Einfluß und glänzenden Wohlstand willig zu entsagen, um — vielleicht — der Schöpfer eines neuen, bisher nicht geahneten Heilsystemes zu werden.

Von Drenburg aus setzte ich meine Reise über Kasan nach Nischui Nowgorod ohne weitere besondere Vorfälle fort, und langte glücklich am letztgenannten Orte an. Daselbst war gerade jener alljährlich sich wiederholende große Jahrmart, zu welchem sich in der Regel aus nächster Nähe und weitester Ferne eine Unzahl von Verkäufern und Kaufstütern einzufinden pflegt. Da ich mit Geldmitteln so ziemlich versehen war, so schenkte ich einigen wohlwollenden Freunden williges Gehör, welche mir, auf Erfahrung und Kenntniß der örtlichen Verhältnisse sich stützend, den Rath ertheilten, nicht mit dem baaren Gelde von hier abzureisen, sondern Zobelfelle einzukaufen, wobei ich den Vortheil hätte, erstlich mein Gepäc nicht besonders zu beschweren, und zweitens die angekaufte Waare späterhin mit Gewinnst wieder absetzen zu können. Zu diesem Zwecke verfügte ich mich in eines der ersten Häuser, welches mit Zobelfellen handelte, und genoß dabei das Vergnügen, die persönliche Bekanntschaft des Herrn Kriegsgouverneurs zu machen, welchen ich daselbst zufällig traf. In Gegenwart desselben schloß ich mit dem Kaufmanne wegen Abnahme von Zobelfellen einen mündlichen Vertrag ab, mittelst welchem der Kaufmann sich anheischig machte, mit einem Gewinnste von 10 Prozent zufrieden zu sein. Dieß bewog mich für eine bedeutende Summe mit ihm das Geschäft abzumachen, worauf er gegen baaren Erlag der bedungenen Summe die Waare sofort ablieferte. Während dieser Verhandlung, welche, wie gesagt, in Gegenwart des Herrn Kriegsgouverneurs vor sich ging, erkundigte sich derselbe bei meinem Dolmetsch, wer ich sei? woher ich komme? was ich beabsichtige? u. dgl. Als er über Alles dieses die verlangten Auskünfte erhalten hatte, und bei dieser Gelegenheit zugleich in Erfahrung brachte, daß ich ein seltenes Pferd von edelster Race erwartete, so stellte er an mich das Ersuchen, ihm selbes, sobald es angelangt wäre, zur Beschauung vorzuführen. Als ich mich sammt der Waare vom Kaufmanne entfernte, sagte mir der Dolmetsch, es wäre der Wunsch des Kaufmannes, Niemandem etwas über

diesen Einkauf mitzutheilen, er würde mir am andern Morgen einen Mann senden, welcher mit dem Packen umzugehen wüßte, um die Felle gut zu verwahren. Dieser Umstand machte mich aufmerksam, und weckte den Gedanken in mir, ob nicht vielleicht irgend ein Betrug im Spiele sei. Um darüber ins Reine zu kommen, verfügte ich mich des andern Morgens zu einem mir bekannten Kaufmanne, und legte ihm meinen Zweifel vor. Dieser erklärte mir, nachdem er die Felle untersucht hatte, man habe mich allerdings bedeutend übervorthcilt, und er selbst würde mir die nämliche Waare um die Hälfte des Preises, den ich bezahlt hatte, geliefert haben. Sein Rath sei, ich möchte unverzüglich zu dem Kaufmanne mich verfügen, und ihm den Auftrag machen, mir entweder noch Waare zuzulegen, oder aber die bedungenen 10 Prozente als Geschenk zu behalten, die Waare wieder zurückzunehmen, und mir den Rest der bezahlten Summe herauszugeben. Da er sich aber weder zu dem Einen noch zu dem Andern herbeiließ, so konnte ich nichts anderes thun, als dem Rathe meiner Freunde gemäß, die Anzeige von diesem Betruge bei der Polizei machen, um zu meinem Rechte und Gelde zu gelangen. Während ich zu diesem Behufe im Polizeiamte mich befand, wurde ich wider alles Vermuthen unbegreiflicherweise auf Befehl des Kriegsgouverneurs daselbst verhaftet, und demselben vorgeführt. Die erste Frage, die er an mich richtete, war um meinen Paß. Ich präsentirte denselben, und als er nach gepflogener Untersuchung als vollkommen richtig befunden wurde, legte man mir die Frage vor, warum ich bereits 7 Tage habe verstreichen lassen, ohne mich damit bei der respectiven Behörde zu legitimiren. Meine Erwiderung hierauf bestand in der einfachen Erklärung, daß ich in einem öffentlichen Gasthause wohne, und mir der Paß von Niemandem abgefordert worden sei, weshalb ich auch die Ablieferung desselben für unnöthig gehalten hätte. Diese meine Erklärung schien jedoch den Herrn Kriegsgouverneur nicht im mindesten zu befriedigen. Er wendete vielmehr ein, ich müsse bei dem Umstande, daß ich 14 Sprachen spräche, ohne Kenntniß der russischen zu besitzen, und als ein christlicher Europäer beständig im orientalischen Kostüme einherginge, nothwendig in die verdächtige Kategorie der Spione gezählt werden; und dieß um so mehr, als ich frech genug sei, eines der ersten und angesehensten Handelshäuser, für das er (der Kriegsgouverneur) erforderlichen Falls selbst als Bürge einstehen könne, verdächtigen zu wollen. Ich wurde demnach als Arrestant auf das Polizeiamt zurückgeführt, woselbst ich, ohne daß man es nur der Mühe werth hielt, mir einen Stuhl zu bieten, von 9 Uhr Morgens an bis 3 Uhr Nachmittags der Dinge harren mußte, die da kommen sollten. Mittlerweile wurde ein Kommissär nach meinem Quartier im Gasthose abgesendet, dasselbe eröffnet, und alles auf das Genaueste untersucht, ohne daß man auch nur das geringste Verdächtige ge-

funden hätte. Während die Untersuchung meiner Bohnstube noch im vollen Gange sich befand, war auch mein Pferd angekommen, und eingestallt worden. Auf die Kunde hievon drang der Polizeimeister, welcher des edlen Thieres ansichtig geworden war, in mich, es ihm käuflich zu überlassen, da aber, wie ich bereits erwähnt habe, dieses Pferd zu einem Geschenke für meinen angestammten Monarchen bestimmt war, so erklärte ich dasselbe um keinen Preis und unter keinerlei Bedingung ablassen zu können. Hierauf wurde ich um 3 Uhr Nachmittags dahin beschieden, daß mein russischer Paß, der mir von Orenburg bis nach Hause hätte dienen sollen, bei der Polizeibehörde zurück zu bleiben habe, und mir statt dessen bloß ein amtliches Certificat ausgestellt werden würde, unter dessen Firma ich binnen 24 Stunden meine Weiterreise nach Moskau anzutreten hätte. Aus dem Polizeiamt entlassen verfügte ich mich zu einigen meiner dortigen deutschen Freunde, welche es mir dringend ans Herz legten, so schnell als möglich von Nischni Nowgorod aufzubrechen, indem das Gerücht sich verbreitet habe, daß der Kaiser bereits in Moskau angekommen sei, und schon die Post bestellt wäre, welche ihn nach Nischni Nowgorod bringen sollte. Natürlich wäre dann für mich die größte Gefahr vorhanden, vom Kriegsgouverneur unter irgend einem Vorwande ins Kastell eingesperrt zu werden, um persönliche Klagen oder Mittheilungen von meiner Seite an den Monarchen zu verhindern. Eben diese Freunde begleiteten mich in mein Quartier im Gasthose. Aber wie groß war unser Aller Erstaunen und Schreck, als wir die Thüre meines Gemaches geöffnet, und einen großen Theil meiner Effekten entwendet fanden. Jenes Erstaunen und jener Schreck aber erreichte den höchsten Gipfel, als wir beim Nachsehen im Stalle, wo wir den Pferdeknecht zu finden hofften, mein Pferd blutend antrafen, und bei näherer Untersuchung desselben die Entdeckung machten, daß ihm boshafterweise die Sehnen an beiden Hinterfüßen entzweigefchnitten waren. Natürlich konnte der Verdacht des Diebstahles und der Pferderestümmelung auf Niemand Andern, als auf den unsichtbar gewordenen Pferdeknecht fallen, und da dessen Habhaftwerdung für den Augenblick zu den Unmöglichkeitten zu gehören schien, so sah ich mich bemüßigt, mich an den Bürgen für denselben (einen bucharischen Kaufmann) zu halten, und statt des Entwichenen vorläufig ihn selbst fest nehmen zu lassen, und dieß durch den Polizeimeister, welchen einer meiner mich begleitenden Freunde nicht nur sogleich von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, sondern auch veranlaßt hatte, sich durch Okularinspektion davon zu überzeugen. Hierbei trat der seltsame Umstand ein, daß, unmittelbar nach der Verhaftung des Bürgen, sich der entwichene Pferdeknecht von selbst wieder einstellte, und statt des Verhafteten, der nun frei gelassen wurde, eintrat. Da es unmöglich war, das verstümmelte Pferd mit mir fortzunehmen, so verkaufte ich es um einen ungemein niedrigen Preis

an einen meiner Freunde, den Engländer E. Strubing, welcher es für eine Stuterei an sich brachte, und die Güte hatte, die Procura in Betreff meiner geraubten Effecten wider meinen inhaftirten Diener zu übernehmen. Hierzu wurde im Amtsfokale unter öffentlichen Auspizien die betreffende Urkunde auf dem vorschriftsmäßigen Stempel ausgefertigt. Bald nach meiner Ankunft in Moskau erhielt ich ein Schreiben vom Herrn Strubing aus Nischni Nowgorod, worin er mir berichtete, daß nach meiner Abreise mein eingesperrter Knecht ohne weiteres aus dem Gefängnisse entlassen worden sei. Da der Kaufmann Lomoff, mit welchem ich in Nischni Nowgorod der Zobel-felle wegen in Zerwürfniß gerathen war, zu den ansässigen Bürgern in Moskau gehörte, so glaubte ich meine dießfällige Klage bei Se. Excellenz dem Fürsten Golligin als Gouverneur von Moskau anbringen zu sollen. Wie sehr mußte ich aber betroffen werden, als ich bei meinem Erscheinen vor dem Fürsten auf eine sehr unfreundliche Weise empfangen, und mir angedeutet wurde, daß man eben nicht die beste Meinung von mir hege, indem bereits sehr unvortheilhafte Berichte über mich eingelaufen wären. Derselbe Fall war auch bei dem Grafen Benekendorf, dem ich meine Aufwartung machte, als er eben mit Sr. Majestät dem Kaiser in Moskau sich befand. Man kann sich daher leicht denken, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, als es sich darum handelte, einen Paß zur Weiterreise nach St. Petersburg zu erhalten, dessen ich unumgänglich bedurfte, weil, wie meine geehrten Leser sich erinnern werden, mein früherer Paß ganz willkürlich von den Behörden in Nischni Nowgorod war zurückgehalten worden. Da es mir jedoch auch um die Wiederherstellung meiner gekränkten Ehre zu thun war, so trug ich auf die Zusammenziehung eines Handelsgerichtes an, welches zwischen mir und Lomoff entscheiden sollte. Indessen verflossen drei Monate, bis ich endlich nach vielen fruchtlosen, in dieser Sache gethanen Schritten mein Ziel zu erreichen im Stande war. Das Handelsgericht, bestehend aus zwei russischen, zwei deutschen und zwei griechischen Rauchwaarenhändlern, entschied gänzlich zu meinen Gunsten, und Lomoff hätte mir vollen Ersatz leisten müssen, wenn er nicht unglücklicherweise in der Zwischenzeit fallirt hätte und somit ersatzunfähig gewesen wäre.

Während der Dauer dieser Verhandlungen fand ich genug Zeit, einen kleinen Abstecher nach St. Petersburg zu machen, um die kaiserliche Residenz von welcher ich schon so Vieles und Großartiges gehört hatte, durch eigene Anschauung näher kennen zu lernen. Und wirklich wurden meine gezeigten Erwartungen nicht nur vollkommen befriediget, sondern in vieler Beziehung sogar noch übertroffen. Ich will schweigen von der herrlichen Lage dieser Hauptstadt, von ihren prunkenden Pallästen, Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden, von dem imposanten Anblicke der majestätisch dahin wogenden

Nema und von einer Menge anderer Aeußerlichkeiten, die bereits von vielen Andern und Stylgeübteren zur Genüge geschildert worden sind. Nur das will ich hauptsächlich hervorheben, was mir den leider nur kurzen Aufenthalt in dieser Metropole unvergeßlich macht. Es ist dieß die ungemein freundliche Aufnahme, deren ich mich in allen Kreisen der Bevölkerung, den niedern, höhern und höchsten, zu erfreuen hatte. Besonders in Bezug auf diese letztern glänzt mir in der Erinnerung noch jezt nach so vielen Jahren ein Engelsbild in Strahlenglorie entgegen, welches mir in der Person Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Großfürstin Helene, erschienen war. Diese erhabene Frau voll Geist, Kenntnisse, reger Wißbegierde und Herzensgüte ließ, als sie von meiner Anwesenheit Kunde erhielt, mich zu sich laden, und unterhielt sich mit mir, trotz ihrer bis zu einem gewissen Grade vorgerückten interessanten Umstände, durch zwei volle Glockenstunden, indem sie meinen Erzählungen über Indien und dessen politische, physische und moralische Verhältnisse mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte, und durch häufige Zwischenfragen über allerlei Einzelheiten den warmen Antheil bethätigte, welchen sie offenbar an meinen bunten Erlebnissen in den Ländern, wo einst die Wiege des Menschengeschlechtes stand, genommen hatte. Selbst einem an sich unwichtigen, jedoch für mich damals sehr erfreulichen Ereignisse will ich hier ein Plätzchen gönnen, zur Erinnerung an jene edle Frau, obgleich damit nicht das geringste allgemeine Interesse verbunden ist. Als ich nämlich Tags darauf zur Münze fuhr, um sie zu besichtigen, wobei ich durch mein orientalisches Kostüm sehr kennbar in die Augen fiel, begegnete mir der Wagen der Großfürstin, die, als sie mich kaum erblickt hatte, mit entzückender Freundlichkeit und Herablassung mir einen Gruß zuwinkte.

Da ich aus Kronstadt in Siebenbürgen gebürtig war, so glaubte ich bei der Nähe des russischen Kronstadt schon um der Namensähnlichkeit willen auch das letztere kennen lernen zu sollen — ein Wunsch, der auch außer dem durch die nautische Bedeutsamkeit dieses Ortes gerechtfertiget erschien. Wie aber im menschlichen Leben so oft unvermuthete Zufälle und Widerwärtigkeiten uns in die Quere kommen, so geschah mir solches auch dießmal. Wir sollten mit dem regelmäßig dahin abgehenden Dampfschiffe die Reise schon früh Morgens antreten. Allein ein dichter Nebel, der sich rings herum abgelagert hatte, machte unsere Abfahrt zur bestimmten Stunde unmöglich, indem man das Verziehen des Nebels abwarten wollte.

Als dies jedoch nicht geschah, und zu viele Zeit mit einem längeren Zuwarten verloren gegangen wäre, so setzte man sich endlich um 9 Uhr früh in Bewegung. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als unser Schiff auf eine Sandbank auffuhr, und darauf fest sitzen blieb. Glücklicherweise erschien aber in diesem kritischen Momente, gleichsam wie zu unserer Rettung

gesendet, ein von Kronstadt aufwärts kommendes leeres Dampfschiff, welches uns aus unserer fatalen Lage erlöste, indem es uns aufnahm, und nach kurzem Zeitverluste an den Ort unserer Bestimmung beförderte. Auf dem Schiffe befand sich auch ein anständig gekleideter junger Mann, der deutsch sprach, und dessen Aeußeres im Ganzen genommen einen gewissen Grad von Bildung verrieth. Im Verlaufe des Gespräches, welches sich demzufolge bald zwischen uns anknüpfte, und aus welchem er entnahm, daß ich nur den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht in Kronstadt zu bleiben gedächte, machte er mir auf sehr zuvorkommende Weise das freundliche Anerbieten, in seiner Wohnung mein Absteigquartier zu nehmen, — ein Antrag, welchen auszuslagen ich keine Ursachen hatte. In Kronstadt angelangt, begab ich mich an der Seite dieses jungen Mannes in dessen Wohnung, aber schon der erste Anblick derselben erregte ein gewisses unheimliches Gefühl in mir, weil Alles, was sich meinen Augen darstellte, das Gepräge der Unordnung und Unreinlichkeit trug. Dieses unheimliche Gefühl steigerte sich aber noch weit mehr, als mein Gastfreund, der allmählig immer mehr Vertrauen zu mir zu fassen schien, mit der unerwarteten Erklärung hervorbrachte, daß er in Petersburg innerhalb 3 Tagen sein gesamntes Vermögen im Kartenspiele verloren habe. Noch waren wir im gegenseitigen Gespräche begriffen, wobei wir an einem Fenster standen, welches in den Hof ging, als auf einmal zu meiner größten Ueberraschung das Hausthor sich öffnete, und eine ganze Schaar von — Rauchfangkehrern hereintrat, welche mir mein junger Freund gleich darauf als seine Gefellen vorstellte. Hieraus ergab sich der ganz folgerichtige Schluß, daß der junge Mann seines Zeichens ein Rauchfangkehrer-Meister war. Natürlich suchte ich nun sobald als möglich unter irgend einem Vorwande loszukommen, und mich irgendwo in einem Gasthause auf eigene Kosten einzuquartieren. Erst späterhin erfuhr ich, daß das Geschäft der Rauchfangkehrer oder Kaminfeger in Rußland ein höchst einträgliches sei, und daß diejenigen, die sich damit befassen, in der Regel sehr angesehen und wohlhabend sind.

Von meiner Rückkehr von Kronstadt nach Petersburg hab' ich weiter nichts zu bemerken, indem ich mich in letzterer Residenz nicht verweilte, sondern unverzüglich meine Rückreise nach Moskau antrat. Dasselbst war inzwischen meine Prozeßsache bereits zu Ende geführt, und ich wurde nun durch nichts mehr abgehalten, den Gefilden meines geliebten Vaterlandes entgegen zu eilen; es war um Wintersanfang und die Erde bereits mit Schnee bedeckt. Hälfte Novembers verließ ich, als man in Moskau schon in Schlitten fuhr, mit meiner eigenen Equipage versehen, Rußlands alte ehrwürdige Hauptstadt, kam durch das Tulai'sche, Drel'sche, Kiew'sche und Wolhinische Gouvernement und zuletzt durch die Bukowina, über Czernowiz, Dorna und Bi-

früh, endlich nach Kronstadt meiner geliebten Vaterstadt, am Christsonnabend des Jahres 1834, und zwar auf demselben Wege, auf dem ich vor 20 Jahren, von hohen Ideen begeistert, die Reise nach dem Orient angetreten hatte.

Die Jahreszeit, in der ich diese Reise machte, hatte für mich, so wie überhaupt für alle jene, die sich mit mir in gleicher Lage mochten befinden haben, sehr viel Unangenehmes, indem ich außerordentlich durch die strenge Kälte litt, und wenn auch weder Straßenräuber noch wilde Thiere mich gefährdeten, so hatte ich doch andererseits durch Habüchtigkeit und Diebstähle der polnischen Juden manche Verluste zu erleiden. Aber auch damals, als ich bereits die österreichische Grenze hinter mir hatte, und schon im Geiste die ersehnte Heimat vor mir sah, hing es nur von einem kleinen Umstand ab, daß ich endlich doch noch das Ziel meiner Reise unbeschädigt erreichte. Als ich nämlich in der Hälfte Dezembers den schnee- und eisbedeckten Gipfel einer Karpathenkette kurz vor Sonnenuntergang hinanfuhr, und wegen der Beschwerlichkeit des Weges so eben aus meiner Kalesche ausgestiegen war, stürzte dieselbe in Folge einer unglücklichen Wendung sammt der Bespannung von 3 Pferden und dem Kutscher in einen Abgrund, woselbst sie die Nacht hindurch blieben. Ich für meine Person nahm meine Zuflucht in eine in der Nähe befindliche Wachhütte der Grenzsoldaten, und brachte darin die Nacht zu. Am folgenden Morgen wurde mit Hilfe der braven Grenzer meine verunglückte Equipage vermittels einer Anzahl aus einem benachbarten Dorfe herbeigebrachter Ochsen aus dem Abgrunde heraufgeschafft. Wer hätte denken sollen, daß nach einem solchen Sturze der Kutscher oder die Pferde noch am Leben wären? Und dennoch war der erstere nur zerschlagen und die letzteren stark strupirt. Bloß die Kalesche war zertrümmert, wurde jedoch auf der nächsten Station, so gut es anging, wieder reparirt.

Ich kann diesen ersten Abschnitt meiner Reiseerlebnisse unmöglich schließen, ohne meinen geehrten Lesern den tiefen Eindruck zu schildern, den es auf mich machte, als ich nach so langer Zeit und nach so vielen glücklich bestandenen Abenteuern zum ersten Male wieder den heimischen Boden betrat. Zu welchem Entzücken aber steigerten sich die Empfindungen meines Herzens, als ich in jenen Räumen, in welchen ich meine glückliche Jugendzeit verlebt hatte, fast keines von den Häuptern meiner Lieben vermiste. Meine Stimme stockte und Thränen der Rührung füllten meine Augen, als mir nach 20jähriger Abwesenheit in fernen Landen die eine meiner Großmütter, mein theurer Vater, meine zärtlich geliebte Mutter, meine mir so werthen beiden Brüder und Schwestern entgegentraten, und ich wider alles Erwarten des unverhofften Glückes genoß, sie wieder an meine poehende Brust zu drücken, und von ihnen den Gruß und Kuß der herzlichsten Gegenliebe zu empfangen. Da man von meiner Ankunft an diesem Tage bereits unterrichtet war, so

hatte man, um die Feier derselben auf eine zugleich würdige und rührende Weise zu erhöhen, die Taufe der jüngsten Tochter meines ältern Bruders für diesen Moment aufgespart, damit ich ihr Taufpathe werden sollte. Zu diesem Ende zog man noch am nämlichen Nachmittage mit mir in unsere festlich geschmückte Kirche, woselbst bereits ein zahlreiches Publikum aus der Stadt sich eingefunden hatte, um Zeuge dieser heiligen Ceremonie zu sein; denn die Nachricht hiervon hatte sich, wie es in solchen Fällen fast immer zu geschehen pflegt, mit Blitzesschnelle allenthalben verbreitet, und man weiß wie sehr die Neugierde der großen Menge gewöhnlich durch solch' ein Ereigniß angeregt wird, zumal da meine sonderbare und seltsame Erscheinung in der imposanten orientalischen Tracht ebenfalls das übrige dazu beitragen mochte, wiewohl ich vielleicht nicht ganz mit Unrecht glaube, daß man, außer der Begierde mich zu sehen, auch noch insbesondere zu hören wünschte, ob und mit welcher Fertigkeit ich während meiner langen Abwesenheit vom Vaterlande noch unserer Landessprachen (des Sächsischen, des Deutschen, des Ungarischen und Walachischen) mächtig wäre. Die Verwunderung, welche sämmtliche Anwesende erfaßte, als sie gewahrten, daß ich in allen diesen Idiomen mich noch geläufig auszudrücken wußte, steigerte bei Jedermann das Interesse an meiner Person in einem hohen Grade. Da mein Vater und alle meine Angehörigen und Landsleute an meiner Tracht Wohlgefallen fanden, und mich ermunterten sie beizubehalten, so entschloß ich mich auch hiezu, und besuchte später in derselben die vorzüglichsten Hauptstädte Europas.

In Kronstadt brachte ich den ganzen übrigen Theil des Winters auf eine höchst angenehme Weise zu, worauf ich mich, wiewohl nicht ohne schmerzlichen Gefühlen vor der Hand von den Meinigen trennte, und meine Reise durch Ungarn nach Wien fortsetzte. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst ging ich von da nach Triest und Venedig, besuchte hierauf Mailand und der Reihe nach Genua, Nizza und Marseille, von wo aus ich mich nach St. Tropez begab und bei der Familie Allard zusprach, durch welche ich in Erfahrung brachte, daß General Allard sammt Familie bereits von Kalkutta abgereist sei und in Bordeaux erwartet werde. Ich nahm deßhalb meinen Weg nach dieser Handelsstadt, und hatte die Freude, nach Zwöchentlichem Aufenthalte mit meinem Freunde Allard zusammenzutreffen, der mir das von Kabul an ihn abgesendete Kistchen mit Antiken und indischen Seltenheiten überbrachte, worauf ich mich nach Paris, und von da über Calais und Dover nach London verfügte. Mein Gefährte auf dieser Reise war mein älterer Bruder, eben derselbe, welchem ich in meiner Vaterstadt das Töchterlein aus der Taufe gehoben hatte. Die Veranlassung, ihn mit mir zu nehmen, gab ein in seiner Art seltsamer Zufall.

An eben dem Tage nämlich, als ich ihm von Drenburg aus schrieb

hatte er durch eine verheerende Feuersbrunst fast seine ganze Habe verloren, und befand sich, da er außerdem noch einige Schulden hatte, sammt seiner Familie in der trostlosesten Lage, und beinahe am Rande der Verzweiflung. Um ihn nun zu zerkreuen und wieder für ein thätiges Leben zu gewinnen, machte ich ihm den Vorschlag, mich auf meinen Reisen in Europa zu begleiten, was er auch mit Dankbarkeit annahm, und sich, nachdem ich seine Ausstände berichtigt, und mein Möglichstes für seine zurückgelassene Familie gethan hatte, mit mir auf den Weg machte.

In Paris angelangt war einer meiner ersten Gänge zu dem berühmten Vater der Homöopathie, zu dem ehrwürdigen Doktor Hahnemann. Schon in Rußland hatte ich so manches Staunenswerthe von den wunderbaren Wirkungen dieses neuen Systems gehört, und war von der heftigsten Sehnsucht entbrannt, dasselbe an der Quelle genauer kennen zu lernen. Ich erreichte meine Absicht. Der edle Greis und seine liebenswürdige Gemahlin empfingen mich auf das Zuvorkommendste. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß mir bei der gemüthlichen Offenheit des großen Homöopathen eine Menge der interessantesten Aufschlüsse zu Theil wurden. Besonders wichtig ward für mich der Umstand, daß er mir seinen Apotheker in Röthen, den Doktor Lehmann, von dem er so eben ein Kistchen mit homöopathischen Heilmitteln erhalten hatte, für die Zukunft anempfahl. Dies veranlaßte mich von London aus über Hamburg und Berlin nach Röthen zu Lehmann mich zu begeben. Die Reise von London nach Hamburg, welche ich mittelst des Post-Dampfschiffes machte, dauerte einen Tag länger als gewöhnlich, und war eine der fürchterlichsten und beschwerlichsten, die ich je gemacht hatte, denn es überfiel uns ein wüthender und anhaltender Sturm, der unser Fahrzeug in einem solchen Grade herum schleuderte, daß wir sammt und sonders von der Seekrankheit in einem Grade ergriffen wurden, von dem man sich kaum eine Vorstellung zu machen im Stande ist. Denn wenn ich sage, daß wir ein Gefühl hatten, als ob man uns die Eingeweide mit Messern zerschneide, so gibt dies doch nur ein unvollkommenes Bild davon. In Berlin erlebte ich die ungemeine Freude, einen meiner ehemaligen Reisegefährten nach Balbef den bekannten Naturforscher Doktor Ehrenberg gesund und wohlbehalten anzutreffen, und mich mit ihm wieder an die Vergangenheit zu erinnern. Der zweite, welchen ich in Gesellschaft des ersten eben dahin begleitete, Doktor Hemprich, war schon längst ins bessere Jenseits übergegangen. In Röthen wendete ich mich, der Weisung Hahnemanns gemäß, sofort an Doktor Lehmann, von dem ich eine Anzahl homöopathischer Medikamente käuflich an mich brachte. Von Röthen führte mich mein Weg über Leipzig und Dresden nach Töplitz, wo gerade damals der berühmte Monarchen-Congreß, zu welchem sich der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser von Rußland, der König

von Preußen, die berühmtesten Diplomaten, und ein Theil der Elite Europa's eingefunden hatte, abgehalten wurde. Daß es bei einer so glänzenden Versammlung an den mannichfaltigsten Lustbarkeiten und Festivitäten nicht fehlte, kann man leicht selbst ermessen, und ebenso, daß ich bei der günstigen Aufnahme, die mir allenthalben zu Theil wurde, und die ich vielleicht auch hier, sowie in Paris und London meinem auffallenden orientalischen Kostume verdankte, reichliche Gelegenheit fand, an allen denselben Theil zu nehmen. Von Töplitz aus trat ich die Rückreise über Prag und Wien nach meiner Vaterstadt an, um dort neuerdings in dem freundlichen Kreise der Meinigen einen angenehmen Fäsching hinzubringen. Im Frühjahr 1836 ging ich in besonderen Angelegenheiten wieder nach Wien, woselbst ich bis zum Herbst blieb. Im Sommer desselben Jahres trat in dieser Hauptstadt der lange gefürchtete asiatische Gast, die Cholera morbus mit vieler Intensität auf, und ich selbst fühlte bereits die Vorboten dieser Menschenwürgerin. Denn Brustkrämpfe und Durchfall fingen bereits an bei mir sich einzustellen, deßhalb zauderte ich keinen Augenblick und behandelte mich selbst mit halbstündigen homöopathischen Dosen von *Ipecacuanha*. Dieses Mittel schlug nach Wunsch an, und ich war so glücklich, daß bereits in 3 Stunden bedeutende Besserung und nach Verlauf von 6 Stunden die vollkommene Genesung eintrat. Da es viele Arten und Surrogate der *Ipecacuanha* gibt, so halte ich es nicht für überflüssig bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß jene *Ipecacuanha*, die meine Herstellung bewirkte, aus der Apotheke des Doktor Lehmann aus Röthen war, denn nur die echte ist in dieser Beziehung, wo ihr Gebrauch angezeigt erscheint, von unfehlbarer Wirkung. Der glückliche Erfolg dieser neuen Heilart, die ich nicht bloß an mir allein, sondern auch an Andern versuchte, erregte in mir den Wunsch dieselbe auch in einem größern und unbeschränkteren Kreise praktisch auszuüben. Ich wählte hiezu als Schauplatz meiner künftigen Thätigkeit die Hauptstadt des osmanischen Reiches, welche ich außer andern Gründen schon darum am meisten für geeignet hielt, weil sie in keiner zu weiten Entfernung von meinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte sich befand, und ich noch überdies mit den dort herrschenden Sprachen, Sitten und sonstiger Lebensweise vollkommen vertraut war. Zu dem kamen auch noch einige pekuniäre Rücksichten dabei ins Spiel, indem ich, wie meine verehrten Leser bereits aus den Vorfällen, die mich theils in den außerrussischen, theils in den russischen Provinzen selbst betroffen haben, ahnen werden, mit meinen Vermögensverhältnissen nicht unbedeutend zurückgekommen war. Zur Realisirung dieses Planes schritt ich im Herbst desselben Jahres bei der betreffenden Behörde um einen Paß nach Constantinopel ein, den ich auch ohne Anstand erhielt.

Ein Freund von mir, welcher davon hörte, schrieb mir aus diesem Anlasse folgende Zeilen:

In Schlachten sucht der Eine Glück zu finden;
 Ein Zweiter strebt nach einem stillen Ort;
 Der Dritte will der Weisen Stein ergründen;
 Dich Vierten treibt die Sucht nach Reisen fort.

Was wird der Freund wohl jetzt sagen, wenn er hört, daß ich kaum, in Europa angelangt, wieder Willens bin, schon künftigen Herbst die Rückreise nach Kaschmir anzutreten?

Ich reiste nun von Wien ab, und begab mich über Kronstadt und Bukarest nach Gallaz, wo ich mich, nicht wie ehemals zu Warna, auf einem offenen türkischen Fahrzeuge, sondern auf einem sichern Dampfschiffe nach Constantinopel einschiffte. Unerwarteter Weise herrschte aber gerade damals daselbst die Pest, und alle Europäer hielten sich in ihren Häusern von der Berührung mit der Außenwelt möglichst abgesperrt. Unter diesen Umständen erübrigte mir natürlich nichts anders, als einstweilen zu warten. Um dies mit mehr Bequemlichkeit thun zu können, mietete ich mir nahe am Bosporus in einem Dorfe ein Häuschen in einer angenehmen Gegend, um der schönen Aussicht zu genießen. Am Abende desselben Tages, als ich meine neue Wohnung bezogen hatte, wurde ich zu einer griechischen Frau in der Nachbarschaft gerufen, um ihr ärztlichen Beistand angedeihen zu lassen. Man sagte mir, daß sie das Fieber habe. Als ich zu ihr kam, fand ich sie im Bette liegend, und sich über Eingenommenheit des Kopfes und Hartleibigkeit beklagend. Ich verordnete ihr vor allem andern ein erweichendes Klystier, welches ich, da mir dessen baldige Anwendung unumgänglich nöthig schien und Niemand zugegen war, der damit umzugehen wußte, ihr selbst beibringen mußte. Am folgenden Morgen aber vernahm ich zu meinem Schrecken, daß meine Patientin noch während der Nacht an der Pest gestorben sei, nachdem ihr Mann wenige Tage zuvor gleichfalls als ein Opfer dieser Seuche gefallen war; auch wurde die Wohnung der Verstorbenen sogleich abgesperrt. Zu jener Zeit befanden sich die Quarantainanstalten in Constantinopel noch im Stadium ihres ersten Entstehens, weshalb auch mein Häuschen unabgesperrt blieb, und glücklicherweise hielt sich die Seuche von demselben auch gänzlich entfernt, so daß weder ich noch irgend Jemand von meinen Leuten davon befallen wurde. Dieses Ereigniß belebte meinen Muth zu einem höheren Grade, ja es kam mir sogar der Gedanke, daß ich nicht für Pestansteckung empfänglich sei. Zugleich ward auch die Ansicht in mir rege, daß es mit der Lehre von der unbedingten Contagiosität der Pest nicht so ganz seine Richtigkeit haben dürfte. Um mir nun in diesem Falle die nöthigen Erfahrungen zu sammeln, und zugleich auch den Leidenden nach bestem Wissen und Gewissen beizuspringen, verfügte ich mich unverzüglich ins Pesthospital

zu Pera, wo die armen Kranken ohne allen ärztlichen Beistand und anderweitiger Hilfe ihrem traurigen Schicksale überlassen waren. Ich begann nun, ohne hiezu von irgend einer Behörde aufgefordert gewesen zu sein, ohne vorher erwirkte Erlaubniß ganz unentgeltlich, ja mitunter sogar mit eigenem Kostenaufwande zu großer Freude der Wärter meine auf homöopathische Principien gegründete Behandlung der von der Pest Ergriffenen, und ließ es dabei nicht an der aufopferndsten Thätigkeit und Hingebung fehlen. Und siehe da! meine Bemühungen wurden, wenn auch nicht durchgängig, wie kaum zu erwarten war, so doch größtentheils mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Alles dieses, verbunden mit der höchsten Einfachheit der Behandlungsweise, konnte nicht verfehlen, mir binnen Kurzem einen so ausgebreiteten Ruf zu verschaffen, daß ich nach Erlöschen der Pest und Aufhebung der Absperrung bald allenthalben in die angesehensten Privathäuser zu den verschiedenartigsten Kranken gerufen wurde. Ehe ich jedoch zu den Beweisen übergehe, wie wirksam die kleinen Gaben der homöopathischen Heilmittel bei den verschiedenartigsten Krankheiten sich erwiesen, muß ich noch einige Worte über ein besonderes Mittel sprechen, welches sich sowohl in prophylaktischer als auch in curativer Hinsicht in der Praxis nicht nur vielfach bewährt hat, sondern welches ich beinahe versucht wäre für ein Specifikum gegen die Pest zu halten. Ich hatte nämlich während meines Aufenthaltes in Konstantinopel öfters Gelegenheit, die Beobachtung zu machen, daß verschiedene Individuen, besonders aber Armenier, als Schutzmittel gegen die Pest die sogenannte Ignatzbohne (*Strychnos Faba St. Ignatii*) an eine Schnur gefaßt am Leibe tragen. Da ich in dieser Beziehung von mehreren Seiten die Versicherung erhielt, daß sich dieses Mittel als Prophylaxis wirklich zu bewähren scheine, so gab ich dasselbe auch innerlich in kleinen Gaben ein, und zwar mit dem besten Erfolge. Das Genauere hierüber wird man im Verlaufe dieses Werkes an mehreren Stellen finden.

Unter den obernähnten angesehenen Privathäusern, in denen man mir jenes Vertrauen schenkte, war eines der ersten das Schabert'sche, in welchem ich eigentlich meine Privatpraxis begann. Der alte Schabert, Vater einer zahlreichen Familie, bekleidete ehemals das Amt eines englischen Dolmetsches. So wie Aerzte in der Praxis oft viele Geduld mit alten Frauen haben müssen, so befand ich mich gegenwärtig gleichfalls in der Lage, die Geduld meiner verehrten Leser für mich selbst in Anspruch zu nehmen, wenn ich hier näher in eine Episode eingehe, und das wieder erzähle, was mir Frau Schabert damals mittheilte. „Ein junger Grieche“ — so ungefähr lautete eines Tages die Erzählung der genannten Frau — „versehete Familienzwistigkeiten halber auf der großen Straße Pera's meinem Sohne mit einem Stilete einen Stich in die Seite; und als er um Hilfe schreiend den Mund öffnete, war

dieser Grieche noch so boshaft, ihm durch einen zweiten Stich in den Mund ein großes Blutgefäß zu verletzen, wodurch eine heftige Blutung entstand, welche nur durch die Hilfe schnell herbeigerufener Aerzte gestillt werden konnte. Man trug ihn sogleich in das nahe gelegene Konsulatshaus, wo er angestellt ist, und hemmte die Blutung durch Anwendung des glühenden Eisens. Doch einige Tage darnach begann das Blut von Neuem zu fließen, worauf sich der Kranke sehr abgeschwächt fühlte. Seine wenigen Kräfte aber schwanden endlich ganz, als die Blutung sich noch ein drittes Mal wiederholte. Die nun folgende Nacht brachte der Kranke sehr unruhig in immerwährenden, beängstigenden Träumen zu. Er sah immerfort seinen Feind mit dem Stilete in der Hand auf sich losgehen; die um ihn sich befindenden Aerzte, welche wohl wußten, daß derlei Schreckbilder der Fantasie stets Vorboten einer erneuerten Blutung seien, und demnach auch jetzt eine solche befürchteten, erklärten den Zustand des Kranken für höchst bedenklich; denn sie waren nicht ohne Grund der Ansicht, daß die nächste Blutung mit dem Verluste seines Lebens enden würde. In dieser kritischen Lage machte die Familie des Kranken den Aerzten den Vorschlag versuchsweise die Homöopathie in Anwendung bringen zu dürfen, und als die Aerzte gerne darein willigten, indem sie hier die schönste Gelegenheit zu finden glaubten, die Homöopathie lächerlich zu machen, und dem Publikum recht augenscheinlich die Nichtigkeit dieses Systems zu zeigen, so wurde gegen Ihre Berufung zur Anwendung derselben von ihnen nichts eingewendet.“ Nachdem mir Frau Schabert alles dieses mit gewohnter Weitläufigkeit auseinander gesetzt hatte, machte mir der alte Schabert den Vorschlag, gemeinschaftlich mit ihm seinen im Konsulate liegenden verwundeten Sohn zu besuchen, und in Behandlung zu nehmen. Ich fand dort den armen Verwundeten zwar zum Skelete abgemagert, jedoch noch immer bei ziemlich ruhiger Gemüthsstimmung. Sein Wundarzt, ein Franzose, der eben zugegen war, oder, richtiger zu sprechen, mich vorsätzlich hier erwartet hatte, sagte mir, daß er die Blutung des Gefäßes mehrere Male theils mit dem Glüheisen theils mit ägyptischen Mitteln gestillt, zugleich auch das Kreosot angewendet habe, daß jedoch die Blutung von Neuem zu befürchten sei, wenn die Kruste über der wunden Stelle abfallen würde.

Ich hörte dieses alles mit einer gewissen Gleichgültigkeit an, und gab in Gegenwart des Chirurgen, welcher mich im Namen der ihn behandelnden Aerzte aufforderte, daß ich ihn auf Verlangen der Familie homöopathisch behandeln möchte, drei der kleinsten Streukügelchen der Decillion-Verdünnung der Kreuzspinne (*Aranea diadem. X⁰⁰⁰*), worauf ich ihn, indem ich mich entfernte, baldige Besserung wünschte. Als ich ihn am folgenden Morgen wieder besuchte, erzählte er mir, daß er die Nacht hindurch ruhig geschlafen habe; daß sein früherer Arzt schon da gewesen sei, weil er es bereits erfah-

ren hatte, sowie auch, daß keine Blutung weiter erfolgt sei. Hierauf hätte er ihm einige Pillen verschrieben, die er aber nicht einnehmen wolle, weil er hoffe, daß ich ihm wieder die gestrige Arznei, die ihm so wohl bekommen habe, geben würde. Demgemäß versprach ich auch seinen Wunsch zu erfüllen. Doch während ich mein homöopathisches Mittel hervorlangte, kam der in Rede stehende Arzt, ein gebürtiger Italiener, und wollte mit mir einen Streit beginnen. Der alte Schabert sagte ihn aber sogleich beim Arme, und führte ihn in einen anstehenden Saal, von wo aus er meinen Augen für immer entschwand. Dasselbe Mittel wiederholte ich durch volle 8 Tage, und im Verlauf nach dieser Zeit war er vollkommen geheilt. Ich finde es für nöthwendig, hiebei zu bemerken, daß die *Araña diadema* ein Präparat des Doctor Lehmann aus Röhren war, indem, wie oben erwähnt ward, der alte Hahnemann selbst mir die Präparate desselben ihrer Genauigkeit und Vortrefflichkeit halber anempfohlen hatte.

Was that nun der Chirurg? Um zu zeigen, daß die Heilung der Wunde dem Kreosote, nicht aber meinem Heilmittel zuzuschreiben sei, ließ er einen Hund vom Bazar bringen, zerschnitt ihm in Gegenwart mehrerer Augenzeugen eine Schenkelarterie und applicirte hierauf Kreosot. Als er merkte, daß die Wunde nicht heilen wollte, ließ er das Thier laufen, und man hat es, wie man sagte, auf der Gasse verendet gefunden.

Während die allopathische Behandlung im vorstehenden Falle, so wie in hundert andern nicht nur unentsprechend, sondern oft sogar auch schädlich sich erwies, könnte ich aus meiner eigenen Praxis eine Menge von Fällen anführen, wo die Homöopathie nicht nur das Erwartete leistete, sondern sogar noch mehr als daselbe. Eine einfache und kurze Krankheitsgeschichte eines weiblichen Mitgliedes obiger ehrenwerther Familie mag hier als einzelnes Beispiel für viele ihre Stelle finden.

Eine Schwester des jungen Schabert litt seit mehreren Jahren an einer periodischen Hemikranie (einem Familienübel), weshalb ich ihr, da sie nebst jenem Uebel auch einem nervösen Gesichttleiden unterworfen war, welches in Zwischenräumen von 3 — 4 Tagen in den Nachmittagsstunden gleich einem verlarvten Wechselfieber regelmäßig wiederkehrte, bei Gelegenheit eines solchen Anfalles eine Dose Pulsatilla eingab. Nach diesem Mittel trat aber eine solche Verschlimmerung ein, daß ihr Gatte, Signor Salzani, noch um 10 Uhr Nachts mit der Laterne zu mir eilte, mit dem Bedeuten, daß seine Frau auf mein Mittel wie nützlich geworden sei, und man sie nur mit größter Mühe von einem Sprunge aus dem Fenster zurückhalten könne. Das war aber auch ihr letzter Anfall. Wenigstens so lange ich noch anwesend war, wurde sie von keinem ähnlichen mehr befallen.

Die Gabe der Pulsatilla, welche diese Wirkung hervorbrachte, bestand

aus einem Tropfen der dritten Verdünnung auf einem Stüchchen Zucker, wobei ich nicht umhin kann zu bemerken, daß ich die Pulsatillatinctur von Wien mitgebracht hatte.

Zu eben derselben Zeit war der jetzige Sultan Abdulmedschid als Kronprinz gefährlich erkrankt, und man sagte mir, daß der Sultan Rahmud, Abdulmedschid's Vater, die Aerzte, welche seinen Sohn ganz verkehrt behandelt hatten (Engländer, Franzosen, Griechen und Türken) fortgeschickt hätte, und daß mein Glück für immer gemacht wäre, wenn ich ihn wieder herstellen könne. Ich erwiderte, daß ich die ärztliche Regel: *Noli accedere, nisi vocatus*, wohl kenne, und stets beobachtet hätte, weshalb ich mich erst müßte bitten lassen, und wenn es von Seite des Sultans selbst wäre, ihn in Behandlung zu übernehmen. Inzwischen war der Sultan so glücklich gewesen für seinen Sohn einen Arzt zu finden, wie er sich ihn nur immer wünschen konnte; denn schon in einigen Tagen war er wieder im vollkommenen Besitze seiner frühern Gesundheit. Nun ließ der Sultan die Aerzte, welche den Prinzen vom Anfange an behandelt hatten, wieder in das Serail beschicken, und stellte ihnen den Wiedergenesenen mit der Frage vor, ob sie ihn auch wirklich als solchen anerkannten. Die Aerzte konnten nicht umhin, ihre Verwunderung über die unerwartet schnelle Heilung auszudrücken, und damit den Wunsch zu verbinden, den Arzt zu sehen, der so Unglaubliches in so kurzer Zeit geleistet hatte. Da öffnete der Sultan die Thüre eines Seitengewaches aus welchem — eine türkisch gekleidete Armenierin hervortrat, welche der Sultan lächelnd den verblüfften Aerzten als den Wunderdoctor vorstellte, welchem sein Sohn die Rettung verdanke. Hiemit nicht zufrieden ließ der Herrscher der Moslim, um die Frau zu ehren, in allen Christenkirchen Konstantinopels öffentlich bekannt machen, daß die Mariam khatun (die Dame Maria) den Kronprinzen vollkommen geheilt habe, und daß sie die Einzige sei, welche die Krankheit, Gelinjik genannt, zu heilen verstehe. Gelinjik ist nemlich ein türkisches Wort, abgeleitet von Gelin (die Braut), und heißt eigentlich so viel als „bräutliche Krankheit“; im griechischen nennt man sie Nymphizzo (von Nymphe, die Braut). Es ist dieselbe eine Art Rachezie oder Hydrops alba. Sie war beim Kronprinzen in Folge der Masern entstanden, und ließ einen üblen Ausgang befürchten, indem der jüngere Bruder des Kronprinzen kurz vorher ebenfalls an den schlecht behandelten Masern, wobei man ihm zur Ader gelassen hatte, gestorben war. Was die Kur selbst betrifft, welche die Armenierin anwandte, so hat man sich darüber Folgendes erzählt, was ich so wiedergebe, wie ich es an Ort und Stelle gehört habe. Sie soll den Kronprinzen in einen geheizten Tandur (Backofen) gesteckt und zum heftigsten Schweiße gebracht haben; darauf habe sie ihn mit dem Dunste von gebratenem Bieselfleische (welches gleichfalls Nymphizzo heißt) eingeräuchert

und am ganzen Körper mit Oel eingerieben. Nebst dieser äußern Behandlung hat sie ihm — sagt man — auch innere Mittel eingegeben, wovon folgende drei Spezies die Hauptingredienzien gewesen sein sollen, nämlich: Ambra grisea, Coccinella und Lumbrici terrestres, woneben eine strenge Diät gehalten, kein Fleisch, nicht einmal eine Brühe, sondern nur leicht verdauliche Fischeisen (vom Fische gelinjik balugi, der den Namen der Krankheit hat) vom Kronprinzen genossen werden durften. Da diese Krankheit in der türkischen Hauptstadt häufig vorkommt und das Wieselfleisch ein gesuchter Artikel ist, so verlaufen es die dortigen Drognisten in getrocknetem Zustande. Ueberdieß gibt es in Konstantinopel mehrere Christenweiber, sowohl Griechinnen als Armenierinnen, die sich mit dem Kuriren dieser Krankheit abgeben, deren Hauptmittel größtentheils das Album graecum sein soll. Ob nicht Phosphatum calcis, woraus es hauptsächlich besteht, dieselben Wirkungen hervorbringt, und dieses esse Mittel ersetzt, ist noch die Frage. Als charakteristische Zeichen der in Rede stehenden Krankheit gibt man folgende an: Meistentheils entsteht sie nur allmählich, entweder auf schlecht behandelte hitzige Ausschläge, vorzüglich auf Masern, oder nach einem plötzlichen Schrecken, nach starken Ermüdungen u. s. w. Man erkennt sie an dem sichtbaren Pulsiren hinter den Ohren und an andern Theilen. Am Handgelenke ist der Puls höher als gewöhnlich zu fühlen. Die Augen und Füße sind ödematisch angelaufen. Die Lippen sind weiß und blaß. Im Gehen zeigt sich Kurzatmigkeit und Schwächegefühl in den Knien. Endlich gesellt sich ein schleichendes Fieber hinzu, das gewöhnlich die Abzehrung und den Tod herbeiführt.

In Konstantinopel verblieb ich nun 2 Jahre hindurch, nämlich 1837 und 1838. Während dieses Aufenthaltes daselbst bekam ich eine immer weiter ausgedehntere Praxis in der homöopathischen Behandlung der Kranken, die so lohnend war, daß ich auch nicht entfernt daran dachte, die Hauptstadt sobald zu verlassen, geschweige denn, daß es mir eingefallen wäre, wieder nach Lahore zurückzukehren, zumal da ich hier in dieser großen und ausgedehnten Stadt außer dem russischen Gesandtschaftsarzte in Bujukdere, der Einzige war, welcher bei seiner Heilmethode den neuen Grundsätzen Hahnemanns huldigte. Da mit einem Male erfuhr ich durch die k. k. Gesandtschaft, daß der Herr Internuntius Baron von Stürmer in der Quarantäne in Malta mit dem General Ventura, der mit Urlaub des Herrschers von Lahore nach Europa gekommen war, zusammengetroffen sei, und ihn von meinem dermaligen Aufenthalte in Konstantinopel in Kenntniß gesetzt habe, worauf er unverweilt die Einladung an mich ergeben ließ, künftigen Herbst mit ihm wieder nach Lahore zurückzukehren, indem der Maharadscha ihn beauftragt habe, alles anzubieten, meinen Aufenthalt wo immer zu erforschen und mich hiezu zu bewegen. Dieß bestimmte meinen Entschluß; und ich trat wirklich in Gesellschaft

Ventura's die Rückreise über Alexandrien bis Bombay an, nachdem ich zuvor noch von Konstantinopel aus nach Jassi eine Lustreise unternommen, und durch die dortige k. k. Agentie mir den Paß nach Lahore von Wien aus verschafft hatte. Von Bombay aus eilte Ventura mit der Post nach Lahore, weil zu jener Zeit Rendschit-Sing schwer erkrankt darniederlag, und die Engländer den Schah Sudschah ul Mulk auf den Thron von Kabul zurückführten. Ventura hatte aus Paris einen Shawlhändler, Namens Le Boeuf wie auch einen Kapitän der Kavallerie Mouton geheißen, sammt dessen Gattin mitgebracht. Diese drei Personen sollte ich nun nach dem Wunsche meines Freundes sammt seinen Waaren und sonstigen Effekten, welche eine ziemlich starke Karawane bildeten, langsam zu Lande nachbringen, indem keines von diesen Individuen der Landessprachen kundig war, und ich ihnen somit gleichsam zur Aushilfe dienen sollte. Die Seltsamkeit dieser Namen veranlaßte, als ich mich diesem Auftrage unterzog, das Witzwort: Le Berger (Hönigberger) führt die Karawane mit den Moutons und dem Boeuf (Le Boeuf).

Von Bombay aus schifften wir Anfangs Februar hinüber nach Gogo, von wo wir den Weg nach Lahore mit Kameelen und zu Wagen einschlugen. Unter unsern Reisegefährten befanden sich auch einige Shawlhändler aus Umritsir. Die gerade Straße nach Lahore führte über Palih (Palee), Adschmir, Hanst und Ludiana (Loodiana). Kaum hatten wir uns einige Tagereisen weit von Gogo entfernt, so ereilten uns 2 englische Kapitäne, die eigens beordert waren, unsere Pässe zu prüfen, weil wir für russische Spione angesehen wurden. In Palih wüthete zu der Zeit die Pest, und das schon im dritten Jahre. Bevor wir noch daselbst anlangten, verbrachten wir auf einer Station bei einem verheiratheten Kapitän einen recht angenehmen Abend. Bei diesem Kapitäne lernte ich einen englischen Arzt, den Doktor Keir, kennen, welcher mir sagte, daß die Aerzte Ostindiens bezüglich der Pest zu Palih sich nicht einigen konnten, indem sie die Einen für ein eigenthümliches pestilentialisches Fieber Indiens hielten, während die Andern sie für eben dieselbe orientalische Pest ansähen, die auch in Egypten und in der Türkei herrschend wäre. Er fügte hinzu, daß es ihn freuen würde, wenn ich im Vorbeireisen die palih'sche Seuche beobachten, und ihm mein Urtheil darüber bekannt geben könnte, damit er es in weiteren Kreisen verbreite, was natürlich ihm von Wichtigkeit schien, da ich in Konstantinopel reichliche Gelegenheit gehabt hätte, die echte orientalische Pest von Grund aus kennen zu lernen. Ungefähr zur Mittagszeit langten wir aus bisher gesunden Landstrecken bei dem inficirten Palih an, wo wir unsere Zelte hart an dem da befindlichen großen Sumpfe aufschlugen ließen, auf dessen entgegengesetzter Seite die Stadt lag. Das erste Schauspiel, welches sich hier unsern Augen darbot, war das Her-

ausführen mehrerer Todten aus der Stadt. Nach dem Mittagessen, beiläufig um 2 Uhr, verfügte ich mich zu dem Stadtgouverneur, einem Hindu, mit der Erklärung, daß ich ein durchreisender Arzt sei, der Willens wäre, einige Pestkranke zu besuchen, und ihnen die Arzeneien zu schenken; er wolle geruhen, mir einen Mann mitzugeben, der mich zu derlei Kranken führe. Er nahm mich sehr freundlich auf, und entsprach auf das Zuvorkommenste meinem Ansinnen. Der mir beigegebene Mann brauchte mich indeß nicht weit zu führen, indem gleich in der nächsten Nachbarschaft mehrere Pestkranke sich befanden, von denen Einige bereits ihrem Ende nahe waren. Bei diesen Besuchen vernachlässigte ich in keinem Stücke die nöthige Vorsicht. Ich ging bei keinem Hause in das Innere desselben, sondern ließ mir die Kranken vor die Thüre bringen, wo ich sie ausfragte, sah, was zu sehen war, mit ihre Namen nebst dem, was sie mir sagten, aufschrieb, die Arzneimittel verabreichte, baldige Besserung wünschte, und weiter ging, ohne Jemanden angerührt zu haben. Der Anblick der Stadt selbst gewährte ein höchst trauriges Bild; nur hier und da sah man vereinzelte Menschengestalten; Bazare und Buden waren geschlossen; fast Alles, hieß es, ist entweder ausgestorben oder hat sich gesüchtet. So fand ich mehrere Häuser, die fast ganz verödet waren. Die von der Seuche Ergriffenen starben in der Regel am 3. oder 4. Tage. Von Zwanzigen, sagte man mir, komme kaum Einer auf. So verheerend war die Seuche! Ich beobachtete Beulen, Karbunkeln, Petechien, Nasenbluten, kurz Alles, was ich im Pestspitale zu Konstantinopel so oft und vielmal zu bemerken Gelegenheit hatte. Es blieb mir deßhalb nicht der geringste Zweifel übrig, daß es eine wahrhafte Pest vom bössartigsten Charakter sei, freilich keine türkische oder arabische, wohl aber eine indische, weil Palib in Indien liegt. Um 4 Uhr Nachmittags, als ich glaubte, genug gesehen zu haben, kehrte ich in unser Zelt zurück, und begab mich zur gewöhnlichen Zeit frisch und gesund zur Ruhe. Am folgenden Morgen hätte ich vielleicht noch eine Zeit lang fortgeschlafen, wenn nicht Madame Monton mich zugerufen, mich geweckt und mir angekündigt hätte, daß die Kameele bereits beladen seien; Alles sei zur Abreise in Ordnung gebracht; ich sollte aufstehen. Im Augenblicke, als ich dieses that, fühlte ich einen Schmerz in der linken Leiste; das Verunsichsein, welches mich in diesem Moment erfaßte, daß ich von der Pest befallen sei, trieb mir das Blut so zu Herzen, daß es nicht anders war, als ob ich mir einen Dolch in selbes gestochen hätte; die Leistenbeschmerzen, Fieber und Kengseligkeit nahmen zusehends zu, so daß ich Mühe hatte, einige Schritte bei Seite zu treten, um die schmerzende Stelle zu untersuchen. Da fand ich denn, daß mehrere Knötchen sich gebildet hatten, wovon das größte nicht dicker war, als eine Erbse. Die Schmerzen, die ich empfand, waren brennend wie Feuer. Ich setzte mich in den Radshaweh (Korb) auf mein

Kameel) und nun reisten wir weiter. Die Station, die wir diesmal zurücklegten, war sehr klein, denn sie betrug nicht viel über eine deutsche Meile. Die Ursache, daß wir nur eine so kurze Strecke zurücklegten, lag darin, daß wir uns bloß aus dem Rayon der angesteckten Stadt entfernen wollten, und wirklich halte ich es noch jetzt für ein großes Glück, weil bei längerem Verbleiben in dem mit dem Miasma geschwängerten Dunstfreije mit meine Rettung durch das angewandte Heilmittel wohl kaum so leicht dürfte gelungen sein. Sogleich nach dem Absteigen nahm ich einige Streukugeln von der kürzlich erwähnten Strychnos Faba St. Ignatii ein. Biewohl die Pest nur die Stadt Palih ergriffen hatte, außerhalb derselben aber meines Wissens gar keine Spur davon sich zeigte, so ließ man uns doch nicht in das Dorf, vor dem wir unsere Zelte aufgeschlagen hatten. Indessen kamen die Bewohner desselben zu uns heraus, brachten uns, was wir benötigten, und nahmen auch das Geld dafür aus unsern Händen, ohne die geringste Vorsicht zu gebrauchen. Während meiner wissenschaftlichen Excursion nach Palih hatten meine beiden Reisegefährten im großen Sumpfe, der sich davor ausbreitete, einige Enten geschossen, die man nun zum Frühstück zubereitete. Als man damit zu Stande gekommen war, rief man mich zum Essen, wozu ich aber nicht den mindesten Appetit verspürte, indem ich in Fieberhitze glühete, und von den heftigsten Schmerzen gefoltert wurde. Um jedoch meine Genossen nicht zu ängstigen, oder ihnen einigen Verdacht einzuflößen, setzte ich mich zu ihnen an den Tisch und barg die Bissen, die ich mit der einen Hand vermittelst der Gabel in den Mund steckte, mit der andern ganz unbemerkt in die Serviette, was mir so meisterhaft gelang, daß ich mein kleines Changerungsstückchen den Augen Aller entzog. Nach dem Essen nahm ich eine zweite Gabe desselben Mittels, legte mich nieder und bedeckte mich mit zwei Decken, die ich mir über den Kopf zog, was mir in Bälde den Schweiß aus allen Poren heraustrieb, und zwar so stark, daß die Matratze unter mir ganz durchnäßt wurde. In Folge dieses wohlthätigen Schweißes vergingen Fieber und Aengstlichkeit, und die beste Hoffnung zum Aufkommen bemächtigte sich meiner, wenn auch die Leistenentzündung und die damit verbundenen Schmerzen noch immer fortanerten. Die letztern hielten noch 3 Wochen lang an, weil ich nichts Dertliches dagegen gebraucht hatte, weshalb sie sich nur langsam zertheilten. Nachdem sie gänzlich vergangen waren, schrieb ich dem englischen Arzte, auf dessen Veranlassung ich die Pestkranken in Palih besucht hatte, das Ergebniß meiner Erfahrung und zeigte den Brief meinen Reisegefährten, die darüber nicht wenig erstaunten und mir deshalb Vorwürfe machten. Meine Entgegnung war, daß ich als Arzt nur meine Schuldigkeit gethan hätte, und wem so etwas nicht gefallen wolle, der dürfe nicht mit Aerzten reisen.



Maharadscha Rendschit Sing.



Maharadscha Karrek Sing.



Kour Nonchal Sing.



Maharadscha Schir Sing.

Wie ich dazu gekommen bin, bei aller Vorsicht dennoch von der Seuche ergriffen zu werden, das weiß ich mir selbst nicht genügend zu erklären. Es war damals, als ich die angestechte Stadt besuchte, ein heftiger Wind, welcher viel Staub emporwirbelte. Der verpestete Staub in der Luft hat sowohl äußerlich als innerlich wirken und das Gift dem Körper mittheilen können. Äußerlich durch Eiusaugung vermittelt der Schleimhäute, der Augen und Nasenlöcher, der Ohrgänge u. s. w. Innerlich durch das Einathmen der Luft in die Lungen. Durch unmittelbare Berührung ist die Ansteckung gewiß nicht geschehen, und es wäre dies sicherlich auch in Konstantinopel der Fall gewesen, wenn Selsch die Art der Aufnahme wäre, und jedwede Person die Empfänglichkeit dazu hätte. Gerade diesmal besaß ich die Eignung zur Ansteckung, die, wie ich glaube, im Zustande des Körpers bestand, in einer gewissen sogenannten Dickschichtigkeit, die von unregelmäßigem Leben, wie man es auf einer langen Reise führt, z. B. von Unordnungen im Essen, Schlafen u. s. w. herrührte, oder auch gar eine Ansteckung von den Kameelen, indem die Thiere gleichfalls am Zuden litten. So viel ist wenigstens gewiß, daß sich die Pest in einer einzigen Nacht bei mir ausgebildet hatte, und dieser Umstand liefert den Beweis, daß eine solche Ausbildung nicht jederzeit mehrere Tage brauche, sondern auch in wenigen Stunden vor sich gehen könne. Der Grund der Malaria bei Palib mag wohl von dem ungeheuren Sumpfe herrühren, der ganz nahe östlich an der Stadt liegt, worin Tausende von Wasser- und Sumpf-Vögeln aller Gattungen hausen, und welcher der Vereinigungsort aller Unreinigkeiten der ganzen Stadt ist. Wie leicht ausführbar wäre es, wenn die Regierung sich verbeistünde diese Moorstrecke austrocknen und in fruchtbares Erdreich umwandeln zu lassen!

In Lahore angelangt, fand ich meinen früheren Herrn, den Maharadscha Rendschit-Sing stumm und mit geschwollenen Füßen auf einem Stuhle sitzend, und nur durch Zeichen mit der Hand seiner Umgebung sich verständlich machend; denn sein Sprachorgan war in einem solchen Grade gelähmt, daß er keinen artikulirten Laut hervorbringen vermochte, und überdies andere Wege der Verständigung für ihn nicht vorhanden waren, da er unglücklicherweise das Schreiben niemals erlernt hatte. Daß er einäugig war, ist eine bekannte Sache; wie er aber um das Eine Auge gekommen ist, wissen nur Wenige. Er hatte es nämlich schon in seiner frühern Kindheit durch die Pocken verloren — es war ihm ausgeeiert. — Bei meiner Wiederankunft in Lahore erzählte ich von den Wunderkuren der neuen Heillehre, der Homöopathie, mit deren Hilfe ich mich in Wien von der Cholera, in Hindustan von der Pest befreit hatte. Obgleich man keinen Zweifel in die Wahrheit meiner Worte setzte, so konnte man sich doch schwer dazu entschließen, den Maharadscha mir in die Kur zu geben, indem noch die günstige Jahreszeit des

Frühlings waltete, und die eingebornen Aerzte allerlei Versuche mit ihm anzustellen vorhatten. Während dieser Zeit gelangen mir einige homöopathische Curen ganz nach Wunsch. Was jedoch den größten Eindruck machte, war eine Heilung, welche ich auf Befehl des Ministers Radscha Dhyan-Sing übernahm. Dieser übergab mir einen Kaschmirer, Namens Abu Ibrahim, den Commandanten von seinen Dschefaeils (Kameelartillerie), zur ärztlichen Behandlung. Besagter Abu Ibrahim hatte seit einem Kriege mit den Afghanen bei Pischauer vor 10 Jahren eine Kugel im Kopfe, die ihm kein eingeborner Wundarzt hatte herausnehmen können, und welche ihm eine halbseitige Lähmung verursachte. Ich wandte bei ihm die Trepanation an, und bekam sie dadurch glücklich heraus, indem sie zwischen der Hirnschale und der harten Hirnhaut (Dura mater) steckte, wo die schützende Kraft der Natur (*vis conservatrix naturæ*) eine Callosität gebildet hatte, um das weitere verderbliche Eindringen der Kugel zu verhüten. Da mein Patient ein Säufer war, und seines geschwächten Magens halber an Verdauungsbeschwerden litt, so gab ich ihm, um die Heilung zu beschleunigen, auch innere Mittel ein, und brachte ihn so weit, daß ich ihn in der kurzen Frist von zwei Monaten vollkommen geheilt, und sogar von seiner Lähmung befreit dem Minister vorführen konnte, der ihn sodann dem Maharadscha vorstellte. Während der Zeit hatte bereits die Glühitze des Sommers begonnen. Da kam unvermuthet eines Tages, wahrscheinlich, weil die eingebornen Aerzte mit ihren Mitteln beim Maharadscha nichts mehr zu erzielen hofften, des Königs ehemaliger Leibarzt, der Fakir Aziseddin, zu mir, und sagte, daß der Maharadscha noch niemals von einem europäischen Arzte eine Arznei genommen hätte, daß er alle die Heilmittel, die er von Seite der englischen Aerzte, der Doktoren Murray, Steel, Mac Gregor u. s. w. erhalten hätte, versuchsweise anderen Leuten eingegeben habe, um deren Wirkungen zu erproben, daß jedoch der Maharadscha jetzt zu dem Entschlusse gekommen sei, meine Arznei einzunehmen, die ich aber, meinem Versprechen gemäß, in seiner Gegenwart zubereiten müsse. Es war so eben um die Mittagszeit, wo der Darbar (die Versammlung) gerade auseinander gegangen war. Deshalb begab ich mich auf der Stelle mit dem Fakir zum Könige, bei welchem ich bloß den Minister Dhyan-Sing antraf. Ich hatte mir die Tinctura Dulcamara in einem kleinen Gläschen nebst 3 leeren, mit Stöpseln versehenen Gläschen mitgenommen. Zuvörderst verlangte ich nun einen Gedoweich (das sind die Hindu's, aus deren Händen der König trinkt), und hieß ihn den Spiritus bringen, dessen sich der Maharadscha bediente. Dieser wurde unter meiner Aufsicht aus Kabulweinträumen destillirt, und es war ein rektifizirter, weil ihn Rendschit-Sing stark haben wollte. Ich gab die 3 leeren Gläschen dem Gedoweich in die Hände, und ließ sie vorerst mit etwas von demselben Spiritus ausspülen,

dann jedes bis zur Hälfte mit eben diesem Spiritus anfüllen, ohngefähr 1 Drachme für jedes Fläschchen. Als dieß geschehen war, tröpfelte ich in eines derselben einen einzigen Tropfen von der Tinctura Dulcamara, während ich das Spiritus-Fläschchen den Gedeweileh halten ließ. Nun befahl ich ihm, es zuzustopfen, selbes tüchtig zu schütteln, das Fläschchen mit Nr. 1 zu bezeichnen, davon einen Tropfen ins zweite Fläschchen zu thun, die nämliche Operation des Zustoßens und Schüttelns auch mit diesem vorzunehmen, und es mit Nr. 2 zu bezeichnen. Ganz auf dieselbe Art geschah auch die dritte Verdünnung, und das Fläschchen mit dieser erhielt die Bezeichnung Nr. 3, wovon ich sogleich 1 Tropfen auf einem Stückchen Zucker den Maharadscha auf die Zunge nehmen ließ, und zugleich anordnete, dieselbe Gabe Morgens und Abends zu wiederholen.

Während der Zubereitung des Mittels wurde von mehreren Seiten gelächelt, und der Kaiser selbst meinte, daß eine derlei Arznei in keinem Falle schaden könne, wenn man auch annehme, daß sie ein Gift wäre. Allein was geschah? Am ersten Tage zeigte sich bei dem Patienten keine Wirkung. Am zweiten glaubte er sich etwas besser zu fühlen. Am dritten war er schon in einer so heitern Stimmung, daß er mir Nachmittags um 5 Uhr im Vorhof durch den Minister Dhyau-Sing ein Paar goldene Armspangen im Werthe von 500 Rupien in seiner Gegenwart um die Arme schließen ließ; damit war auch das Geschenk zweier schöner Kaschmir-Schawls, von gleichem Werthe verbunden, desgleichen ich noch nie von ihm erhalten hatte, und die mir, während ich auf dem Boden saß, Dhyau-Sing um die Schultern legte, mit der Aeußerung des Maharadscha, daß er von meiner Arznei eine sehr wohlthätige Wirkung empfinde. Natürlich erfüllte mich dieß mit außerordentlicher Freude, indem es mir die frohe Hoffnung gewäherte, daß er sich wieder erholen und aufkommen dürfte, wodurch ein fester Grund zu meinem künftigen Glücke gelegt wäre. Diese Szene ereignete sich im königlichen Garten Schablahore, $\frac{1}{2}$ deutsche Meile von der Stadt, woselbst auch ich seit drei Tagen mich aufgehalten hatte. Mit der Erlaubniß des Ministers besuchte ich am vierten Tage in der Frühstunde so eben meine Patienten in der Stadt, als man mir sagte, daß man mehrere berittene Boten von Schablahore um mich ausgesandt habe, und mich hinaus verlange. Ich ritt deshalb im Gallop zurück, und traf unterwegs mehrere Fakirs, Hinduärzte und Astrologen, die denselben Weg ritten oder sich tragen ließen, was mich auf die Vermuthung brachte, daß dem Maharadscha irgend etwas Bedeutesendes zugestoßen sei. Man begreift leicht, daß mich dieß in die größte Besorgniß versetzte. In Schablahore angelangt, ward mir bedeutet, daß er vom Fieber befallen worden sei. Bei näherer Untersuchung konnte ich jedoch kein eigentliches Fieber gewahr werden, sondern bemerkte nur eine gewöhnliche Alteration mit etwas Hitze,

wobei er sich übrigens wohl befand. Der Gedometef, der ihm die Arznei gereicht hatte, meinte, diese Erhitzung rühre von der Ueberdosis her, die der Maharadscha Abends vorher verlangt hätte, nämlich: zwei Tropfen auf einmal. Das konnte jedoch, glaub' ich, die Sache nicht verschlimmern, indem ein Tropfen mehr oder weniger unmöglich einen solchen Einfluß zu äußern vermag. Die Aerzte der Stadt waren zu einem Consilium hinderassen worden. Natürlicherweise war ihnen dieß etwas sehr Erwünschtes. Es mußte sie äußerst unangenehm berührt haben, daß ich den Maharadscha auf den Weg der Besserung gebracht hatte, und daß mir dafür ansehnliche Geschenke und Ehrenkleider zu Theile geworden waren. Ich glaube sogar, daß es ihnen lieber gewesen wäre, den König sterben zu sehen, als mich — den Europäer — als seinen Retter anerkennen zu müssen. Deshalb nützte auch all mein Bemühen und all mein Remonstriren nichts. Der einsichtsvolle Minister meinte, daß er dießfalls nichts thun könne, daß der Fakir Agiseddin über den Maharadscha eine Art Zauberkrast übe, und daß ich mit ihm selbst sprechen solle. Ich that dieß, und erinnerte den Fakir an seine eigenen Worte, indem er in Gegenwart des Königs und des Ministers sich geäußert hätte, daß mein Mittel auf keinen Fall schaden könne, wenn es auch Gift wäre. Nebstdem erinnerte ich ihn auch, daß nicht jedes Fieber, besonders, wenn es so gelind aufträte als hier, nachtheilig wirke, daß die Natur dadurch oft Krankheiten heile und daß es nothwendig sei, unter diesen Umständen mit dem Mittel auszuwarten, die Wirkung abzuwarten, und gar nichts einzugeben. Er wendete aber dagegen ein, daß der Maharadscha zu schwach sei ein Fieber zu ertragen; indessen, fuhr er fort, wollen wir hören, was die übrigen Aerzte dazu sagen werden. All mein Einreden dagegen half nichts. Das Consilium aus eingebornen Aerzten, dem der Fakir präsidirte, bestand aus einem Duzend Fakirs aus Pischauer und Lahore, aus Hindu-Aerzten, Sterndeutern u. dgl., von denen ein Jeder sich einbildete, etwas von der Arzneikunde zu verstehen. Wenigstens brachten die Meisten ihre Bücher mit, wodurch sie den Mangel ihrer eigenen Kenntnisse hinlänglich ersetzt glaubten. Somit geschah es, daß sie sich bald über einen Madschun (Latwerge) vereinigten, worin die Dschowaharad (Edelsteine) die Hauptingredienzien bildeten, welchen der Fakir selbst verfertigen und eingeben ließ. Allein ehe noch zwei Wochen verflossen waren, hatte der Maharadscha bereits das Zeitliche gesegnet. Er starb in der Festung Samunburdsch in meiner Gegenwart, worauf der Minister die Thore der Festung sperren ließ, ich jedoch mit Bewilligung des Ministers hinausgelassen wurde. Der Fakir, der am Hofe eine so wichtige Rolle gespielt hatte, und dessen Brüder, Nachkommen und zahlreiche Familie noch heutiges Tages von ihren Feinden in Lahore Nai (Barbiere) geheißt werden, indem Agiseddin den Anfang seiner Laufbahn in Lahore mit einigen Salbenbüchsen

gemacht haben soll, folgte dem Rendschit-Sing bald nach. Sie stammten von den Ansari-Krabern aus der Wüste her. Agisbeddin war gewissermaßen das Drafel Rendschit-Sings. Er, der Minister Dhyan-Sing und Diwan Duamat, der Finanzminister, welchen letztern die Engländer in neuester Zeit zur Würde eines Radscha erhoben haben, bildeten das Trifolium, aus dem der geheime Rath Rendschit-Sings bestand. Obgleich Rendschit-Sing gar keine eigentliche Erziehung genossen hatte, ja sogar weder lesen noch schreiben konnte, dabei einäugig, gebrechlich, schwach, klein und unaussehlich war: so hatte ihn doch die Natur mit einem Geiste und einem Talente ausgestattet, welches man nicht genug zu bewundern vermochte. Er war schlau, witzig und mißtrauisch; die geringen Dosen von Opium (jeden Nachmittag 1 Pille von 3 Gran) wobei er auch zu verschiedenen Zeiten des Tages starken Spiritus trank, erhielten ihn in einer immerwährenden Aufregung, die jedoch gegen Abend nach dem Genuße des Opiums am stärksten war. Alle ohne Ausnahme liebten und fürchteten ihn. Er hatte eine Achtung gebietende Macht von hunderttausend Mann, zur Hälfte regulärer, zur Hälfte irregulärer Truppen, mittelst deren er dem großen Hindustan hätte Gejeze vorschreiben können. Er unterhielt jedoch stets das freundschaftlichste Einvernehmen mit seinen Nachbarn, den Engländern, und war auch den übrigen Europäern, besonders Franzosen und Italienern, die er zu Gouverneuren in den Provinzen machte, sehr geneigt. Seine Krankheit rührte, der Sage nach, von einer Erkühlung und von Uebermaß im Genuße des starken Weingeistes her. Besonders soll dieß von ihm im Winter vor Freude geschehen sein, als ihm der Generalgouverneur Ostindiens Lord Auckland in Lahore einen Besuch abstattete. Vielleicht hätte ihm im Beginne der Krankheit ein Brechmittel ersprießliche Dienste geleistet. Da aber die eingebornen Aerzte keine guten Brechmittel kennen, indem bei ihnen die Ipecacuanha und der Brechweinstein nicht im Gebrauche sind, sie ferner auch die mit dem Erbrechen verbundene, manchmal sehr heilsame Erschütterung fürchten, und anstatt das Erbrechen zu fördern, Abführmittel anwenden: so wird in vielen Fällen die Krankheit damit nur verschlimmert, wie es auch hier der Fall gewesen sein mag.

Es machte den schmerzlichsten Eindruck auf mich, daß mir die vielen Hindernisse, die sich meinen Wünschen entgegen stellten, nicht gestatteten, dem Maharadscha wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen, jenem Manne, von dessen Leben das Glück, der Friede und der Wohlstand des Landes abhing. Ein Jeder, dessen Blick etwas weiter, als gewöhnlich, in die Zukunft reichte, mußte bedauernd die gewaltige Krisis des Landes und das Zurückfluten einer Nation, die sich kaum gebildet und hervorgehoben hatte, mit Riesenschritten herannahen sehen.

Die erste und grauenvollste Trauerszene, der ich nach Rendschit-Sings

Tode als Augenzeuge bewohnte, war das Seti oder die lebendige Verbrennung der elf Frauen des Maharadscha mit dessen Leichnam. Es waren vier Rani's — eigentliche Frauen — und 7 Sklavinnen, die, vom Aberglauben geblendet und von der Hoffnung beseelt, mit ihrem Herrn und Gatten zugleich ins himmlische Paradies zu gelangen, Eine nach der Andern unerschrocken und todesmuthig den Scheiterhaufen bestiegen, sich rund um den Leichnam setzten, und mit schweren Rohrdecken, worauf Del gegossen wurde, verhüllen ließen. Dieß geschehen, wurde auf einmal von mehreren Seiten her unterwärts Feuer angelegt, so daß die armen Geschöpfe in Rauch und flammender Lohe erstickten, ehe sie noch einen Laut von sich zu geben im Stande waren. Zur Beurtheilung der Sitten der Hindus, und um keiner falschen Ansicht Raum zu geben, muß ich bei dieser Veranlassung die Bemerkung anführen, daß keine Frau zum Verbrennen gezwungen wird. Jede thut es freiwillig; und charakteristisch ist es, daß vornehmlich nur diejenigen mit dem Leichname ihres Mannes sich verbrennen, denen das Glück versagt war, Mütter zu werden, vielleicht, um das, was ihnen hier auf Erden nicht zu Theil wurde, an der Seite ihres verklärten Mannes in der andern Welt zu erreichen. Aber es ist nicht Sitte, daß sich Männer mit dem Leichname einer Frau oder eines andern Mannes verbrennen. Ungeachtet dessen wollte sich der Minister Radscha Dhyan-Sing gemeinschaftlich mit den Frauen Rendschit-Sing's dieser schrecklichen Ceremonie unterziehen. Da aber das Glück des Landes im gegenwärtigen Augenblicke einzig und allein von ihm abhing, so hielt man ihn gewaltsamerweise von diesem entseßlichen Entschlusse zurück. Rendschit-Sing hatte nämlich kurz vor seinem Ableben die Hand Dhyan-Sings in jene seines Sohnes, des Thronerben Karref-Sing, gelegt, und letzteren den ersteren als Minister anempfohlen, indem er die Unfähigkeit seines Sohnes zur Regierung wohl kannte, und wußte, daß er blödsinnig war. Hätte Karref-Sing den Rath und letzten Willen seines Vaters befolgt, und sich nicht durch seinen Vormund, den Serdar Tschet-Sing zu einem andern Entschlusse verleiten lassen; so wäre alles in bester Ordnung geblieben.

Bevor ich jedoch zur Erzählung der weitem folgenreichen Ereignisse in Lahore übergehe, will ich meinen geehrten Lesern, welche noch Näheres von der Verbrennungs-Ceremonie, die jetzt unter der englischen Regierung nur höchst selten hie und da, trotz des diesfälligen Verbotes, vorkommt, zu wissen wünschen, Nachstehendes mittheilen, was ich als Augenzeuge bei der oben nur kürzlich erwähnten Verbrennung der Frauen des Rendschit-Sing gesehen und beobachtet habe.

Am andern Morgen nach dem Hinscheiden des Maharadscha kam ich mit meinem Freunde dem Obristen Heinrich Steinbach, der gegenwärtig in Diensten des Maharadscha Gulab-Sing in Kaschmir sich befindet, vom Leich-

namt Mendischit-Singd in der Festung vom sogenannten Tacht (dem Ordnungspunkte) herab in den großen Hof, durch den wir gehen mußten, um bei Seiten einen Platz nahe am Scheiterhaufen zu erhalten, welcher zwischen den Ringmauern der Festung, in einem kleinen Gärtchen aufgeschlichtet war, weil der Zulauf der Menschen und das Gedränge in der Festung jede Vorstellung überstieg. Im großen Hofe erblickten wir Eine von den vier Rani's (Königinnen), die so eben zum erstenmale in ihrem Leben allein, zu Fuß und unverhüllt aus dem Harem heraus kam, und langsamen Schrittes zum Leichname ihres Herrn hinging, umgeben von etwa hundert Personen, die in einer Entfernung von etlichen Schritten sie geleiteten. Unmittelbar neben sich hatte sie einen Mann, der ein Kästchen trug, worin der Rest ihres Schmuckes sich befand, von dem sie Stück für Stück rechts und links als Geschenk vertheilte. Zwei bis drei Schritte vor ihr bewegte sich, rückwärts schreitend, und mit dem Gesichte gegen sie gekehrt ein Mann, der ihr einen großen Spiegel vorhielt, was deswegen geschehen soll, damit sie sich selbst überzeugen könne, daß ihre Gesichtszüge unverändert dieselben seien, und keine Angst sich in ihr rege. Bei Vertheilung der Schmucksachen machten Obrist Steinbach und ich unter uns die wohl nicht ungegründete Bemerkung, daß vielleicht auch wir etwas würden bekommen haben, wenn wir die Hände hingehalten hätten; allein wir glaubten, so etwas den ärmeren Leuten überlassen zu müssen, da wir obnehin uns guter Anstellungen erfreuten. Sonderbar, daß diese Rani eben dieselbe war, die Mendischit-Sing im ersten Jahre meiner Ankunft im Lande, seit welcher bereits 10 Jahre verflossen waren, in Radoun geheirathet hatte, und deren Hochzeitsfeier ich damals bewohnte. Sie war, wie wir bereits oben gemeldet haben, eine Tochter Semsartschend's, und hatte noch eine jüngere Schwester, mit welcher sich der Maharadscha zu eben der Zeit verheirathet und sie dann Beide mit nach Lahore gebracht hatte. Die Letztere soll während meiner Abwesenheit an der Auszehrung gestorben sein. Was die Erstere betrifft, so hatte ich sie, obwohl ich bei ihrer Hochzeit zugegen war, doch nicht sehen können. Erst bei ihrem letzten, schweren Gange zur Verbrennung kam sie mir zu Gesichte. Der Leichenzug nähete sich nun, begleitet von einigen Tausenden. Alles war zu Fuß, weil man in der Festung nicht weit zu gehen brauchte; nur die vier Rani's wurden paarweise in zwei offenen Tragseffeln, eine neben der andern sitzend, hinter dem Leichname einher getragen; ihnen folgten die sieben Sklavinnen haarfuß, von denen einige kaum 14 bis 15 Jahre alt schienen. Auch die Rani's waren ohne Fußbekleidung, schmucklos, und in einfache seidene Kleider gekleidet. Sie schienen gleichgültig und getrost der Katastrophe sich zu nähern, welche sie erwartete. Vielleicht klopften unsere Herzen beim Anblicke dieses Trauerzuges mehr als die übrigen bei dem Bewußtsein der sie erwartenden Verbrennung. Den

Leichnam Nendschit-Sings trug man in einer großen, leichten, zierlichen, schiff-
förmigen Bahre, worin der königliche Leichnam auf einem Brette lag, an wel-
ches er vermuthlich auf irgend eine Weise befestigt war. Die Segel des
Schiffes bestanden aus reichen Goldseidenstoffen (in der Landessprach Kimlab
genannt) und Kaschmirshawls. Die Menschenmasse trug das Schiff mit fast
allen Extremitäten des Oberleibes aus dem Innern der Festung bis zum Schei-
terhaufen, wo das Brett mit dem darauf befindlichen Leichnam herausgenommen,
auch auf die Erde gelegt wurde. An dieser Stelle, wo zuvor nur ein klei-
nes Gärthen war, befindet sich jetzt ein Semat, d. h. ein Denkmal, der kö-
niglichen Familie Nendschit-Sings, Karrel-Sings und Monehal-Sings, Va-
ters, Sohnes und Enkels mit ihren Frauen und Sklavinnen. Die kostbare
Verzierung des reich geschmückten Schiffes wurde der Plünderung des Vol-
kes dahin gegeben. Ueber den Leichnam und die mit ihm zu verbrennenden
armen Geschöpfe beteten sowohl die Braminen aus ihrem Schafte, oder dem
in der heiligen Sprache der Indier (dem Sanscrit) geschriebenen Buche, als
auch die Guru's, oder Priester der Sikhs aus ihrem Religionsbuche Grand-
sahab genannt. Ein stilles, nicht widerliches Wirbeln der Trommeln und
das betende Gemurmel des Volkes gaben der seltsamen Szene ein eigenes,
nur im Oriente denkbare, trauriges Gepräge. Der Scheiterhaufen selbst, der
sich hier den Augen der Zuschauer darbot, war aus gut getrockneten Hölzern,
worüber auch wohlriechende Aloestücke sich befanden, ungefähr in Manneshöhe,
aber in weit bedeutenderer Breite, ein Viereck bildend, aufgeschlichtet. Nach
vollendetem Gebete der Braminen und Gurus, welches beinahe eine Stunde
währte, bestiegen der Minister nebst mehreren Serdaren auf einer kleinen
Reiter die oberste Fläche des Scheiterhaufens, worauf als leicht entzündlicher
Brennstoff ziemlich dicht Baumwollsaamen gestreut war, und übernahmen den
ihnen von unten hinauf überreichten Leichnam ihres königlichen Herrn, wel-
chen sie ehrfurchtsvoll in der Mitte, so wie er auf dem Brette befindlich war,
zurecht legten. Hierauf bestiegen die Rani's sammt den Sklavinnen dem Range
nach eine nach der andern die verhängnißvolle Leiter, und der oben stehende
Minister beeilte sich durch Handreichung jeder derselben beim Besteigen des
Scheiterhaufens behilflich zu sein. Als sämmtliche Frauen mit Hilfe des Mi-
nisters und der übrigen Serdaren oben angelangt waren, nahmen sie ihre
Plätze bei dem Leichname ein, die Rani's zu Häupten desselben, die Skla-
vinnen zu dessen Füßen. Hier kauerten sie sich an dem Leichname zusammen
und verharrten in stiller Erwartung, bis eine starke, dicke Rohrdecke gebracht
wurde, welche die oben befindlichen, über die armen, dem schrecklichsten Tode
geweihten Geschöpfe ausbreitete, und mit Del begossen, worauf sie vom Schei-
terhaufen herabstiegen. Sobald das geschehen war, wurde, wie ich bereits
früher bemerkt habe, der Scheiterhaufen an allen Ecken in Flammen gesetzt,

und nur noch wenige Minuten, und die bedauernswerthen Opfer eines verabscheuungswürdigen religiösen Fanatismus hatten ausgelebt.

Unmittelbar nach der Leichenfeier Rendschit-Sings wurde der einzige rechtmäßige Sohn desselben, Karref-Sing auf den Gedi (Thron) gesetzt, der, wie bereits erwähnt, von Geburt aus blödsinnig, dazu auch noch ein starker Opiophag war, der zweimal des Tages durch Opiumgenuß sich betäubte, und dann den ganzen Tag fast besinnungsberaubt dafuß. Natürlicherweise konnte es unter der Regierung eines solchen Individuums nicht lange gut gehen, zumal da sein Vormund und Factotum, der Serdar Tschet-Sing, der unabhängiger Minister sein wollte, ein Nebenbuhler Dhyan-Sings war, und deshalb mit dem Gedanken umging, den Dhyan-Sing aus dem Wege zu räumen. Dieß sollte eines Morgens im Darbar geschehen. Zu diesem Ende hatte er bereits seine beiden neuerrichteten Bataillone, welche seine Leibgarde bildeten, in die Festung gezogen, wo er mit Karref-Sing wohnte, und alle Anstalten getroffen, in der Frühe vor der Ermordung Dhyan-Sings die Wachen an den 3 Thoren der Festung, welche dem Dhyan-Sing ergeben waren, zu wechseln, und durch seine eigene Anhänger zu ersetzen. Dieser Plan blieb indessen dem Dhyan-Sing kein Geheimniß. Er beeilte sich deshalb, diesem verrätherischen Anschläge zuvorzukommen, was ihm auch mit Hilfe des Kronprinzen Nonehal-Sing und einigen von den Serdaren nebst seinen beiden Brüdern und Anverwandten vollkommen gelang. Karref-Sing und Tschet-Sing wurden noch vor Anbruch des Tages in der Festung überfallen, und Tschet-Sing sammt allen seinen Verwandten und Anhängern in- und außerhalb der Festung zusammengehauen. Dieß war der Anfang des blutigen Trauerspiels im Pendschab, welches nur durch die Dazwischenkunft der Engländer beendet werden konnte.

Nach Tschet-Sings Ermordung übernahm der nunmehrige Kronprinz Nonehal-Sing die Regierung, und schickte seinen Vater in sein Haus in die Stadt, wo er sogleich zu kränkeln anfang, und mehrere Monate darnach seinem Vater Rendschit-Sing in's bessere Jenseits nachfolgte. Es ging allgemein die Sage, man habe ihn vergiftet: ja es wurde speziell die Art des hiezu verwendeten Giftes angegeben; allein ich glaub' es nicht. Nur so viel ist gewiß, daß von Seite des Kronprinzen eine große Vernachlässigung seiner stattgefunden hat, und daß diesem nicht im Mindesten daran lag, ob sein Vater dem Leben erhalten werde oder nicht. Deshalb überließ er ihn auch den Händen unvernünftiger Aerzte, die ihn auf eine Weise behandelten, von der man sich schwerlich eine Vorstellung wird machen können. Mich selbst hat man während seiner 9monatlichen Krankheit kein einziges Mal zu ihm gerufen, da ich doch von der Regierung als der einzige europäische Arzt förmlich angestellt war. Es ist zwar möglich, daß er mich verlangt hat; allein viel-

leicht hat es der Kronprinz nicht zugelassen, daß ich ihn behandle. Zuverlässig würde dieser sich auf eine andere Weise benommen haben, wenn er hätte ahnen können, daß er am Todestage seines Vaters gleichfalls werde sterben müssen. An dem Tage, wo der König Karref-Sing und sein einziger Sohn mit Tod abgingen, begab sich ein seltsames Ereigniß. Es ließ mich nämlich mit Tagesanbruch Mia Udum-Sing, der älteste Sohn des Maharadscha Gulab-Sing zu sich bescheiden, und gab mir den Befehlshaber seiner Gebirgsfußtruppen mit dem Versprechen in die Kur, mir, im Fall ich ihn bis Abends herstellen würde, ein Paar Shawls zu verehren. Mein neuer Patient konnte seit einigen Tagen keinen Urin lassen, und litt am Nierengries. Ich behandelte ihn nach bestem Wissen, und siehe da! er genas wirklich noch desselben Tages, während Udum-Sing aus dem Leben scheiden mußte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Als ich auf die Einladung Udum-Sings zum Besuche des Kranken eilte, welcher in der Wohnung des erstern sich befand, traf ich ihn in einem kleinen Stübchen des Hauses, aber schon nach Hindu-Sitte gleich einem Verscheidenden am Boden hingelegt, indeß Udum-Sing auf dem Bette des Kranken saß, wo er auch mir einen Platz neben sich anwies. Wir besprachen so eben den Zustand des Kranken, als plötzlich ein Bote mit der Nachricht uns überraschte, daß der Maharadscha Karref-Sing vor wenigen Minuten das Zeitliche gesegnet habe. Die Verbrennung des Leichnams fand noch den nämlichen Nachmittag statt. Mit demselben wurden auch drei seiner Frauen durch die Flammen verzehrt. Bei diesem gräßlichen Schauspiel, welches jedoch in seiner Art höchst merkwürdig ist, fand auch ich mich ein. Der Akt des Verbrennens geschah ganz auf dieselbe Art, wie ich oben jene Rendschit-Sings geschildert habe, und in der nächsten Nähe der Brandstätte des letztern. Als sich der Hof nach der Ceremonie des Verbrennens von seinen Sizen erhob, um sich zu Fuße an das Ufer des nahe an der Festung vorbeiströmenden Gewässers, welches einen Arm des Ramissus bildet, begab, um nach dem Landesgebrauche die Sünden abzuwaschen, kehrte ich zu meinem erwähnten Patienten zurück. Kaum bei ihm angelangt, erfuhr ich, daß man mich bereits allenthalben suche, indem ich auf Verlangen des Ministers schleunigst in den Festungsgarten (Hazaribagh) berufen werden sollte. Natürlich säumte ich nicht einen Augenblick, mich dort einzufinden, und traf den Minister bereits meiner harrend, der, sobald er mich erblickte, mir entgegen kam, mich an der Hand faßte, und mir bedeutete, daß es mit Mia Udum-Sing vorüber sei. Man denke sich mein Erstaunen, welches aber noch wuchs, als er mir erzählte, daß ein Stück der Festungsmauer auf ihn und den Kronprinzen herabgestürzt sei, und beide unter seinem Schutte begraben habe. Udum-Sing sei leblos aus demselben hervorgezogen worden; den Kronprinzen habe man zwar noch lebend, aber starf

beschädigt darunter gefunden. Mit diesen Worten führte er mich zu einem daselbst so eben aufgeschlagenen Zelte, wo, wie er mir sagte, ich den Prinzen sehen könne; schärfte mir aber dabei auf das Nachdrücklichste ein, mit Niemandem über den Vorfall ein Wort zu sprechen. Demzufolge ging ich mit ihm in das Gezelt; dort sah ich auf einem Bette den unglücklichen Prinzen mit zerschmettertem Haupte in einem Zustande liegen, dessen bloßer Anblick mich von der Vergeblichkeit jeder ärztlichen Hilfe überzeugte. Der Prinz war rettungslos dem Tode verfallen. Mit dieser Ueberzeugung trat ich sogleich, von dem Minister gefolgt, aus dem Gezelte, und sagte zu demselben, ohne daß es Jemand hören konnte: Hier ist für die Kunst nichts mehr zu thun, worauf er mir befohl, da stehen zu bleiben. Hierauf wandte er sich wieder gegen das Gezelt, betrat dasselbe, kam nach einigen Augenblicken wieder daraus hervor, trat an mich heran, und fragte mich mit lauter Stimme, so, daß es alle Anwesenden, die neugierig horchten, vernahmen, ob man dem Kour-Sahib (Kronprinzen) die Suppe geben dürfe, welche er verlangt habe, worauf ich mit Beziehung auf das englische Sprichwort: *He is in need of parsley* (er bedarf des Petersils, d. h. es ist aus mit ihm), ironisch erwiderte: Ja wohl! mit etwas Petersil. Man sieht, daß es dem Minister hauptsächlich darum zu thun war, den Tod des Kronprinzen für den Augenblick zu verheimlichen, um so schnellig als möglich alle nöthigen Anstalten zu treffen, damit die Ruhe des Landes auf keinerlei Weise unterbrochen werden könne; und dieses gelang ihm auch so vollkommen, daß 3 Tage lang kein Mensch den Tod des Prinzen auch nur von ferne ahnete. Diese Zwischenzeit benutzte der Minister dazu, den Schir-Sing, Neudschir-Sing's vorgeblichen Sohn, herbeizurufen, um ihn auf den Thron zu erheben. Zu gleicher Zeit aber hatten die Anhänger des verbliebenen Kronprinzen, seine Mutter, die Rani Tschendkour, eingeladen, so schnellig als möglich herbeizueilen. Beide erschienen fast zu gleicher Zeit am dritten Tage, nur Schir-Sing um ein Geringes später als die Rani, welche bereits den Platz in der Festung eingenommen hatte. Aus diesem Grunde sah sich Schir-Sing genöthigt, sein Lager im Garten Hazuribagh aufzuschlagen. Nun erst, als Beide schon am Plage waren, wurde der Tod des Kronprinzen öffentlich bekannt gemacht und zur Verbrennungsfeier desselben geschritten, was neben dem Orte geschah, wo sein Vater und Großvater verbrannt worden waren. Mit seinem Leichnam wurden zwei hübsche junge Frauen ein Opfer der Flammen. Eine Sklavin, kaum noch zwölf Jahre alt, hielt Schir-Sing von dem gleichen Entschlusse zurück, weil sie für das Sati noch nicht reif sei.

Nun wäre es an der Zeit gewesen, eine sorgfältige Untersuchung anzustellen, ob der Herabsturz der Rani, durch welchen Konehal-Sing und Udum-Sing zerschmettert wurden, ein bloßes Werk des Zufalls oder die ab-

sichtliche That verruchter Bösewichte gewesen sei. Allein wider alles Vermuthen fand es Niemand der Mühe werth, auf eine derlei Untersuchung einzugehen, und man hielt das Ereigniß im Allgemeinen für eine Strafe Gottes, indem der Kronprinz seinen Vater beseitigt und seinen Tod, wenn auch nicht unmittelbar veranlaßt, doch wenigstens mittelbar herbeigeführt hatte. Das Unterbleiben dieser Untersuchung mag wohl den Hauptgrund abgeben, daß die Engländer noch heutiges Tages den Glauben hegen, der Tod Ronehal-Sings sei durch ein geheimes Verbrechen Dhyan-Sings erzielt worden, indem dieser, ihrer Ansicht nach, von außergewöhnlichem Ehrgeize und zügelloser Herrschsucht gestachelt, in dem Kronprinzen nur ein Hinderniß seiner weit-aussehenden, finstern Pläne erblickt habe. Ich, der ich doch selbst mitten im Lande lebte, Augenzeuge von Allem war, und mit Dhyan-Sing längere Zeit in naher Berührung stand, daher oft Gelegenheit hatte, einen Forscherblick in sein Inneres zu werfen, kann mich schlechterdings nicht dieser Ansicht anschließen, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens: Hätte er gewiß das Leben seines Neffen Udum-Sing, dem er besonders zugethan war, zu schonen gesucht, und dem Kronprinzen einen andern Führer beigegeben, gewiß aber sich selbst von dem Kronprinzen und seinem Begleiter etwas mehr in der Ferne gehalten; denn er konnte ja unmöglich den Moment des Herabsturzes der Mauer und den Platz, auf welchen sie fallen mußte, völlig genau berechnen, wovon schon das ein Beweis ist, daß er von einem der herabstürzenden Backsteine sehr hart auf den Arm getroffen wurde, und dadurch einen blauen Fleck erhielt, den ich selbst gesehen und behandelt habe. Zweitens: Hätte er ohne Zweifel dafür Sorge getragen, daß Schir-Sing, den er auf dem Throne haben wollte, auch schon in der Nähe gewesen wäre, wodurch er sich die Verlegenheit erspart haben würde, das Ableben des Kronprinzen drei Tage lang geheim zu halten; und welche Berathschlagungen fanden nicht täglich zweimal durch zwei Wochen in der Festung Statt, bis man sich endlich entschloß, der Rani Tschendfour, Ronehal-Sings Mutter, den Vorzug zu geben, und sie auf den Thron zu setzen, auf welchem sie sich indessen nicht lange zu behaupten vermochte! Weit natürlicher scheint es, daß es die Anhänger Karrel-Sings und Tschet-Sings gewesen sind, die dem Kronprinzen nach dem Leben strebten, weil er die Absicht kund gab, sie zu strenger Rechenschaft zu ziehen, indem sie seinen Vater während der Zeit seiner langwierigen Krankheit auf die unverschämteste Weise betrogen und bestohlen hatten. In dieser Beziehung war es auch gar kein Geheimniß, daß Kour Ronehal-Sing gleich nach der Verbrennungsfeier seines Vaters sieben Häuser in der Stadt aus diesem Grunde sperren lassen wollte.

Während der zweiwöchentlichen Berathschlagungen der Serdars in der Festung hatte die Rani Tschendfour einen Versuch auf das Leben Schir-Sings

im Sinne. Dhyan-Sing erfuhr es jedoch bei Zeiten, und warnte seinen Schützling. Schir-Sing verzog dieses nicht, und als er später die Fäden der Regierung in die Hand nahm, da traf es sich, daß während seiner Abwesenheit von Lahore die Sklavinnen Tschendlours ihrer Herrin während des Nachmittagschlafes den Kopf mit einem Ziegelsteine einschlugen. Dhyan-Sing schritt in Abwesenheit Schir-Sings sogleich gegen die Mörderinnen ein, ließ ihnen auf öffentlichem Plage vor dem Kotoali (Polizeiamte) Nasen, Ohren und Hände abschneiden, und sie voro Stadthor hinaus schaffen. Da sie jedoch die Zungen noch unversehrt behalten hatten, so sagten sie aus, sie hätten nur nach dem Verlangen Schir-Sings gehandelt, der ihnen als Belohnung dafür ein Dschaghir (Landgut) versprochen hätte. In Folge dessen wurden sie auf die andere Seite des Namisflusses transportirt. Was da ferner mit ihnen geschehen ist, habe ich niemals erfahren können.

Die Sibltruppen waren gewohnt, öfters vor ihrem Monarchen oder dem Kronprinzen die Revue zu passiren, bei diesem Anlasse Belobungen zu erhalten und beschenkt zu werden. Das hatte unter Tschendlours Regierung aufgehört. Sie ließ sich nur vor wenigen Vertrauten sehen, und bloß ihre Minister und nächsten Rathgeber lenkten das Staatsschiff, welches aber überaus schlecht sich fortbewegte, indem Jeder von ihnen nicht das Wohl des Ganzen, sondern nur seinen eigenen Vortheil berücksichtigte. Dadurch entstand, wie leicht begreiflich, im Verlaufe der Zeit eine allgemeine Unzufriedenheit. Der Minister Dhyan-Sing, dieß gewahrend, stellte sich an, als ob er mit seinem jüngeren Bruder Eutscher-Sing auf einige Tage in seine heimathlichen Gebirge sich begeben und dort zur Erholung dem Jagdvergnügen sich überlassen wollte. Dieß war aber nur ein Vorwand, indem er seine Entfernung dazu benutzte, den Schir-Sing herbeizuholen, dem sogleich sämmtliche Truppen zufielen.

Bei dieser Gelegenheit erbaute man sich an orientalischer Politik! Dhyan-Sings ältester Sohn Hirc-Sing und dessen ältester Bruder Gulab-Sing waren von der Partei der Rani. Sie schlossen sich mit ihr in die Festung ein, welche fünf Tage lang gesperrt blieb, und drei Tage und drei Nächte lang ununterbrochen aus Kanonen beschossen, und mit Bomben beworfen wurde. Erst dann, als man einen Sturm auf sie vorbereitete, und sie wahrscheinlich würde genommen worden sein, ergaben sich die Eingeschlossenen unter folgenden Bedingungen: Die Rani sollte fortan in der Festung wohnen; es sollte ihr ein angemessenes Dschaghir (Landgut) zu ihrem Unterhalte angewiesen werden, und der Garnison, die aus zwei Bataillonen Gebirgsleuten, Gulab-Sings Truppen bestand, sollte der freie Abmarsch gestattet sein. Ihr Abmarsch geschah in der dunklen Nacht, und sie konnten Alles, was ihnen beliebte, mit sich nehmen, indem Gulab-Sing die Festung, worin sich auch die Schatzkammer befand, durch volle fünf Tage in seiner Gewalt hatte. Die

Gebirgstruppen wurden einstweilen auf die andere Seite des Namiflusses gewiesen, bis Schir-Sings Krönung Statt gefunden hätte, wobei durch Dhyan-Sings und Sutschet-Sings Vermittelung Gulab-Sing und Hirc-Sing mit Schir-Sing wieder ins beste Einvernehmen gesetzt wurden, die nun wie ehe und vor die einflussreichsten Personen am Hofe vorstellten. Dieß das Ende dieses Bürgerzwistes, der auf eine ganz entgegengesetzte Weise, jedoch in eben dem Sinne, zu Gunsten der Radscha-Familie würde ausgetragen worden sein, wenn die Partei in der Festung die Oberhand behalten hätte. Nach dieser Ausgleichung zogen sich die betreffenden Personen unverweilt mit ihren schätzbeladenen Truppen ins Gebirge zurück. Schir-Sing hatte sich indessen der Unmäßigkeit im Trunke ergeben, und liebte es besonders, sich im Champagner zu berauschen. Die Eintracht zwischen ihm und Dhyan-Sing hatte in Bälde ihre Grenze erreicht, und sie begannen sich gegenseitig auf das Erbittertste zu hassen. Serdar Adschet-Sing und sein Oheim Lena-Sing, welche der Sendeval'schen Familie entstammten, mithin Anverwandte Rendschit-Sings waren, und als zur Partei der Rani gehörend, gegen Schir-Sing und Dhyan-Sing gekochten hatten, mußten sich auf eine so schlaue Weise zu benehmen, daß sie sich — nach dem Gesagten kaum begreiflich — in das volle Vertrauen beider einzuschleichen wußten, welches sie, ohne daß weder Schir-Sing noch Dhyan-Sing das Geringste davon ahneten, mit teuflischer Bosheit dazu benützten, den Einen mittelst des Andern zu verderben. Zu diesem Ende setzten sie sich mit Schir-Sing ins Einverständnis, den Dhyan-Sing zu ermorden; zu gleicher Zeit aber spannen sie mit Dhyan-Sing die nämliche Intrigue zum Untergange Schir-Sings an. Beiden, nämlich dem Schir-Sing und Dhyan-Sing war es nichts weniger als unbekannt, daß die Sendeval'schen sich insgeheim zum Kriege rüsteten, Pulvervorräthe herbeischaffen und Kugeln gießen ließen, u. dgl. m. Ja, Schir-Sing wurde sogar von einigen wohlmeinenden Freunden mehrmals gewarnt; allein erkehrte sich nicht daran, und ließ sie mit unbegreiflicher Sorglosigkeit gewähren. Der Eine dachte, daß es dem Andern gälte, und doch galt es am Ende Beiden, aber so, daß das alte Sprichwort: Wer dem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, hier buchstäblich in Erfüllung ging; denn auch Adschit-Sing und Lena-Sing hatten sich durch dieß Benehmen ihr eigenes Verderben bereitet.

Schir-Sing pflegte täglich Musterung über seine Truppen zu halten. Bei einer solchen Gelegenheit, als er nämlich im königlichen Garten Schabla-hore die Sendeval'schen Truppen die Revue sollte passieren lassen, zu welchem Behufe er in einem Zimmerchen am Fenster saß, reichte ihm Adschit-Sing gleichsam als Nazerana (Geschenk) einen geladenen Karabiner hinauf, mittelst dem er ihn in eben dem Augenblicke, als er ihn anfassen wollte, durch den Kopf schöß. Adschit-Sings Leute, die zur Musterung vor dem Fenster auf-

gestellt waren, gaben zu gleicher Zeit eine Salve durch das Fenster auf die den Schir-Sing zunächst Umgebenden, eilten dann hinauf und schnitten ihm den Kopf ab. Zufälligerweise befand ich mich gerade in der allernächsten Nähe der grausen Szene, nicht weiter, als zehn Schritte vom Zimmerchen entfernt, worin er seinen gewaltsamen Tod fand, und kaum waren noch fünf Minuten verfloßen, als er außerhalb desselben unter einem Baume gewesen war, wo ich ihn gesprochen hatte. Es war nämlich von mir auf Verlangen Dhyau-Sings in meiner neu errichteten Pulverfabrik ein Modell nach europäischer Art mit Rädern und großen Rührkeinen, die eine Maschine mit vier Paar Büffelschfen in Bewegung setze, angefertigt worden. Schir-Sing hatte dieselbe vier Tage vor seinem Ende an einem Sonntage besichtigt, und darüber sich so befriedigt gezeigt, daß er mir nebst zwei Paar Goldspangen, die er mir an Ort und Stelle eigenhändig anlegte, 500 Rupien (500 G. R.) als Zulage zu meinem ordentlichen Monats-Gehalte von 900 Rupien ansetzte. Da dieses Versprechen nur mündlich geschehen war, so ging ich, um dieselbe eine schriftliche Anweisung zu erhalten, tagtäglich in den Darbar, und befand mich demnach gerade an dem unglücklichen Donnerstage bei ihm, wo er gemordet wurde. Während dieses hier vorging, ermordete Lena-Sing, Adschit-Sings Oheim, unsern davon in einem Garten den Kronprinzen Pertab-Sing, einen Knaben von 12 Jahren, und das in eben dem Momente, als das unschuldige Opfer der Parteiwuth mit Braminen, Däsen, Geheten, Almsfeuertheilungen u. dgl. sich beschäftigte. Denn es war ein sogenannter Sauftrat-Tag, der erste im Hindumonat, wo dergleichen religiöse Ceremonien in der Regel vorgenommen werden. Er wurde schonungslos mit dem Säbel zusammengehauen. Sein Vormund Bai Gurmeh-Sing, wie auch Wiser Beliram, der erste Schatzkammerer, und noch mehrere Andere, die an diesen Grenelibaten Antheil genommen hatten, durften nicht lange auf ihren Lohn dafür warten. Von Schablahore eilten die Mörder der Festung zu. Unterwegs trafen sie den Dhyau-Sing, welcher im Begriffe war, sich nach Schablahore zu begeben, und benachrichtigten ihn, daß die That schon geschehen sei, worauf sie ihn mit sich in die Festung führten, vergeblich, damit er den kleinen Dhelib-Sing, Rendschit-Sings jüngsten Sohn, auf den Thron setze. In der Festung angelangt, erschossen sie auch ihn, hieben seinen Leichnam in Stücke, schlossen sich mit ihren Leuten in die Festung ein, und ließen unter Trommelschlag in der Stadt den Dhelib-Sing als König und Adschit-Sing als seinen Vezir proklamiren. Radscha Htre-Sing, Dhyau-Sings Sohn, der sich im Freien befand, wußte sich die Gunst der regulären Truppen durch seine Wohlredenheit und glänzende Versprechungen zu erwerben, so zwar, daß sie sich bereit erklärten, ihm zu folgen. Als er sich auf diese Art der bewaffneten Macht versichert hatte, rückte er um Mitternacht in die Stadt, cernirte die Festung

und begann nun sie förmlich zu belagern. Der Donner der Kanonen dauerte 12 Stunden lang bis Mittags des folgenden Tages, wo die schwache Garnison beinahe schon widerstandsunfähig war. Als Hire-Sing dies bemerkte, gab er das Signal zum Sturm. Ein spanischer Obrist Namens Gurbon, der in Diensten der Sikhs stand, war einer der ersten auf den Zinnen der halb zertrümmerten Festungsmauer. Denen, die ihre Waffen ablegten, wurde nichts Leidens gethan; nur die Häuptlinge Adschit-Sing, Lena-Sing, Bai Gurnel-Sing, Misser Beliram u. s. w. verfielen der gerechten Strafe des Todes. Adschit-Sings Kopf wurde dem Hire-Sing als Trophäe überreicht, dessen Körper aber, so wie jener seines Oheims Lena-Sing, vor den Stadthören zur Schau aufgehängt. Wer hätte damals denken können, daß es dem Hire-Sing in kürzester Frist auch nicht besser gehen werde!

Mit dem Leichname Dhyan-Sings verbrannten sich, als man ihn aus der Festung herausbekommen hatte, dreizehn Weiber, Frauen und Sklavinnen. Da Hire-Sing in der Umgebung Rendschit-Sings, ja gleichsam, um mich einer Hyperbel zu bedienen, in dessen Schooße aufgewachsen war, viel Wig und Geist besaß, eine sehr gute Erziehung gehabt hatte, vollkommen lesen und schreiben konnte, und mit den Truppen vortrefflich umzugehen verstand, was er seinem Vater abgelernt hatte; so befand sich an der Seite des 8jährigen Königs ein junger 25jähriger Minister, der weit längere Zeit sich in seiner erhabenen Stellung hätte behaupten können, wenn er nicht in einer so großen Abhängigkeit von seinem ehemaligen Vormunde, den er als einen Abgott betrachtete, gestanden wäre. Dieser Vormund war ein fanatischer Bramine aus dem Gebirge, Dschele-Pindet geheißen, der mit seinen astrologischen Träumen und Wahrsagereien den Hire-Sing häufig zu falschen Schritten verleitete, worunter natürlich die Verwaltung des Landes litt. Er that im Grunde genommen nur das, was ihm gefiel, und rieth nur zu dem, was seinen verschrobenen Ideen zusagte. Dadurch entstanden allmählig so viele Verwirrungen, und in Folge derselben solch eine allgemeine Unzufriedenheit, daß man am Ende es für nöthig erachtete, den Dschele-Pindet von seiner Seite zu entfernen. Die Truppen selbst, den Oheim des Königs an der Spitze, verlangten dringend dessen Auslieferung, wozu sich aber Hire-Sing schlechterdings nicht verstehen wollte. Dies gab Veranlassung zur Flucht des letzteren mit seinem Vormunde auf schäbebeladenen Elephanten. Sie waren aber kaum einige Meilen von der Stadt entfernt, und im Begriffe ihre Flucht jenseits des Rawisflusses ins Gebirge fortzusetzen, als ihre Verfolger sie einholten und, während sie so eben in einem kleinen Dorfe abgestiegen waren, um daselbst etwas der Ruhe zu pflegen, mit Uebermacht überfielen. Trotz der muthigsten Gegenwehr von Seite Hire-Sings und seines Gefolges, wobei das Dörfchen ein Raub der Flammen wurde, mußte er endlich sammt allen den Seinigen den-

nach unterliegen. Unter den bei diesem traurigen Ereignisse Ungekommenen befand sich auch ein Sohn des Maharadscha Gulab-Sing, dessen Kopf zugleich mit den Köpfen Hre-Sings und Dschelo-Pindets als Siegeszeichen nach der Stadt zurückgebracht wurde.

Dem genauen Beobachter des Verlaufes der damaligen politischen Begebenheiten kann es, bei genauerer Betrachtung derselben, unmöglich entgangen sein, daß bei diesen Parteizwisten unendlich viel Menschenblut hätte erspart und unsägliches Unheil vom Lande abgewendet werden können, wenn die Sichts genug Scharfblick besessen hätten, statt die Partei Hre-Sings zu ergreifen, sich an Adschit-Sing anzuschließen und für dessen Sache einzustehen. Würde Hre-Sing in diesem Falle, wie es unter solcher Voraussetzung auch nicht anders kommen konnte, von ihnen fest genommen worden sein; so hätten sie dadurch nicht nur jedem ferneren Streite vorgebeugt, sondern sich auch in den Besitz der ungeheuren Schätze gesetzt, über welche Hre-Sing verfügen konnte. Allein, wenn irgend jemals, so bewährte sich hier das bekannte lateinische Sprichwort: *Quem Deus vult perdere, prius dementat*.

Da sich nun in meiner Erzählung der allgemein wichtigen Begebenheiten gerade ein Aushergeläch darbietet, so will ich für diejenigen meiner Leser, welche an meinen Schicksalen lebhaftern Antheil nehmen, noch meine Rettung aus den Umgebungen jenes Scharplazes, wo die Gräueltaten vorgingen, deren unwillkürlicher Zeuge ich war, in einem kleinen Bildchen entwerfen. Als das Getöse der abgefeuerten Gewehre zuerst in meine Ohren drang, und ich gewahrte, daß Alles rings herum in Aufregung gerieth und zu den Waffen griff, da merkte ich wohl, daß es hier nicht mehr recht geheuer sei, und etwas Bedeutendes vorgehe. Deshalb sah' ich mich schnell nach der Stelle um, wo ich außerhalb des Gartens mein Pferd sammt meinen Dienern zurückgelassen hatte. Sie waren noch, meiner harrend, an derselben Stelle, was ich leicht sehen konnte, weil sie von mir nur durch eine niedrige Gartenmauer und einen schmalen Graben getrennt waren. Ich eilte also im schnellsten Laufe darauf zu, übersprang jene Mauer und den Graben, und gelangte so ungefährdet zu den Reutigen. Daß es ein großes Glück für mich war, gerade diesen Weg für mein Entkommen gewählt zu haben, sah' ich erst dann recht deutlich ein, als mir meine Leute mit Schrecken erzählten, daß beim großen Ausgangsthore die Angeln rings herum geschlossen wären, weshalb sie mit ungeheurer Besorgniß mich in der Nähe des Thores erwartet hätten. Somit hatte ich in diesem kritischen Momente durch einen schnellen Entschluß mein Leben gerettet.

Dies Wenige von meiner Person. Und nun weiter zur ferneren Erzählung! Zu Schit-Sings Zeiten waren wir etliche und zwanzig Europäer, größtentheils französische und auch einige englische Offiziere, in Diensten der

Lahore'schen Regierung. Und es hieß allgemein, daß wir nach und nach eine eigene Colonie allda bilden würden. Dschele-Bindet schickte jedoch, angeblich aus ökonomischen Gründen, in der That aber aus Religionsfanatismus, Einen nach dem Andern von uns weg, so, daß zuletzt nur noch ich und der Spanier Furbon übrig blieben. Aber auch mich traf zuletzt mit allen früheren ein gleiches Schicksal. Dessen ungeachtet blieb ich noch immer in der Stadt zurück, obwohl ich vorsichtshalber mich zur alsbaldigen Abreise bereit hielt, und deshalb, um durch nichts daran gehindert zu sein, meine Effekten um einen Spottpreis hintan gegeben hatte. Ich that dieß, weil ich theils von Freunden darauf aufmerksam gemacht, theils von selbst es einsehend, daß eine solche Mißregierung unmöglich lange bestehen könne, dasjenige, was sich wahrscheinlich in der nächsten Zukunft begeben würde, im Voraus berechnete. Daß man in Lahore bald die Köpfe der jetzigen Machthaber im Triumphgepränge sehen würde, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Und siehe da! meine Vermuthung hatte mich nicht getäuscht. Die Fanatiker, die Akali's (Unsterbliche), oder mit andern Worten: das Räubergesindel, die Rahengs, ließen bald darnach den Kopf Dschele's in Lahore und Umritt für uns Geld sehen. Das ist der Schurke, hieß es, der den jungen Hire-Sing dazu bewogen hat, seinen Oheim den braven Radscha Sutschet-Sing umzubringen, wozu er eine Armee von 20,000 Mann brauchte, obgleich dem Angegriffenen nur etliche 40 entschlossene Gebirgsleute beistanden. Dieses Ereigniß begab sich in einer kleinen Moschee, eine deutsche Meile weit von der Stadt Lahore. Er, dieser Abgott Hire-Sings, labalirte als ein entschiedener Fanatiker gegen den hohen Priester der Sikhs, den Guru Baba Bir-Sing. Unter dem Vorwande, daß der heilige Mann mit den Rebellen und Flüchtlingen, die er um sich habe, einverstanden sei, das Land den Engländern zu überliefern, spornte er den jungen Minister an, einen Theil seiner Armee an den Aufenthaltsort desselben zu entsenden, um die Rebellen und Flüchtlinge gefangen zu nehmen. Bei dieser Expedition wurden in dem dadurch herbeigeführten Getümmel der Guru nebst vielen Kühen und Ochsen (geheiligten Thieren der Hindus und Sikhs) und einer Anzahl armer Leute, die durch die Mildthätigkeit des eben genannten ihren Lebensunterhalt erhielten, theils niedergeschossen, theils in den nahen Fluß Setludsch bei Hariki Patan getrieben, worin sie elendiglich ertranken. Unter den Gefallenen befand sich auch Kaschmire-Sing, ein Sohn Rendschit-Sings, welcher aus der Festung Sialkut, die ihm und seinem Bruder Bischauer-Sing ihr Vater als Apanage bestimmt hatte, durch Hire-Sing und Dschele Bindet widerrechtlich vertrieben worden war.

Dschele hatte dem Könige Dheilb-Sing mit seiner Mutter Kani Tschenda und seinem Oheime Dschowahar-Sing die Civilliste so sehr geschmäleret, daß



Ram Tschenda



Maharadscha Dhehib-Sing.



Serdar Ischowahar-Sing.



Radscha Lal-Sing.

sie nicht mehr ihrem Stande gemäß leben konnten. Dieß veranlaßte den Bruder der Rani, Dschowahar-Sing, den Dhelib-Sing auf einem Elephanten aus der Stadt zu entführen, und ihn seine Zuflucht zu den Truppen des General Avitabile nehmen zu lassen. Allein der Entführer wurde statt eines freundlichen Empfanges vom kommandirenden General Riffer Dschodaram (einem Braminen und Schwiegervater des Dschele) mit einer Maulschelle begrüßt, und zugleich mit dem Könige in Haft gebracht, wofür aber Dschowahar-Sing, als er im Verfolge der Zeit Bezirk geworden war, den Dschodaram nur durch Abschneidung der Nase bestrafte. In der Stadt Lahore hieß es, Dschowahar-Sing habe den Dhelib-Sing nach Ferozpur hinüber zu den Engländern führen wollen. Mit der ersten Frühe ritt Hire-Sing hinaus, und brachte beide Flüchtlinge zurück. Dem Dhelib-Sing wurde, dem Herkommen gemäß, eine Begrüßungsalve von einigen hundert Kanonenschüssen entgegen gedonnert, und er wieder seiner Mutter in die Festung übergeben. Dschowahar-Sing wurde in den Kerker geworfen. Dschele-Pindet hatte sich mit einer Witwe Schir-Sings in ein zärtliches Verhältniß verwickelt. Er versprach ihr deshalb, den Dhelib-Sing zu ermorden, und ihrem Sohn als rechtmäßigen Thronerben zur Herrscherwürde zu verhelfen. Da die Sache indeß nicht so geheim betrieben werden konnte, daß sie nicht auch unbetheiligten Personen zu Ohren gekommen wäre, so wird man es ganz natürlich finden, daß auch die Rani Tschenda von diesem schlan abgekarteten Plane Wind bekam. Dieß war hinlänglich, ihn schon im Entstehen zu vereiteln. Denn Weiberlist geht über Alles, zumal wenn es sich um die Vertheidigung ihrer Interessen handelt. Sie trachtete zuvörderst, den Schatzkammerer Kal-Sing für sich zu gewinnen, und — es gelang ihr. Wer hätte das von einem Manne glauben sollen, der seine ganze glänzende Stellung dem Radscha Dhyan-Sing zu verdanken, mit Hire-Sing immer zusammen gelebt, und mit ihm gleichsam einen Bruder-Bund geschlossen, ja mit welchem er stets die innigste Verbindung unterhalten hatte, mit dem sogar Dschele-Pindet einst die Turbane wechselte, und Bruderschaft schloß! Und doch spielte er dießmal den Verräther an seinen Freunden, und stand der Rani mit Rath und That nach besten Kräften bei. Zuerst veranlaßte er die Befreiung ihres Bruders Dschowahar-Sing; dann gab er ihm die nöthigen Geldmittel, mit denen er vor allem Andern die Nahengs an sich zog, die ihn aus der Stadt hinaus brachten. Unmittelbar darauf gelang es ihm, auch eine bedeutende Anzahl der regulären Truppen auf seine Seite zu bringen. An der Spitze dieser seiner Anhänger erschien er am folgenden Morgen auf dem Exercierplatze vor der Festung, und verlangte vom Hire-Sing die Auslieferung des Dschele-Pindet. Da nun Hire-Sing sich hiezu durchaus nicht verstehen wollte, und, bei der Unmöglichkeit, für den Augenblick den Empörern mit Kraft entgegen zu treten,

mit einem Sohne Gulab-Sings, Namens Mia Son-Sing, und seinen Anhängern den Gebirgsleuten im Gefolge Dschele's die Flucht aus der Stadt über den Rawi ergriff: so wurde ihm die ganze Armee der Sihl's entfremdet, und zwar dergestalt, daß ihm diese, und sogar diejenigen; die zuvor seine besten und vertrauesten Freunde gewesen waren, nachstellten; und als sie ihn und sein Gefolge erreichten, Alles was ihnen aufstieß zusammen schossen und niedermetzten. So kamen Kal-Sing und Dschowahar-Sing mit ihren Trophäen, aus 5 Köpfen bestehend, zur Mittagszeit siegreich in die Festung zurück, während das nachgeeilte Räubergefindel sich beutelustig in die Schätze theilte, welche die Fliehenden mit sich genommen hatten. Da nun Jedermann herbeieilte, sein Geschenk (Nazerana) darzubieten, und seine Glückwünsche auszudrücken, so that ich dergleichen, und wurde vom Dschowahar-Sing, welcher statt Hira-Sing Minister geworden war, nicht nur mit freundlichem Lächeln empfangen, sondern bekam auch auf der Stelle wieder meine vorige Anstellung als Arzt und Aufseher der Pulverfabrik und Büchsenfabrikerei, mit demselben Gehalte, wie früher.

Auch Dschowahar-Sing genoß nicht lange seiner neuen Würde. Er mit der berühmten Sklavin Mangela bildete die eine Seite der Opposition, während Kal-Sing mit der Rani Tschenda auf der anderen Seite jenem ersten Paare gegenüber stand. Von Beiden hing die Leitung der Regierung ab, welche bei entgegengesetzten Ansichten unmöglich harmonisch sein konnte. Ein angeblicher Sohn Rendschit-Sings, Pischauer-Sing, ein Bruder des mit dem Guru (Hohenpriester) getödteten Kaschmir-Sing, hatte, in der Absicht, einen Aufstand gegen die bestehende Regierung zu erregen, die Festung Attol genommen, weshalb ihn Dschowahar-Sing mit Versprechungen aller Art herauslockte, und heimlicher Weise umbringen ließ. Die Truppen jedoch, worunter er viele Anhänger zählte, erfuhren es und erschossen aus Rache dafür den Dschowahar-Sing auf seinem Elephanten. — Dschowahar-Sing wußte wohl, was die Truppen mit ihm vorhatten. Er konnte sich deshalb nur sehr schwer entschließen, die Festung zu verlassen, und sich in das Lager der Truppen zu begeben, wohin man ihn verlangt hatte.

In den letztern Zeiten der Regierung Dschowahar-Sings lebten wir in den mißlichsten Verhältnissen. Es herrschte damals weder Gerechtigkeit noch Ordnung und Sicherheit. Die Soldateska, jeglicher Disciplin baar, that was sie wollte. Wenn z. B. ein Soldat im Bazar eine alte Schuld zu fordern hatte, so nahm er sie gewaltsam mit zehnfachen Interessen. Im Lager von Mia Mir, welches eine deutsche Meile von Lahore entfernt ist, hatte man einen falschen Bericht erhalten, daß ich einige englische Spione bei mir im Hause verberge, die mit Dschowahar-Sing einverstanden wären, das Land den Engländern zu überliefern. Ich hatte jedoch nur den Obristen Mouton

bei mir im Hause, der vor nicht Langem aus Frankreich zurückgekehrt war, um sich neuerdings um eine Anstellung zu bewerben. Zuweilen besuchte mich auch der Spanier Hurbon und Saint-Amand ein Maler, zwei Personen, welche damals nebst mir die einzigen Europäer in Lahore waren. Eines Tages vertrauten mir einige Soldaten, die ich ärztlich behandelte, und mir freundlich gesinnt waren, daß die Truppen beschlossen hätten, wenn Dschowahar-Sing diesen Nachmittag nicht aus der Festung ins Lager heraus käme, ihn in derselben zu überfallen und zu ermorden; zugleich läge es auch in ihrer Absicht mein Haus zu plündern, indem es hieße, ich hätte darin englische Spione verborgen, welche mit dem Dschowahar-Sing wegen Uebersieferung des Landes an die Engländer übereingekommen wären. Sie gaben mir deshalb den wohlmeinenden Rath, Alles, was ich von Werth besäße, bei Zeiten in Sicherheit zu bringen. Erst wie Dschowahar-Sing erfuhr, daß man die Trommeln zu rühren begonnen habe, und daß die Truppen in vollem Marsch gegen die Stadt und Festung zu begriffen seien, entschloß er sich, heraus zu kommen, was für mich und die ganze Stadt ein großes Glück war; denn im entgegengesetzten Falle wäre ganz Lahore zweifelsohne geplündert worden. Als er die Festung verließ, saß er auf einem Elephanten, den kleinen Dheilib-Sing vor sich auf dem Schooße haltend. In seinem Hoda (Sessel) befanden sich eine große Anzahl mit Gold und Silber gefüllter Säcke. Wahrscheinlich glaubte er damit sein Leben erkaufen zu können, allein er täuschte sich. Ihm folgten auf mehreren Elephanten die Rant und die Wangela, nebst einigen andern Sklavinnen. Als der Zug im Lager anlangte, nahm man ihm zuerst den kleinen Dheilib-Sing vom Schooße weg, und schickte ihn mit seiner Mutter in das für den Hof besonders aufgeschlagene königliche Zelt. Kaum war dieß geschehen, als man den Dschowahar-Sing auf seinem Elephanten ohne weitere Umstände zusammenschloß, ein Leos, welches auch seine beiden Vertrautesten, den Baba Koten-Sing und Tschata-Pete, traf, die vergeblich zu Pferde zu entkommen suchten. Diese Katastrophe machte auf die Rant und die Wangela einen so erschütternden Eindruck, daß sie einige Tage wie wahnstunig mit fliegenden Haaren vor Jedermanns Augen sich sehen ließen. Sie gingen nämlich jeden Morgen früh aus der Festung zu Fuß über den Pret (Exercierplatz) in den Garten, wo Dschowahar-Sing sammt seinen beiden Gefährten verbrannt worden war, und ließen dort den Thränen freien Lauf, um dadurch ihren gepreßten Herzen Luft zu machen.

Zu Dschowahar-Sings Zeiten, im Frühjahr 1845, grassirte in Lahore die Cholera-Epidemie, die aus Turkistan über Kabul daselbst eingedrungen war, in hohem Grade. In eben der Epoche war auch Gulab-Sing aus Dschennu, einer Stadt am Gebirge, als Gefangener in Lahore, und er konnte von Glück sagen, den Nachstellungen Dschowahar-Sings entkommen zu sein.

Denn es fanden bekanntermaßen mehrere Attentate auf sein Leben statt, die schon damals dem Dschowahar-Sing schlecht bekommen wären. Gulab-Sing hatte nämlich einen Theil der Sihl-Truppen auf seine Seite gebracht, denen er sich auch anvertraute, als man ihn von Dschemu nach Lahore hatte bringen lassen, und das zwar in Folge seiner Widerseßlichkeit gegen Regierungs-Forderungen. Höchst merkwürdig hiebei ist der Umstand, daß Gulab-Sing trotz der Cer- nierung seiner Feste durch zahlreiche Truppenmassen es dennoch wagte, die Abgeordneten der Sihls, die er selbst zur Uebernahme der von ihm der Regierung zu überliefernden Gelder zu sich eingeladen hatte, bei ihrer Rück- kehr mit den empfangenen Summen durch seine Leute niedermachen und ihnen dieselben wieder abnehmen ließ, gleichsam als hätte er Neue darüber empfunden, seinen Verpflichtungen nachgekommen zu sein.

Während dieser Kämpfe im Gebirge führte der den Engländern wohl- bekannte Rendschoh-Sing den Oberbefehl über die Truppen, die sich im Ge- birge bei Dschesrota gesammelt hatten. Einer der wohlhabenderen Braminen der Umgegend war von seinen Nachbarn ersucht worden, ihre besten Haus- geräthschaften zu sich zu nehmen, um sie zu überwachen; deßhalb verlangte er zu die- sem Zwecke sowohl als auch um seiner eigenen Sicherheit willen bewaffne- ten Schutz von Rendschoh-Sing, den er ihm auch gewährte. Als jedoch Rendschoh- Sing in Erfahrung brachte, daß im Hause des Braminen große Schätze aufge- häuft seien, so spann er eine eigenthümliche Intrigue an, sich derselben zu be- mächtigen. Er sandte nämlich eine Anzahl seiner Leute unter der Maske von Räubern hin, welche sie gewaltsam wegnahmen. Die Braminen, vollkommen überzeugt, daß diese Gewaltthat Rendschoh-Sings Werk sei, eilten in Masse nach Lahore, um darüber bei Dschowahar-Sing Klage zu führen. Da sie jedoch sahen, daß sie von seiner Seite vergeblich Gerechtigkeit erwarteten, entfernten sie sich sammt und sonders wieder bis auf den Einen, aus dessen Hause man die Sachen geraubt hatte. Dieser blieb in Lahore mit einigen seiner Anverwandten zurück, des festen Entschlusses, die Hauptstadt nicht eher zu verlassen, bis ihm sein Recht geworden wäre. Vergeblich aber hartete er längere Zeit hindurch. Des langen Zuwartens endlich überdrüssig, be- stieg er eines Morgens in aller Frühe einen Pipel (heiligen Feigenbaum), der unter der Citadelle stand, und erklärte, den Baum nicht eher verlassen zu wollen, bis man seinem gerechten Begehren entsprochen hätte. Dieß erfuhr Dschowahar-Sing. Hierüber aufgebracht, schickte er einen Soldaten ab, mit dem Auftrage, ihn gewaltsam herabzureißen. Als der Soldat seinem Befehle nachkommen wollte und der Bramine einsah, daß er der Gewalt werde wei- chen müssen, stach er sich mit einem Messer in den Bauch, so, daß augen- blicklich die Gedärme herausdrangen. Als man diesen Umstand dem Dscho- wahar-Sing meldete, befahl er sogleich dem Fakir Rureddin, ihm die Wunde



Maharadscha Gulab-Sing.



Radscha Dhyan-Sing.



Radscha Sutschet-Sing.



Radscha Thre-Sing.

durch die Dscherah's (inländische Wundärzte) heilen zu lassen. An eben dem Tage kam ich zufälligerweise um Mittagszeit aus dem Derbar, welcher im Innern der Festung abgehalten werden war, mit dem Fakir Ruteddin zusammen, und wir begaben uns dann gemeinschaftlich in den sogenannten Gulab-bane im Gazuribagh, wo der Fakir des Tages hindurch seine Geschäfte hatte. Wir fanden dort einen von den Dscherah's, welcher die Nachricht brachte, daß die Heilung des Braminen unmöglich wäre, indem die herausgetretenen Gedärme nicht mehr zurückzudrängen seien. Auf mein Befragen, um was es sich handele, erzählte mir der Fakir den Vorfall mit kurzen Worten, und forderte mich auf, im Vorübergehen den Unglücklichen zu besuchen, um nachzusehen, ob noch einige Hoffnung für sein Aufkommen vorhanden wäre. Sollte dieß der Fall sein, so möchte ich ihm meine Hilfe angedeihen lassen. Wäre ich aber nicht der Meinung, so sollte ich ihn seinem Schicksale, woran Niemand als er selbst, schuld wäre, überlassen. Dem zu Folge ließ ich mich sogleich hinführen. Er lag außer dem Stadthore, Tenksali-Derwazeh genannt, bei einem Fakir in einem Gärtchen. Die übrigen Dscherah's hatten ihn als hoffnungslos bereits aufgegeben und sich entfernt. Nur mein Führer war noch da. Es lag ein Klumpen von dünnem Gedärme auf seinem Bauche, das zwar unverletzt war, aber bläulich ausah, indem es während der heftigen Sommerhize durch 6 volle Stunden in dieser abnormen Lage sich befand. Uebrigens war der Patient, ein hagerer Mann von etlichen 50 Jahren, noch vollkommen bei Sinnen. Ich schickte eiligst nach Hause um meine Instrumente, erweiterte die engen Oeffnungen des Bauchmuskels und des Darmselles, so, daß ich die Gedärme leicht in ihre normale Lage zurückbringen konnte, vereinigte die Wunden mit der Festracht, und verband sie, was Alles in einigen Minuten geschehen war. Während dieser kleinen Operation rief der Patient mit den bei ihm befindlichen Gebetssklenten beständig: ten, ten, ten, d. i. heilig, heilig, heilig! Der beschämte Dscherah aber konnte nicht umhin, mich mit dem Ehrentitel Ustad, d. i. Meister, auszuzeichnen. Hierauf bekam der Operirte ein heftiges und sehr lästiges, krampfhaftes Schluchzen, das mehrere Tage hindurch anhielt. Nach Verlauf desselben genas er aber vollkommen, worauf ich ihn dem Fakir Ruteddin und dem Minister Dschowahar-Sing vorstellte. Dieser letztere that nun sein Möglichstes, ihn zu begütigen, und ließ ihm einige Kühe, Küchengeräthe, Kleidungen und auch etwas bares Geld geben, womit er ganz zufriedengestellt sich zurück in's Gebirge verfügte. Aus dieser einfachen Begebenheit wird Jeder zur Genüge erkennen können, wie wenig die Dscherah's Lahore's von chirurgischen Operationen verstanden.

Nach dem Tode Dschowahar-Sings erhob die Kant ihren Liebhaber Lal-Sing zum ersten Minister. Sie war bereits einige Male von ihm ge-

schwängert worden, hatte aber die Frucht jedesmal abgetrieben. Die Sache an und für sich war ein öffentliches Geheimniß. Natürlich hatte unter diesen Umständen weder das Civil noch das Militär irgend eine Achtung oder Furcht vor der Rani und ihrem Günstlinge. Besonders war dieses bei der Armee der Fall, deren Disciplin ohnedem im höchsten Grade gelockert war. Jedes Bataillon hatte seine 2 Mann, Pendsch genannt, welche zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen zusammentraten, und dem Hofe Gesetze vorschrieben. Dieß dauerte so lange, daß endlich die Rani mit ihrem Lal-Sing zu einem Gegenstande allgemeiner Verachtung herabsank, so zwar, daß beide am Ende von den Truppen sich öffentliche Beschimpfungen und Bedrohungen mußten gefallen lassen. Es waltete kein Zweifel mehr, daß nun die Tage ihres Lebens gezählt waren; deshalb nahmen sie zu dem verzweifeltsten Mittel ihre Zuflucht, die Engländer zum Kriege zu reizen, um die Armee auf die Schlachtbank zu führen, indem sie die Hoffnung hegten, einestheils dadurch von den ihnen gefährlichen Truppen befreit zu werden, und andernteils unter dem Protectorate der Engländer sich mit mehr Sicherheit und Ruhe bewegen zu können. Es handelte sich nur noch darum, wie dieser Zweck zu erreichen wäre. Aber auch dafür fand sich Rath. Es wurde nämlich Tetscha-Sing, zu der Zeit Gouverneur von Pischauer und der einzige Mann, der seit Pendschit-Sings Zeiten bedeutenden Einfluß auf die Truppen hatte, herbeigerufen, um seine Meinung über diesen Gegenstand zu vernehmen. Auf seinen Vorschlag wurden falsche Schriftstücke abgefaßt, die dann im Verbar vorgelesen wurden, des Inhaltes, daß die Engländer die Einkünfte der Länder jenseits des Setludsch, die den Sihls gehörten, in Beschlag genommen hätten, eine Menge feindseliger Schritte sich erlaubten, und sich unverkennbar zum Kriege gegen die Sihls rüsteten, weshalb es die Staatsklugheit gebiete, ihnen dießfalls zuvorzukommen. Eine andere Ursache, welche die Rani bewogen haben mochte, sich das Leben unter englischem Schutze zu sichern, dürfte wohl auch die gewesen sein, daß sie befürchtete, es würde ihr, wenn ihr Sohn erführe, auf welche Art und aus welchen Gründen sein Vater seine Mutter, so wie sein Großvater die Seinige umgebracht hatten (vergleiche Major G. C. Smyth Hystory of the reigning Family of Lahore), auch nicht anders ergehen. Sie befand sich mithin gewissermaßen zwischen zwei Feuern, und es blieb ihr nichts anderes übrig, als englischen Schutz zu suchen.

Lal-Sing wurde öffentlich zum Bezir, Tetscha-Sing zum Oberbefehlshaber der Truppen ausgerufen. Die Sihls bekamen ihr Preschat (geweihtes Brod) auf dem Semat (Denkmale der königl. Familie), wo sie sich Eintracht, Treue und Gehorsam schwuren, und den Engländern den Krieg erklärten. Unmittelbar nach dieser Feierlichkeit begaben sie sich ohne weitläufige diplo-



Radscha Tetscha Sing.



Radscha Dinanut.



Fakir Nureddin



Serdar Bost Mahmed.

matische Gefürungen auf den Marich. Die Engländer, obgleich sie alle die Wirren, welche im Nachbarlande stattgefunden hatten, genau wußten, dachten doch nicht auf das Entfernteste daran, von ihren Nachbarn angefallen zu werden. Sie waren daher zu nichts weniger, als zu einem Kriege mit ihnen, vorbereitet. Dieser begann. Jenseits des Sedludsch wurden die 4 Schlachten von Madli, Jernzshaber, Alirwal und Sobraon geschlagen. Auf diese Weise wurden die Engländer, welche in der letzten Schlacht einen entscheidenden Sieg davon getragen hatten, Herren des Landes. Tetscha-Sing selbst legte sich in Lahore, während ich ihn in ärztlicher Behandlung hatte, das offene Geständniß ab, daß ihm unter den obwaltenden Umständen nichts Anderes übrig geblieben wäre, als das Land den Engländern preis zu geben. Es ist allgemein bekannt, daß er am Morgen des 22. Dezember 1845 von Jernzshut mit einer Reserve-Armee von 25- bis 30,000 Mann regulärer Truppen auf dem Schlachtfelde von Jernzshaber anlangte, wo die Engländer während eines Tages und einer Nacht gekämpft und ihren gesammten Pulvernorrath verbraucht hatten, in Folge dessen sie den Rückzug antraten. Aber auch die Sikhs, mit denen sie den Kampf bestanden hatten, wädhnten sich geschlagen, und gingen ebenfalls zurück, worauf die Engländer, die davon Kunde erhielten, wieder umkehrten und sich in den Besitz ihres Lagers setzten. Gerade in diesem kritischen Momente traf die obermähnte Reserve-Armee unter Tetscha-Sing ein. Dieser, mit den Engländern im Einverständnisse, that sein Möglichstes, um die Streitmacht seiner Truppen zu dämpfen und ihnen durch allerlei Vorpiegelungen Angst einzusößen. Auch war er der Letzte, welcher den Engländern den Rückenehrte, um sie zu schonen, weil er genau von ihrer Lage unterrichtet war. Das Armeecorps, welches er befehligte, folgte, wie leicht zu errathen, dem Beispiele seines Führers und ging ebenfalls zurück.

Dies war jene merkwürdige Schlacht, während welcher die Verwirrung unter den Engländern einen so hohen Grad erreichte, daß sie selbst auf einander schossen, bei welcher Gelegenheit auch der einzige katholische Priester, der sich damals bei der Armee befand, seines langen Bartes und Turbans wegen, als bedauerndwerthes Opfer eines Mißverständnisses fiel. Eben so bekannt ist, daß in den Reihen der Kämpfenden sich auch der später verstorbene Prinz Waldemar von Preußen als Volontär durch Muth und Kaltblütigkeit auszeichnete, jedoch damals auch den Schmerz erlebte, daß sein treuer Freund und Reisegefährte Doktor Hofmeister dem gut gezielten Schusse eines Sikhs an seiner Seite erlag.

Am 10. Februar 1846 fand die Schlacht von Sobraon statt, welche den Ausschlag gab. Tetscha-Sing, der Verräther seiner Landsleute, floh während der Schlacht über den Sedludsch, und ließ die Brücke hinter sich

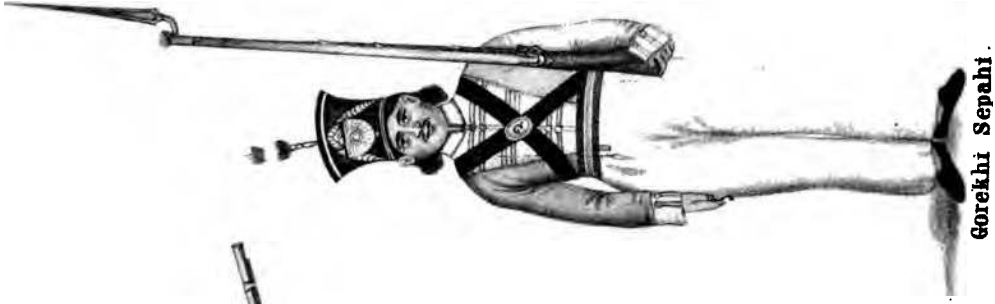
abbrechen, den größten Theil seiner Truppen hilflos am Ufer zurücklassend, wo die Verrathenen mit gefalteten Händen und Gras im Munde jammern und riefen, er möchte doch Erbarmen mit ihnen haben, sie seien ja Kühe geworden. Mancher unter ihnen soll sogar in den Ruf ausgebrochen sein: Wir büßen nur die Schuld unserer Sünden; wir haben kein besseres Loos verdient! da drüben ist ja die Stelle, wo wir unseren Guru mit seinen Rühen umgebracht haben! (Vergleiche History of the reigning Family of Lahore, by Major G. C. Smyth. p. 119, wo es heißt):

„One of the first victims was the holy Bai (Bii) one of whose legs was nearly knocked off by a canon ball. Uttersing and Cuschmerasing with some other Sirdars, fell in the hand to hand conflict, which ensued. Numbers of their People were drowned in the river in the attempt to escape. The Seiks lost all their reverence for their gooroo, the sight of the rich Plunder which his camp afforded being a temptation too strong for their piety. Their only object, now, was to secure every man for himself as much of the booty as he could; but for this they had to fight hard.

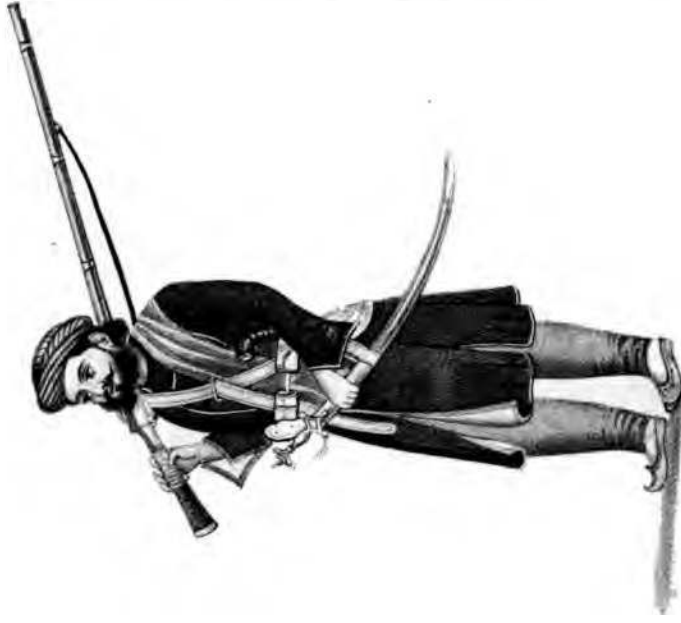
When the Struggle was over the Baba was found breathing his last in exclamations against those of his own caste and creed. He now produced many of the letters which he had received — the forgeries before mentioned — to prove, as he supposed, the treachery and villainy of the Seik chiefs and officers, who, as he believed, to the last, had written these letters, instigating him to take the part of Uttersing. „When,” said he to the Seiks, around him, „You and Your chiefs and officers wrote these letters to me with the most solemn promises both to myself and Uttersing, I relied on Your good faith and agreed to Your proposals, in the hope of obtaining for Uttersing and

Eines der ersten Schlachtopfer war der heilige Baba (der Hohenprieester der Sikhs), welchem durch eine Kanonenkugel eines seiner Beine zerschmettert wurde. Ater-Sing und Kaschmire-Sing sammt einigen andern Sirdars fielen in dem sich entspinrenden Handgemenge. Eine Anzahl ihrer Leute ertrank im Flusse bei dem Versuche zu entkommen. Die Sikhs verloren alle Achtung für ihren Guru; der Anblick der reichen Beute, welche sein Lager gewährte, war eine zu schwere Versuchung für ihre Frömmigkeit. Ihr einziges Trachten ging nur noch dahin, daß ein Jeder sich für seine Person, so viel von der Beute sicherte, als er vermochte; allein dafür hatten sie einen harten Kampf zu bestehen.

Als der Kampf zu Ende war, fand man den Baba schon dem Tode nahe, in Ausrufungen gegen seine eigene Kaste und Glaubensgenossen. Er wies in diesem Augenblicke manche von den Briefen vor, welche er bekommen hatte, in denen die oberwähnten trügerischen Angaben zu Tage lagen, um, wie er voraussetzte, die Verrätherei und Niedertrachtigkeit der Sikhs-Häuptlinge und Anführer zu beweisen, welche, wie er bis zuletzt glaubte, diese Briefe geschrieben hatten, um ihn anzureizen, die Partei Ater-Sings zu ergreifen. Als ihr, sagte er, zu den ihn umgebenden Sikhs, und eure Häuptlinge und Anführer mir selbst und dem Ater-Sing diese Briefe schriebet, so vertraute ich auf eure Rechtlichkeit, und ließ mir eure Vorschläge gefallen, in der Hoffnung, für Ater-Sing und seine Familie die Mittel eines gesicherten Lebensunterhaltes zu er-



Gorkhi Sepahi .



Muselman Sepahi .



Sikh Sepahi .

—

—

his family the means of a quiet livelihood; but You, calling Yourselfs Seiks, are worse than Mahomedans, You have proved Yourselfs a vile treacherous, and unfaithful race, without piety or religion. Still my dying prayer to heaven is, may even Your Wickedness be requited by good. He then gave directions that his Body should be thrown into the river, that his bones might not be left on such a land of Iniquity" etc. etc.

langen. Aber ihr, die ihr euch selbst Sikhs nennt, seid schlechter als Muhamedaner; ihr habt euch selbst als ein niederträchtiges, verrätherisches und ungläubiges Volk ohne Frömmigkeit und Gottesfurcht der Welt gezeigt. Noch richtet sich mein, des Sterbenden, Gebet zum Himmel, möge euch eure Gottlosigkeit mit Gutem vergolten werden. Hierauf verordnete er, daß man ihn sogleich in den Fluß werfen sollte, damit seine Gebeine nicht in einem solchen Lande der Ungerechtigkeit gelassen werden möchten u. s. w.

Ater-Sing war ein Oheim des Afschit-Sing und Bruder des Lena-Sing, die den Schir-Sing, Dhyan-Sing, Pertab-Sing u. s. w. ermordet hatten. Sie waren sämtlich Mitglieder der Sendewalischen Familie und Anverwandte Afschit-Sings, weshalb auch Ater-Sing bei Ausbruch der bürgerlichen Wirren für die Rani Tschendfour Partei nahm. Als aber hernach die Festung Lahore's dem Schir-Sing übergeben wurde, ergriff er die Flucht und suchte Schutz bei den Engländern. Natürlich war es nun dem Hire-Sing und seinem Rathgeber Dschele-Pindet darum zu thun, sich seiner um jeden Preis zu bemächtigen. Man lockte ihn deshalb unter glänzenden Versprechungen herüber zum Baba Bir-Sing, um auch den heiligen Mann mit in die Sache zu verwickeln, indem er den beiden unglücklichen Prinzen Kaschmir-Sing und Pischauer-Sing eine Zufluchtsstätte bei sich gegeben hatte, nachdem sie von Hire-Sing aus der Festung Sialkuts, dem ihnen zugewiesenen Eigenthume, vertrieben worden waren. Ater-Sing ließ sich durch die ihm gemachten Anerbietungen bethören, und stellte sich auch wirklich am bestimmten Orte ein, wo bereits alle Anstalten getroffen waren, ihn lebendig zu fangen. Allein der Plan mißlang. Ater-Sing erlag zwar der ihn angreifenden Uebermacht, erschoss aber zuvor einen General, der Hand an ihn legen wollte, was die erste Veranlassung zur darauf folgenden Schlacht gab.

Als die Sikh-Armee den Setludsch passirt hatte, wurde es den Soldaten bald klar, daß ihre Anführer die Rolle von Verräthern spielten, und nichts von dem thaten, was sie hätten thun sollen, weshalb es auch mit Recht im oberwähnten Smyth'schen Buche pag. 180 heißt:

„They gave vent to their alarm and Indignation in fierce reproaches on the treachery of their leaders; but that was all they could do „we knew“ they said to their leaders, that You have leagued

Sie machten ihrem Unwillen durch furchtbare Geschrei und wüthende Vorwürfe über die Verrätherie ihrer Anführer Luft; allein das war auch Alles, was sie thun konnten. Wir wissen, sagten sie zu ihren Führern, daß ihr euch mit dem Feinde ver-

with the court to send us against the British and to pen us up here like sheep for them to come and slaughter us at their Convenience; but, remember, that in thus acting, You play the part not only of traitors to Your Country, but of ruthless butchers and murderers. You destroy a whole Army, which, whatever its faults and Crimes may have been, has always been ready to obey the Orders of the state, and its officers. We might even now punish You as You deserve, but we will leave You to answer to Your gooroo and Your God, while we, deserted and betrayed, as we are, will do what we can to preserve the independance of our Country" etc. etc.

bunden habt, uns gegen die Engländer zu schicken, und uns hier wie Schafe für sie einzupferchen, damit sie kommen und uns nach ihrer Bequemlichkeit schlachten können. Allein bedenkt, daß ihr, indem ihr so handelt, nicht nur die Rolle von Verräthern eures Landes spielt, sondern auch die von grausamen Schlächtern und Mördern. Ihr vernichtet eine ganze Armee, welche, was auch immer ihre Fehler und Verbrechen mögen gewesen sein, doch jederzeit bereit war, den Befehlen des Staates und ihren Vorgesetzten zu gehorchen. Wir möchten euch in diesem Augenblicke bestrafen, wie ihr es verdient; allein wir wollen es euch eurem Heiligen und eurem Gott selbst verantworten lassen, während wir leistunglos und an den Rand des Abgrundes geführt, wie wir sind, alles thun wollen, was wir können, um die Unabhängigkeit unseres Landes zu erhalten u. s. w.

Während dieses Krieges der Sikhs mit den Engländern war der damalige Radscha Gulab-Sing in Dschemu im Gebirge neutral geblieben. Wohl hatte er den Sikhs Beistand versprochen, weil es ihm nicht möglich war, einem solchen Versprechen auszuweichen; allein er zögerte mit der Erfüllung desselben so lange, als sich ihm nur irgend eine Möglichkeit hiezu zeigte. Kurz vor der Schlacht bei Sobraon war es einigen Hunderten von Sikh-Gesandten, Rendsch genannt, gelungen, den Bären von Dschemu, wie man ihn allgemein nannte, aus seinem Neste herauszulocken. Unter dem Vorwande, den Befehl, mit ihnen ins Feld zu ziehen, vom Derbar und von der Rani selbst zu empfangen, war er mit ihnen nach Lahore gekommen. Allein es geschah nur, um Zeit zu gewinnen. Nachdem er in Lahore angelangt war, besuchte ich ihn als alten Bekannten, und wurde von ihm um Rath gefragt, wie er sich in seiner gegenwärtigen kritischen Lage benehmen sollte. Er klagte über die Verlegenheit, in der er sich befände, indem die Sikhs, welche ihm Brüder und Söhne umgebracht und zu Dschowahar-Sings Zeiten auch ihm selbst nach dem Leben getrachtet hätten, ihn nun ins Lager schleppen wollten, um gegen die Engländer zu kämpfen. Ich rieth ihm, sich ja in Nichts von derlei einzulassen. Dieß stimmte auch vollkommen mit seiner eigenen Ansicht überein, indem die Sikhs schon drei Schlachten verloren hatten, und es mehr als wahrscheinlich war, daß sie auch die vierte entscheidende bei der allenthalben Statt findenden Verrätherei, die ihm nicht unbekannt war, würden verlieren müssen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es vortheilhaft wäre, wenn er die 18 gefangenen Engländer von Rendschob-Sing aus Filur

۱

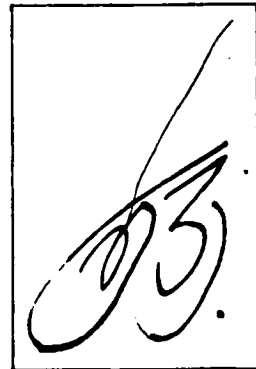
دکتر محمد باقر پورخانہ، دکترونگ مسرہ

عربی و کتب رسدینہ نفع دوسرہ انہا سرھو کتب

مسرہ حرکات و جملات، مسرہ کتب و انہا سرھو کتب

نئی ۱۹۵۰ء، مسرہ ۱۹۵۰ء

مسرہ مسرہ



(Philoor) verlangte, und sie mir ins Haus gäbe, was er auch that. Nun ließ er sich zum Bezir ernennen. Während dem langte die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Sobraon an, worauf die Engländer ohne Zeitverlust bei Feruzpur den Setludsch passirten, und den Bezir Gulab-Sing nach Kessur verlangten. Er schickte die gefangenen Engländer, unter denen sich Doktor Penet befand, nachdem sie vorher im Derbar beschenkt worden waren, auf Elephanten ins englische Lager voraus, und trat den dritten Tag nachher denselben Weg an. Mich wählte er in der Eigenschaft eines Geheimrathes zu seinem Begleiter. Auf der ersten Station, beiläufig drei deutsche Meilen von Lahore, in Kanekatsch, erhielten wir aus der Hauptstadt eine Nachricht, die wenigstens mich überaus beängstigte. Es verlautete nämlich, daß die geschlagenen Sikhs, die unter Tetscha-Sings Oberbefehl am rechten Ufer des Setludsch sich gesammelt hatten, Willens seien den Verräther Tetscha-Sing zu ermorden, dann theils nach Lahore zu rücken, dort zu plündern, die Rani, um sich an ihr zu rächen, sammt dem Lal-Sing umzubringen, und hierauf nach Hause zu gehen, theils den Gulab-Sing mit seinem ganzen Gefolge niederzuhauen, weil er ihnen Beistand versprochen habe, und statt dessen jetzt nach Kessur sich verfüge, um das Land den Engländern zu übergeben. Aus Furcht, in der Nacht überfallen zu werden, konnte sich Niemand von uns ruhig dem Schlafe überlassen. Gulab-Sing stellte vorsichtsweise vier Kanonen, die er mit sich geführt hatte, unter Kapitän Gardner in einiger Entfernung von unserem Lager auf, und machte wohl bewaffnet in eigener Person die ganze Nacht hindurch die Runde. Glücklicherweise brachten die Sikhs weder das Eine noch das Andere von dem, was sie sich, wie man sagte, vorgenommen hatten, zur Ausführung, und wir gelangten folgenden Tages unangefochten bei Kessur in die Nähe des englischen Lagers, von wo aus wir uns sodann in dasselbe verfügten, um uns unserer Aufträge zu entledigen. Indes hatte sich Gulab-Sing mit seinem Gefolge eben nicht der freundlichsten Aufnahme zu erfreuen. Erst dann, als Alles ausgeglichen war, und man den Engländern versprochen hatte, was sie verlangten, änderte sich die Szene. Nun brachte man den kleinen Dhelib-Sing aus der Hauptstadt, damit durch ihn Alles seine Bestätigung erhielte, worauf die Engländer, ihn und den Hof in ihrer Mitte, nach Lahore aufbrachen, und in Mia Mir, eine deutsche Meile weit von der Stadt, sich lagerten. Ihrem Plane gemäß wurde das Land, um es zu schwächen, in drei Theile getheilt. Ein Theil blieb den Sikhs; den zweiten zogen die Engländer zu ihren Besitzungen, und den dritten, Kaschmir mit einem Theile des Gebirges umfassend, gab man dem Gulab-Sing sowohl für seine geleisteten Dienste, als auch gegen Erlag einer höchst bedeutenden Summe in Baarem, und ernannte ihn, unabhängig von Lahore, zum Maharadscha von Kaschmir unter englischem Schutze. Dhelib-Sing blieb

nach Erfaz sämtlicher Kriegskosten, Beherrscher von Lahore, und Lal-Sing ward ihm als Bezir beigegeben. Außerdem erhielt das Land in der Person des Sir H. Lawrence einen sehr einsichtsvollen englischen Residenten, in dessen Händen von nun an eigentlich, die Zügel der Regierung lagen. Eine der ersten Maßregeln, die von ihm getroffen wurden, war eine namhafte Reduction der Truppen und Sistirung mehrerer Anstalten zum Bedarf der Heeresausrüstung und Herbeischaffung des Kriegs-Materials. Zu letzterer Kategorie gehörte auch meine Pulverfabrik und Büchsenfabrikerei. Auch ihnen beiden wurde sonach Stillstand geboten. Statt dieser Institute sollte ein öffentliches Krankenhaus für Arme in der Nähe der Stadt errichtet werden, wozu der Derbar den bestimmten Auftrag erhielt, in Folge dessen man mich mit der Organisirung desselben betraute. Außer diesem Krankenhaus sollte auch noch eine Anstalt für Irren errichtet werden, welche ich, wie vorher erwähnt, später in jenes allgemeine Krankenhaus verlegte. Auch eine dritte Anstalt, an deren Bestand sich meine geneigten Leser vielleicht von früher her noch erinnern werden, trat auf höhere Anordnung durch mich ins Leben — ein Krankenhaus für Gefangene.

Obwohl, wie ich oben angedeutet habe, Lal-Sing nach dieser Katastrophe dem Dhelib-Sing einstweilen als Bezir belassen wurde, so konnte es doch unmöglich lange dabei sein Bewenden haben. Denn Lal-Sing, ein verschämter Bramine, der zahlreiche und einflußvolle Anhänger, nebst großen Reichthümern besaß, welche sich noch aus jenen Zeiten herschrieben, als er Rendschit-Sings Schatzkammerer war, ohne jemals über sein Gebahren mit den ihm anvertrauten Geldern Rechnung zu legen, mußte den Engländern nothwendig als gefährlich erscheinen, und seine Entfernung wurde solchergestalt schon durch die Klugheit geboten. Dem gemäß wurde er ganz unvermuthet als politischer Intrigant arretirt, und mit einer Pension als Gefangener nach Agra geschickt. An Lal-Sings Stelle trat nun Letscha-Sing, den man gleichzeitig als Lohn für sein verrätherisches Benehmen am Setludsch zum Radscha von Gialkut ernannte. Bei der Einweihungs-Ceremonie hatte die Rani ihrem Sohne Dhelib-Sing verboten, ihm das Tike (Safranzeichen) auf die Stirne zu zeichnen, weil sie in der Ueberzeugung lebte, daß er der Mann sei, der ihren geliebten Lal-Sing unschuldigerweise beseitigt habe, um seine Stelle einzunehmen und Radscha zu werden. Dieses leidenschaftliche Betragen der Rani, die so viel Einfluß auf ihren Sohn hatte, veranlaßte den Residenten, sie für die Zukunft in dieser Beziehung unschädlich zu machen. Er verwies sie deshalb in die Festung Scheg-Dpur. Da sie aber auch hier sich in allerlei gefährliche Verbindungen einließ, und sogar an der Empörung Multans nicht ohne Antheil blieb, so ließ sie Sir Federic Currie, der in jener Periode die Stelle des Residenten vertrat, etwas weiter in eine Festung am Ganges brin-

gen, nachdem zuvor ihr Bevollmächtigter Gengaram nebst dem General Kan-Sing, ihre Mitschuldigen, gehängt worden waren. Als eine kluge Frau wußte sie sich aber binnen kurzer Frist Mittel und Wege zu verschaffen, aus ihrer neuen Haft zu entkommen, und sie soll sich gegenwärtig in der Hauptstadt Nepauls in Katamandou aufhalten, eben nicht zum größten Mißvergnügen der Engländer, die sich dadurch den Aufwand bedeutender Summen ersparen.

Sir H. Lawrence, der mit der Politik und den Kniffen der Orientalen vollkommen vertraut war, und mit den Leuten umzugehen verstand, gelangte binnen Kurzem dahin, sich die allgemeine Hochachtung und Liebe zu erwerben. Dessen ungeachtet fand bald nach dem Erscheinen der Engländer, wie noch der Sitz der Residentenschaft in der Stadt war, ein Auflauf im Bazar Statt, so, daß man sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, die Thore zu sperren. In diesem kritischen Augenblicke eilte der muthvolle und entschlossene Resident, von Major Edwards und einigen Sowars (Reitern) begleitet, auf den Platz, wo der Aufstand des Volkes so eben am heftigsten wüthete, um Ruhe und Ordnung zu schaffen. Sie wurden jedoch von der rasenden Menge mit einem Hagel von Steinwürfen empfangen, wodurch Major Edwards eine leichte Stirnwunde und Einer der Sowars noch überdies einen Säbelhieb auf den Rücken davon trug. Auf Verlangen des Residenten ließ jedoch Kal-Sing die Räubersführer einfangen, und einen Braminen ohne viele Umstände vor einem Stadthore aufknüpfen.

Die nächste Veranlassung dieses nicht unbedeutenden Arawalles war, wie es hieß, daß ein Artillerist von der englischen Garnison einen Ochsen mit einem Säbel verwundet hatte. Späterhin wurden jedoch die Ochsen nicht nur in Lahore, sondern auch in ihrer heiligen Stadt Amritsir ohne weiters geschlachtet, und das Fleisch öffentlich in den Bazars verkauft, wobei die Sikhs und die Hindus, welchen die Ochsen und Kühe als heilige Thiere gelten, deren Verletzung in ihren Augen zu den größten Sünden gehört, nichts anderes thun konnten, als ihren Thränen freien Lauf lassen.

Eines Tages hatte der Resident im königlichen Schallemau-Garten eine Unterhaltung veranstaltet, wozu verschiedene Herren und Damen mit ihren Kindern geladen waren. Auch ich befand mich damals unter der Zahl der Geladenen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären wir an diesem Tage Alle sammt und sonders ein Opfer der Rachsucht der Sikhs geworden, deren einflußreichste Häuptlinge sich zu unserm Verderben verschworen hatten. Glücklicherweise wurde der Resident noch bei Zeiten von dieser Verschwörung unterrichtet, und hatte sogleich alle Anstalten zu unserer Sicherheit getroffen; sonst wär' es um uns geschehen gewesen, indem der Garten über eine deutsche Meile weit vom Cantonierungsquartier Anarkhali entfernt war.

Unpäßlichkeit halber begleitete unser Resident den Generalgouverneur Lord Hardinge nach England. Sir Federic Currie, welcher an seine Stelle kam, ersetzte ihn zwar im Allgemeinen; da er jedoch in Berücksichtigung der Sichts eines zu gutmüthigen Charakters und in der orientalischen Politik bei Weitem nicht so bewandert war, wie Sir H. Lawrence; so fingen die Leute bald an, sich zu übernehmen. Zu dem kam noch, daß man zwei englische Offiziere, Namens van Agnew und Anderson, welche, unvertraut mit den Sitten des Landes, die dortigen Menschen nicht zu behandeln wußten, in Begleitung eines eingebornen Serdaren, Kan-Sing, nach Multan entsendete, um die Rechnungen und die Regierung vom Mulradsch zu übernehmen. Sie fanden daselbst ihren Tod, und die nächste Folge desselben war, daß sich Alles wie auf ein gegebenes Zeichen zum Kriege rüstete. Die Truppen der Provinzen Banu Lank, Hozara und Pischauer empörten sich; in Lahore entdeckte man eine Verschwörung, worin erwähntermassen die Rani verwickelt war, die zum Zwecke hatte, den Dhelib-Sing aus Lahore zu den Insurgenten zu entführen, und es entstand nun ein ernster und blutiger Krieg. Sogar Dost-Mohamed Khan aus Kabul, den die Engländer erst vor einigen Jahren aus den Gefängnissen Indiens entlassen hatten, schlug sich auf die Seite der Sikhs, was zur Folge hatte, daß die Engländer bei der Uebermacht ihrer Gegner zwei Niederlagen erlitten, bei Ramnegger und Tschilienvala. Als jedoch Sir H. Lawrence wieder zurückgekehrt war, gewannen sie die entscheidenden Schlachten bei Multan und Gudscherat am Tschinabflusse, worauf am 1. Mai 1849 die Einverleibung des Landes in die englischen Besitzungen vorgenommen wurde. Der Sikhs-Verbar ward aufgehoben, und meine Dienste, die nur von ihm abhingen, hatten somit ihr Ende erreicht. Ich bewarb mich deshalb um eine entsprechende Pension, und sie ward mir gewährt. Dem Dhelib-Sing wurde als künftiger Aufenthaltsort Fatigher am Ganges angewiesen, wo er noch gegenwärtig unter der Aufsicht der Engländer von einer ihm ausgeworfenen Pension lebt. Die hiezu von den Landeseinkünften bestimmte Summe, wovon auch der Unterhalt seiner gewesenen Umgebung bestritten wird, bildet den Fonds, woraus ich ebenfalls meinen Ruhegenuß beziehe. Nur findet dabei die gewiß seltene Eigenthümlichkeit Statt, daß ich mein Geld wo immer verzehren kann; die Erhebung desselben muß jedoch in Lahore, unter Beibringung eines Lebenscertifikates von Seite einer englischen Behörde geschehen.

Im Jahre 1839 kehrte ich nach meinem Besuche des europäischen Festlandes überhaupt und meines Vaterlandes insbesondere, wieder nach Lahore zurück. Ich genoß das Vergnügen, auf dieser Rückreise der Reisegefährte des Generals Ventura zu sein, welcher gleichfalls den Gesilden seiner neuen Heimath zueilte. Unterweges unterhielten wir uns natürlich bald von diesem bald von jenem, und kamen dabei auch auf die Begebenheiten zu sprechen,

Tab. 7.



Haridas .

welche sich während meiner Abwesenheit von Lahore zugetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir der General ein Ereigniß, welches ich Anfangs für eine lustige Erfindung von seiner Seite hielt, um sich den Spas zu machen, mich ein wenig zu mystifiziren. Allein es dauerte nicht lange, so überzeugte ich mich, daß es ihm mit dieser Erzählung voller Ernst war. Ich theilte sie hier meinen geneigten Lesern ohne vielen Wortaufwand ganz einfach mit, und bemerke bloß, daß ich später, in Lahore angelangt, die Sache von den glaubwürdigsten Personen bestätigen hörte. Man urtheile selbst!

Mendschit-Sing — so lautete der Bericht — hatte von einem Saot oder Fakir gehört, welcher sich im Gebirge aufhielt, und von dem die Sage ging, daß er sich im scheinbaren Zustande förmlich könne begraben lassen, ohne daß er deshalb dem wirklichen Tode verfiel, indem er die Kunst verstand, nach Verlauf von mehreren Monaten wider zum Leben gebracht zu werden, wenn man ihn ausgräbe. Dem Baharadscha schien die Sache eine reine Unmöglichkeit. Um sich nun darüber auf die eine oder die andere Art volle Ueberzeugung zu verschaffen, ließ er den Fakir nach Hofe berufen, und veranlaßte ihn unter Androhung, daß man es an keinerlei Art von Vorrechtsmaßregeln gegen einen allfälligen Betrug werde ermangeln lassen, sich dem seltsamen Experimente zu unterziehen. In Folge dessen führte der Fakir seinen Scheintod herbei.

Als offenbar jeder Lebensfunke aus ihm entwichen schien, wurde er in Gegenwart des Baharadscha und sämmtlicher ihn umgebenden Großen in die Leinwand, worauf er gesessen hatte, eingewickelt, das Siegel Mendschit-Sings darauf gedrückt und der scheinbar Todte in eine Kiste gethan, an welche Mendschit-Sing eigenhändig ein starkes Vorlegschloß gehängt hatte. Hierauf wurde die Kiste außerhalb der Stadt in einem Garten des Ministers vergraben, über den Ort Gerste gesät, rings herum eine Mauer aufgeführt, und Wachen hingestellt. Am 40sten Tage, der zur Ausgrabung bestimmten Zeit, fanden sich nebst dem Derbar, wozu auch der General Ventura gehörte, noch einige Engländer aus der Nachbarschaft ein; unter andern auch ein Doktor der Arzneikunde. Als man die Kiste mit dem Fakir ausgrub und dieselbe öffnete, fand man ihn in demselben Zustande, in dem man ihn gelassen hatte, kalt und starr. Ein Freund sagte mir, wenn ich nur selbst hätte sehen können, mit welcher Mühe man ihn durch Anwendung der Hitze auf den Kopf, durch Lufteinblasen in die Ohren und den Mund, durch Reibungen des Körpers u. s. w., zum Leben zurückbrachte; so würde ich gewiß nicht den geringsten Zweifel an der Möglichkeit der Sache hegen. Der Minister, Madscha Dhyau-Sing versicherte mich, daß er diesen Fakir, der sich Haridas nenne, in Dschemu im Gebirge 4 Monate hindurch unter der Erde gehabt habe. Am Tage des Begrabens habe er ihm den Bart abschneiden

lassen, und bei der Ausgrabung sei ihm das Kinn eben so glatt gewesen, wie am Tage des Vergrabens, ein Beweis seines Mittelzustandes zwischen Leben und Tod. Auch in Dschesrota im Gebirge, wie auch in Amritsir, hatte er sich vergraben lassen, so auch bei den Engländern in Hindustan, und es heißt im Kalkutta-Journal der Medizin von 1835, wo die ausführliche Beschreibung davon zu finden ist, daß der Fakir das Aufhängen der Riste in die Luft der Vergrabung derselben vorgezogen habe, weil er in der Erde die Ants oder weißen Ameisen scheuete. Da er aber ein eigensinniger Mensch war, der vermuthlich aus Mißtrauen in das wiederholte Begehren der Engländer nicht hatte ferner eingehen wollen, so zweifeln Manche an der Wirklichkeit der hier erzählten Thatsachen. Wäre diese Vergrabung etwas Leichtes, oder wohl gar nur ein Betrug gewesen, so würden die Leute, die er mit sich hatte, und die ihn durch Behandlung nach seiner Anweisung in's Leben zurückriefen, ihn jetzt nachahmen können. Das ist nun aber nicht der Fall. Es scheint somit, daß er zu jener Zeit der Einzige gewesen ist, der diese Kunst verstanden hat, die wahrscheinlich mit ihm erloschen sein dürfte. Denn ich habe mir gewiß alle mögliche Mühe gegeben, sowohl in der Ebene Indiens im Pendschab als auch an den Ufern des Ganges, im Gebirge und im Thale von Kaschmir einen solchen Künstler zu finden, um ihn, wenn auch nicht nach Europa, doch wenigstens bis nach Kalkutta zu führen, mög' es kosten was es wolle, habe aber weder einen solchen gefunden, noch überhaupt von einem jetzt lebenden gehört. Mehrere von den Hindu's, bei denen ich nachfragte, meinten, daß derlei Fakire keinen Werth auf das Geld legten. Desto mehr Werth legen sie aber auf andere irdische Genüsse, war meine Antwort. Sie hörten es aber nicht gerne, wenn ich sagte, daß der Saat (Fakir), der in Lahore sein Semat (Begräbniß) zum Besten gegeben habe, ein ausschweifender Mensch gewesen sei, und daß mehrere Klagen gegen ihn eingebracht worden wären, aus welchem Grunde Kendschit-Sing bereits sich vorgenommen hätte, ihn des Landes zu verweisen. Dem sei er aber dadurch zuvorgekommen, daß er mit einer Katrani (Frau von einer Hinduaste) in's Gebirge entwich, wo er bald darauf in allem Ernste starb, und nach Landesitte verbrannt wurde. Dieser Umstand von seiner Flucht mit einer jungen Frau möge denen, die daran zweifeln, daß er einen Bart gehabt habe, als Beweis dienen, daß er weder ein Hämmling noch ein Zwitter war.

Daß es nicht jedem Menschen gegeben ist, dieses Kunststück nachzuahmen, und daß es nur durch eine anhaltende vieljährige Uebung erlernt werden kann, daran ist kein Zweifel. Wie ich mir habe sagen lassen, so haben solche Leute das Bändchen unter der Zunge zerschnitten und ganz abgelöst, wobei sie mittelst Einreibung mit Butter, welche mit Vertramwurzel vermischt ist, und mit Ziehen an der Zunge dieselbe solange hervortragend

bekannt, daß sie bei ihren Experimenten des Scheintodes sie sehr weit zurücklegen können, um damit die Oeffnung der Nasenhöhlen im Rachen zu bedecken, und die Luft im Kopfe eingesperrt zu halten. Man vergleiche im Dictionnaire Encyclopédique usuel den Artikel Engustringythe; wo der Mechanismus der Bauchprednerei beschrieben ist, und wo es heißt: Après avoir introduit une grande quantité d'air dans la poitrine par voie d'inspiration, il faut contracter fortement le voile du palais, afin de l'élever, de manière à boucher entièrement l'orifice postérieur des fosses nasales. On contracte encore la base de la langue, le pharynx, le larynx, les piliers, les amygdales et toutes les parties qui forment le gosier etc. etc.

Bei den Experimenten der Erstickung für den Scheintod, sagt man, halten sich die Anfänger die Augen, wie auch die Nasen- und Ohrenlöcher mit den Fingern beider Hände fest zugeedrückt, weil die natürliche Hitze die im Kopfe eingesperrete Luft so gewaltsam herauszutreiben sucht, daß die Theile, welche an den Druck der Expansion noch nicht gewöhnt sind, öfters zerplahen, am meisten die Augen und das Trommelfell. Zur Uebung in dieser Kunst soll gehören: 1. Ein langes Anstehen des Athems; 2. das Hinabschlingen eines schmalen Leinwandstreifens, womit der Magen ausgepugt wird, und 3. das Aufziehen einer beliebigen Menge Wassers durch den After, womit die Gedärme gereinigt werden. Dieses Aufziehen geschieht vermittelst eines unten angebrachten Röhrchens, während man sich bis unter die Arme in's Wasser setzt, die aufgezogene Flüssigkeit aber gleich wieder herauslassen läßt.

Man erzählt, daß der Jafir, von dem die Rede ist, einige Tage vor der Begräbnis-Scene ein Purgiermittel eingenommen und darauf mehrere Tage hindurch eine spärliche Milchdiät gebraucht habe. Am Tage der Begräbnis selbst soll er statt dem Essen einen drei Finger breiten und über 30 Ellen langen Streifen Leinwand allmählig hinunter geschlungen, ihn aber auch alsogleich wieder herausgezogen haben, um den Magen zu reinigen, worauf er sich auch die Gedärme auf die oben beschriebene Art mit Wasser ausspülte. So wunderbar und vielleicht auch lächerlich so Manchem, wie mir selbst, diese Operationen scheinen, so müssen doch solche Leute, wenn es sich wirklich also damit verhält, wie man erzählt, vollkommen Herren über die verschiedenen Organe ihres Körpers sein, und vorzüglich die Muskelkräfte, so wie auch die Contractionen derselben, in ihrer Gewalt haben. Wir gewöhnliche Menschen könnten wohl kaum ein längeres Stück Kasaroni hinunterwürgen, wenn es nicht genugsam gekocht und mit Butter, Käse, Salz, Senf u. s. w. schlingbar zubereitet ist. Vermuthlich haben derartige Künstler bei ihrer langen Junge das Organ des Geschmacks verloren und die Halsmuskelfkräfte dergestalt gelähmt, daß der lange Leinwandstreifen gar keinen Wi-

derstand im Halse findet, weil dann Alles nach Willkür geht. Sind die gedachten Zubereitungen geschehen, so verstopft er sich alle Körperöffnungen, die oberen und die unteren, die vorderen und die hinteren, mit aromatischen Wachsstöpfeln, legt sich die Zunge nach oben umgeschlagen tief in den Rachen zurück, kreuzt die Hände über die Brust, und erstickt sich in Gegenwart eines großen Zuschauerkreises durch Athemanhalten. Bei der Wiederbelebung ist es eine der ersten Operationen, ihm die Zunge aus dem Hintertheile des Rachens vermittelst eines Fingers hervorzuziehen, worauf ein warmer, gewürzhafter Teig aus Hilsenfrüchtenmehl auf seinen Kopf gelegt, und ihm in die Lungen und in die von den Wachsstöpfeln befreiten Ohrgänge Luft eingeblasen wird, worauf die Stöpsel aus der Nase mit Geräusch herausgetrieben werden. Dieß soll das erste Zeichen der Rückkehr zum Leben sein. Hierauf fängt er allmählig zu athmen an, öffnet die Augen und kommt zum Bewußtsein; was jedoch Alles nur nach und nach durch unausgesetztes Reiben geschehen soll. In wie ferne eine solche Behandlungsart bei anderen asphyktischen Zuständen, z. B. bei Erstickten, Ertrunkenen, Erhängten, Erstorenen u. s. w. nützlich sein kann, steht zu versuchen. Man erzählt, daß in Amritsir zur Zeit des Guru Ardschen-Sing, beiläufig vor 250 Jahren, ein Dschoghizakir sitzend unter der Erde vergraben gefunden worden sei, nebst einer Anweisung, wie man ihn wieder in's Leben bringen könne. Dieser Fakir soll gegen ein Jahrhundert unter der Erde zugebracht und, als er dem Leben wieder geschenkt war, Vieles aus der alten Zeit erzählt haben. Ob dieses Letztere wahr sei, will ich nicht verbürgen, glaube jedoch, daß derjenige, der vier Monate unter der Erde zu bleiben vermag, ohne eine Beute der Verwesung zu werden, auch wohl ein Jahr in dieser Lage aushalten könne, und — dieß zugegeben — selbst über diese Zeit, ja vielleicht sogar Jahrhunderte.

So paradox, um nicht zu sagen halbwahnmüßig, alles dieses auch klingen mag, und so sehr ich auch überzeugt bin, daß Viele, die sich sehr weise dünken mögen, das Vorhergehende mittheilig belächeln werden, so kann ich doch nicht umhin, hier offen das Geständniß abzulegen, daß ich sämmtliche von mir erzählte Thatsachen, die als solche durch fast unzweifelhafte Beweise konstatirt erscheinen, nicht unbedingt verwerfen kann; denn abgesehen von dem, was Haller eben so schön als wahr sagt:

In's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist.
 Zu glücklich, wem sie nur die äuß're Schale weist!

finden wir den festgewurzelten Glauben an derlei abnorme Erscheinungen schon in so manchen Sagen des grauesten Alterthumes. Wer erinnert sich hier nicht unwillkürlich an den kretischen Epimenides, der nach 40jährigem Schlafe aus einer Höhle in eine ganz veränderte Welt wieder eintrat? Wem fallen

hier nicht die allbekannten heiligen sieben Schläfer ein, welche nach einer vatikanischen Handschrift zur Zeit des Kaisers Decius sich in eine Grotte bei Ephefus verborgen haben sollen, um der Christenverfolgung zu entgehen, und die erst 155 Jahre hernach unter der Regierung des Kaisers Theodosius des II. wieder erwachten? Liefert uns nicht auch das Thierreich ähnliche Beispiele? Wurden nicht bekanntermaßen in Felsgestein Thiere gefunden, unter andern: Kröten, die nach einer mäßigen Berechnung vielleicht drei bis vier Jahrhunderte oder noch länger in diesem Grabe mochten geschlummert haben, und dennoch bei ihrer Befreiung aus demselben wieder zum Leben erwachten? Ich glaube kaum, daß es für Kenner der Naturgeschichte nöthig sein dürfte, an jene Thiergattungen zu erinnern, welche die strenge Winterzeit in einem todesähnlichen Schlafe zubringen, ohne doch dem wirklichen Tode zu verfallen.

Es sei mir zum Schlusse noch gegönnt, auf einige neuere Erscheinungen dieser Art aufmerksam zu machen, worüber sich höchst achtbare englische Berichte aussprechen.

In den *Philosophical transactions* for 1694 kommt die Geschichte eines Mannes vor, die in genauer Beziehung zu dem bisherigen steht. Es heißt daselbst: Ein Mann von 25 Jahren, der in der Gegend von Bath wohnte, schlief auf einmal ein, und verharrte fast einen ganzen Monat hindurch in diesem Zustande. Nach zwei Jahren widerfuhr ihm das Rämliche. Anfangs aß er, trank er, und entleerte sich seines Harns und Koths; zuletzt aber schlossen sich seine Kinnbacken, er aß nichts mehr, blieb in beständiger Betäubung, und erwachte nicht eher aus derselben, als nach Verlauf von 17 Wochen. Es hatte sich, als er einschlief, gerade so getroffen, daß man eben die Gerste säete; und als er wieder erwachte, war sie schon reif geworden. Im August schlief er neuerdings ein. Man ließ ihm zur Ader; man wendete Reizmittel an; man behandelte ihn nach allen Regeln der Kunst; allein vergebens. Er erwachte nicht eher als bis im November. In Plott's *natural history of Staffordshire* ist der Fall einer Frau angeführt, die 40 Tage lang geschlafen hat. In den vermischten Werken von H. Willan, herausgegeben von A. Smith *M. p.* 339 heißt es: Ich habe es gesehen, meistens bei Juden und andern Fremden, von einer dunkeln und schwärzlichen Hautfarbe, daß derlei Individuen manchmal 6 bis 8 Wochen in einem starren, gefühllosen Zustande lagen.

Nach dieser, vielen meiner Leser vielleicht nicht unwillkommenen Abschweifung kehre ich wieder auf das Gebiet meiner eigenen Erlebnisse zurück, und glaube vor allem Andern einen Fall anführen zu sollen, durch welchen sich die herrliche Wirkung der im Oriente so hochgeschätzten und von mir bereits öfters erwähnten *Rumjal* auf das Glänzendste bestätigt.

Zur Zeit des Maharadscha Schir-Sing war ein Elephant bei aller

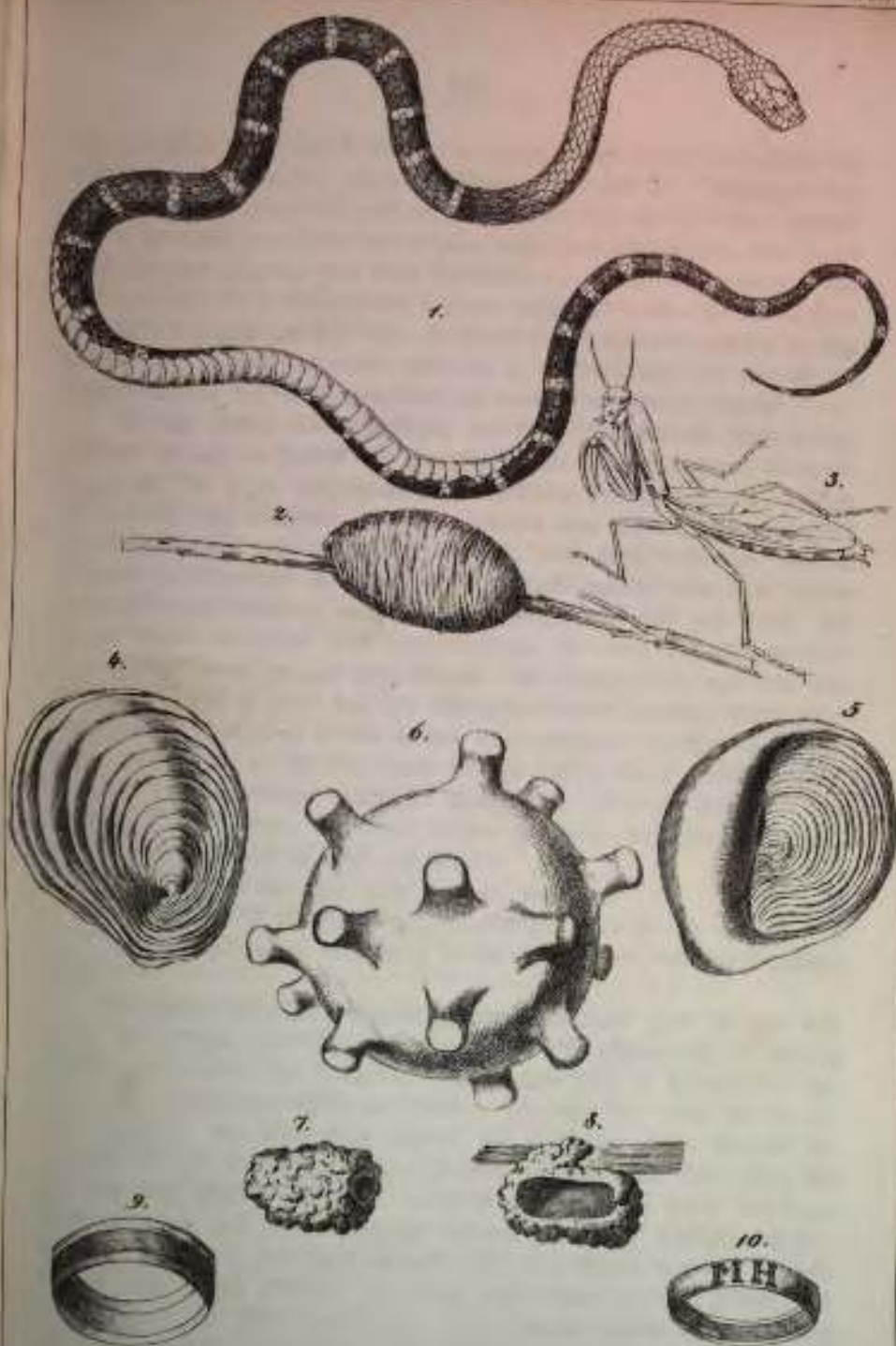
Erzge und Geräusch des Treibens und des Thierens, wie es manchmal geschieht, in der dunkeln Nacht zwischen den Ruinen der alten Stadt Lahore mit einem Zuge in das Grab eines Ruchmannes getreten, wodurch Dr. van C. einige Schritte weit aus dem *heda* (Eigiehell) herausgeworfen wurde. Sie brach sich bei diesem Falle zwei Rippen, und dieß im neunten Monate ihrer Schwangerschaft. Ich begann die Kur mit einem tüchtigen Uderlag, worauf sie drei *Rumiaipillen*, jede zu 1 Gran, täglich 1 Stück einnehmen mußte. Dabei wies ich sie an, sich mit der Binde ruhig im Bette in der Rückenlage zu verhalten. Am vierten Tage, als ich sie besuchte, bemühte sie sich in meiner Gegenwart vergeblich, durch Hin- und Herbewegen das früher hörbare Knarren der Knochen zu vernehmen. Die Vereinigung des Bruches, der Callus, hatte sich in der kurzen Zeit von drei Tagen gebildet. Einige Tage hernach gebahr sie mit großer Leichtigkeit einen gesunden Knaben.

Ebenfalls zu Schir-Sing's Zeiten hatte mir eines Tages im Vorbeireiten im Bazar Lahore's ein *Kafir* einen Stein nachgeworfen, der mich im Nacken traf. Man sagte mir, daß es im Kopfe dieses *Kafiren* nicht richtig sei, und daß er schon mehreren *Serdaten* eben so, wie mir, Steine nachgeworfen habe. Ich ließ ihn deshalb fest nehmen, ihm eine Kette an die Füße legen, ihn in meine Pulverfabrik, wo eben gebaut wurde, einsperren und arbeiten. Ich gab ihm gute Nahrung und zweckmäßige Arzneien, und verbot ihm das Ghurrenrauchen und Opiumessen, woran er gewohnt war. Kaum hatte er sich einige Tage in der Fabrik aufgehalten, so berichtete man mir, daß er von einer giftigen Schlange gebissen worden sei, worauf ich ihm die Mittel gegen einen solchen Biß schickte. Desselben Nachmittags besuchte ich ihn persönlich, und fand ihn so munter wie ehedem. Ich hielt das Anfangs für die Wirkung meiner ihm übersendeten Arzneimittel. Allein mit Befremden erfuhr ich von ihm, daß er meine Arznei gar nicht gebraucht habe. Er meinte, daß das Schlangengift auf ihn ohne schädlichen Einfluß sei; schon vielmals wäre er sonder Nachtheil von giftigen Schlangen gebissen worden. Die Schlange, die ihn jetzt gebissen hatte, hielt er gefangen. Es war eine *Viper*. Er trug mir an, wenn ich es wünsche, sich sogleich von derselben in die Zunge beißen zu lassen. Natürlich fragte ich ihn, ob er das im Ernst oder im Scherze sage. Er bezeugte das Erstere. Zu eben der Zeit besaßen wir einen interessanten Gast in Lahore, den Dr. W. Jameson, den gegenwärtigen Oberaufseher des botanischen Gartens in Saharenpur (Saharanpore), dem der Maharadscha Schir-Sing viele Gefälligkeiten erzeugte. Dieß veranlaßte mich, dem Maharadscha bekannt zu geben, daß ich einen *Kafir* bei mir hätte, der vorgäbe, daß Schlangengift auf ihn keine Wirkung äußere. Dieser sei so eben von einer *Viper* gebissen worden, und befinde

sich dessen ungeachtet wohl. Wenn er dem Doktor Jameson, seinem Gaste, diesen Mann vorstellen wollte, so würde jener gewiß ein großes Vergnügen darüber empfinden. Mir selbst erscheine die Sache zweifelhaft, so wie ich fest davon überzeugt sei, daß ihr kein europäischer Arzt Glauben schenken würde. Dem zufolge erhielt ich den Befehl, den Fakir dem Doktor Jameson, der in Anarkhali bequartirt war, vorzuführen.

Zum Behufe des anzustellenden Experimentes hatte ich mit einem Hahn mitgenommen. Der Doktor lächelte, als ich ihn von Allem in Kenntniß setzte, ungläubig, und schüttelte verneinend den Kopf. Nun begann der Fakir seine Probe abzulegen. Zuerst hielt er selbst den Rücken seiner Hand der Viper hin, die er in einem Topfe aufbewahrt hatte, und wurde sogleich von ihr gebissen. Darauf hielt er ihr auch den Hahn hin, den sie gleichfalls biß. Noch immer spiegelte sich in den Mienen des Doktors der Zweifel ab. Ich brachte den Hahn nach Hause, steckte ihn unter einen Korb, und fand ihn in der Frühe todt und starr, während dem Fakir, obwohl er sich zu erst hatte beißen lassen, nicht das mindeste geschehen war. Ich nahm ihn nun nebst dem verwendeten Hahne mit mir, und stellte mich dem Maharadscha vor, um ihm ausführlichen Bericht zu erstatten, darauf hinweisend, daß ich den Fakir sammt dem Hahne in der Nähe hätte, falls er beide zu sehen wünsche. Da der Maharadscha mir seinen dießfälligen Wunsch zu erkennen gab, so holte ich den Fakir mit dem Hahne herbei, welcher vor dem Garten Hajuribagh, wo der Derbar gehalten wurde, indeß wartete. Mit ihm kam ein Mezur (Tagelöhner), der so eben auch eine Viper gefangen hatte, die im Lande häufig vorkommen. Auch diese zweite Viper hatte der Fakir zu der ersten in den Topf gethan, welchen er zugebunden der hohen Versammlung präsentierte. Maharadscha Schir-Sing fragte ihn mit Nachdruck, ob er denn auch wirklich im Stande sei, sich jederzeit nach Belieben von giftigen Schlangen beißen zu lassen, ohne Schaden zu nehmen. Der Fakir bejahte es, erboth sich, auf der Stelle eine Probe davon abzulegen, und machte sich sogleich an den Topf, um ihn aufzubinden. Der Maharadscha erklärte aber, er wolle ihn den Versuch nicht mit den Schlangen machen lassen, die er mitgebracht habe, sondern mit solchen, für deren Herbeischaffung er selbst sorgen werde. Dabei gab er dem Fakir die 7 Rupien, die er von den Razerana's (Präsenten) armer Leute gerade in den Händen hatte, zum Geschenke. Der Fakir nahm sie ohne Umstände, gab sie aber auch sogleich wieder dem Mezuren, der mit ihm gekommen war, mit den Worten: Das ist ein Geschenk des Wäscher-ohnes, worauf er sich auf der Stelle fortmachte. Schir-Sing stellte sich, als ob er es nicht gehört hätte, obwohl es so laut gesprochen worden war, daß es Niemandem entgehen konnte. Mir selbst that es ungemein leid, wenn auch unschuldig, die veranlassende Ursache einer solchen Unverschämtheit gewesen zu

sein. Ich gab deshalb dem Fakir einen derben Verweis, und ließ ihn als einen Bahnwirigen wiederum in Ketten schlagen. Er hatte die erwartete Probe noch nicht abgelegt, und solchergestalt nicht einmal die 7 Rupien verdient. Allein die Folgen seiner losen Zunge trafen ihn bald. Ich konnte mir denken, daß die Schlangen, deren Herbeischaffung Schir-Sing angeordnet hatte, bald eintreffen würden. Aus diesem Grunde hatte ich den Soldaten, welche den Fakir begleiteten, den Befehl ertheilt, ihn aus der Pulverfabrik, die nahe außerhalb der Stadt war, früh Morgens zu mir ins Haus zu bringen, um ihn bei der Hand zu haben, falls uns der Maharadscha rufen ließe, woran ich nicht zweifelte. Am folgenden Morgen traf der Fakir im Bazar auf einen seiner Bekannten, der ihn fragte, wohin man ihn führe, und warum er gleich einem Gefangenen in Ketten geschlagen sei. Er antwortete, er habe dem Schir-Sing sein Kunststück zu zeigen, band zugleich den Topf auf, und ließ sich von Einer der beiden Vipern beißen, vermuthlich war es die zuletzt gefangene, wie auch der Fakir meinte, der kaum den Topf zugebunden hatte als er an derselben Stelle umfiel. Er nahm sich jedoch zusammen, stand wieder auf, und machte einige Schritte vorwärts. Doch es dauerte nicht lange so fiel er wieder um, und zwar diesmal so, daß er nicht mehr aufzustehen vermochte und man genöthigt war, im Bazar eine Tscharpai (Bettstätt) auszuborgen, um ihn in mein Haus zu bringen. Wie leicht begreiflich, begleitete ihn eine große Schaar Neugieriger aus dem Bazar. Ich ließ ihn neben meiner Behausung in einen Stall des Fakir Tschirafeddin schaffen. Als dieser es erfuhr, eilte er unverweilt herbei, und besah sich den Kranken. Da dieser Blut auswarf, so äußerte sich Tschirafeddin dahin, daß er nicht aufkommen würde. Damit ich nun in keine Händel mit den Braminen gerieth, wenn er stürbe, indem er ein Bramine sei: so sollte ich ihn in ein Termsale (indisches Bethaus) schicken. Ich theilte diesen Vorschlag meinem Patienten mit. Er sagte, daß er lieber zu seinem Freunde in den Thurm der Basti Schahbudsch gebracht werden möchte, wo er auch früher gewohnt hätte. Ich ließ ihn demgemäß dorthin transportiren, und gab die nöthigen Medikamente mit. Kaum hatte man ihn aber aus dem Stalle fortgeschafft, als schon die Peieh's (bewaffnete Dienerschaft des Derbar) erschienen, und mich aufforderten mit dem Fakir mich in den Derbar zu verfügen. Meine Entschuldigung, daß der Fakir bereits seinen Theil bekommen habe, und nun zum Sterben krank sei, half nichts. Schir-Sing, der das Wort „Wäschersohn“ durchaus nicht verdauen konnte, befahl ihn auf der Bettstelle hinzubringen. Natürlich blieb mir nun nichts Anders übrig, als mich dem Befehle zu fügen. Jedoch kam ich mit meinem Fakir zu spät. Die Versammlung war bereits auseinander gegangen, und Schir-Sing selbst hatte sich aus dem Hazuribagh ins Innere der Festung zur Nähe begeben. Am demselben Tage bekam der Fakir eine



Kniegeschwulst und einen Durchfall; er genas jedoch wieder, und diente mir in der Folge zu meinen zahlreichen Experimenten mit den Schlangen, die mir ein so besonderes Vergnügen verursachten, daß ich in einer Zeitfrist von 6 Monaten wenigstens 200 Hühner dieser Versuche opferte. Sie waren aber auch zur Zeit, wo noch keine Engländer da waren, so ungemein wohlfeil, daß man für 1 Rupie deren 4 Paare bekommen konnte. Uebrigens hatte der Fakir bezüglich auf das obige Kunststück sein Geheimniß, welches ich ihm mit der Zeit zu entlocken wußte, und dem er, vielleicht nicht mit Unrecht, die Nichteinwirkung des Schlangengiftes auf seinen Organismus zuschrieb.

Er war nämlich ein Arsenikesser, und kann schon deshalb Recht haben, weil der Arsenik in Indien ein Hauptingredienz der verschiedenen Kompositionen ist, die gegen Schlangenbisse anempfohlen werden. Er erklärte, daß er das Gift, eine Nahrung, woran er gewöhnt war, seit der Zeit, wo er bei mir unter Aufsicht und in Haft sich befand, nicht hätte bekommen können, weshalb das Viperngift ihn angegriffen und krank gemacht habe, was, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, allerdings nicht unmöglich sein kann. Auf meiner Reise von Kabul nach Buchara lernte ich einen afghanischen Arzt, oder Hakim kennen, der als Pferdehändler aus Buchara kam, von dem man sich erzählte, daß er jeden Tag sein Quentchen Arsenik verzehre, dabei guten Appetites sei, und wenn er das Mittel nicht einnehme, jeglicher Schlaf entbehere, auch sollte er sich seit seinen frühern Jahren daran gewöhnt haben. Er war ein untersehter muskulöser Mann von gesundem Verstande und heiterem Temperamente, mit einer weißen Hautfarbe und langen schwarzen Haaren; bei ihm hieß es wohl mit Recht:

Quod cibus est aliis, aliis est acre venenum.

Was Speis ist für die Ginen, ist tödtliches Gift für die Andern.

Eder: One man's meat may be anothers poison, wie die Engländer sagen.

In meiner zahlreichen Sammlung von Schlangen hatte ich nur drei Arten von giftigen, nämlich: 1. Sengtschur (Kingschlange?); 2. Aseie (Cobra di Capello) eine weißgraue und schwarze Art; 3. Krun di's (Vipern) von verschiedener Farbe und Größe. Die erste Art wird für die giftigste gehalten. Ihr Gift greift sogleich den Hals an, woher sie auch den indischen Namen Sengtschur (Halbzuschneider) bekommen hat. Man sagt, daß ihr Biß den stärksten Menschen innerhalb einer Stunde durch Erwärmen tödte, und daß kein Mittel dagegen bekannt sei. Diese Schlange ist $1\frac{1}{2}$ Ellen lang und $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser dick. Der Rücken derselben ist dunkelgrau, der Bauch weißlich, der Kopf nicht dicker als der Körper, der Schwanz lang und spitzig auslaufend. Eine Spanne unterm Kopfe beginnen dünne Querstreifen von weißer Farbe, Ringen ähnlich, in einer Zoll weiten

Entfernung von einander bis hinab an das äußerste Ende des spizen Schwefes. Sie sollen ein Alter von beiläufig 500 Jahren erreichen. Auch lassen sie sich nicht leicht böse machen, und sind deshalb schwer zum Beißen zu bringen. Da ich im hiesigen k. k. Naturalienkabinete unter den mannigfaltigen Ringschlangen kein derartiges Exemplar vorfand, so werde ich einstweilen diese Schlangenart aus meiner Erinnerung zeichnen, und meinen verehrten Lesern in einer lithographirten Abbildung anschaulich machen, bis ich im Verfolge der Zeit Gelegenheit finde, diesen Mangel der hiesigen reichen Sammlung auszufüllen. Der Mann, welcher mir eine solche Ringschlange brachte, faßte sie mit einem Leinwandfleck am Nacken, öffnete ihr mit Hilfe eines Stäbchens gewaltsam das Maul, steckte darein den Hals eines großen Hahnes, und ließ dann Beide los. Die Schlange hielt den Hahn einige Sekunden lang fest, und ließ ihn dann wieder frei. Das arme Thier schien wie betäubt; es äußerte zwar keinen Schmerz, konnte aber auch keinen Schritt thun, sondern schloß die Augen, und setzte sich nieder. Nun hob ich ihn auf, und untersuchte die gebissene Stelle am Halse. Sie war kaum zu erkennen, und sah ungefähr so aus, als ob man bloß einen Nadelstich angebracht hätte. Auf die örtliche und innere Behandlung, die ich ihm nun angedeihen ließ, schien einige Besserung einzutreten. Das Thier öffnete die Augen, stellte sich auf die Beine, und hatte 2 weiche dunkelgrüne Entlerungen. Eine Viertelftunde nach dem Bisse setzte es sich abermals nieder, und verendete 24 Minuten nach dem Bisse. — Sollte wohl nicht die endermatische Application eben dieses Virus das wahre Heilmittel der ausgebrochenen Wasserscheu sein, weil es, wie diese vorzüglich den Hals angreift? *Extremis morbis extrema remedia!* Es verdient gewiß, wenn auch nicht bei Menschen so doch anfänglich bei Thieren, versucht zu werden. Woher können wir aber diese Art von Schlangen bekommen? wird es heißen. Wenn sich einmal die heilsame Wirkung dieses Stoffes auf überzeugende Weise wird bewährt haben, so kann durch hiezu geeignete Personen bei der langen Lebensdauer dieses Reptils schon dafür gesorgt werden, stets hinlängliche Vorräthe davon zu besitzen, um in Nothfällen, die zwar nur selten vorkommen, den erforderlichen Gebrauch davon zu machen. Da ich in den von dieser Art Schlangen abgeworfenen Häuten so mannigfaltige und große Heilkräfte gefunden habe, wenn sie nach Angabe meines Systems zubereitet eingegeben werden; so ist es allerdings möglich, daß sie auch endermatisch (in Abreibung? oder Auflösung?) wirksam sind, vielleicht sogar das Virus ersetzen. Ist doch derselbe Fall auch mit den Kuhpocken, wo beim Abgange der Lymphe, die im Wasser aufgelöste frische Kruste ganz dieselben Dienste leistet. Mit Häuten von andern Schlangenarten hab' ich keine Versuche angestellt, um zu erfahren, ob und in wie fern sie eben dieselben Wirkungen hervorbringen, wie diese. Indessen

glaube ich Grund zu haben, daran zu zweifeln, und bin der Ansicht, daß wohl eine jede die ihres Geschlechtes haben wird.

Weniger giftig als die Ringschlange ist die Cobra di Capello, deren Gift jedoch heftiger wirkt, als das der Vipern. Die Dschogi-Raffes im Hindustan verdienen sich damit ihr Brod. Sie führen die Aseie's in Körben oder Schachteln eingeschlossen zur Schau herum. Werden diese geöffnet, so richtet sich die Schlange bei dem Getöse einer Sackpfeife darin empor, bläst sich am Halse auf, und neigt sich tastmäßig bald auf diese, bald auf jene Seite, als ob sie tanze, was den Zuschauern Unterhaltung gewährt, und denen, die nicht wissen, daß ihr die beiden Giftzähne ausgebrochen sind, zugleich grauenvoll erscheint.

Die Bisse der Cobra können, so wie jene der Vipern, geheilt werden, zu welchem Zwecke der Salmiakgeist, oder Storchhorngest, oder das sogenannte Eau de Luce treffliche Mittel sind. Da man sie aber in Fällen, wo man ihrer dringend bedürftig, nur höchst selten bei der Hand hat, so rathe ich bei jeder Bisswunde von Thieren, insonderheit von giftigen, sogleich stark und anhaltend an der Wunde zu saugen, ohne daß man davon üble Folgen im Munde oder im Magen zu befürchten hätte. Auch ist die baldige Unterbindung bei solchen Wunden, bis das Gift ausgefangt werden kann, gar sehr zu empfehlen. Selbst wenn das animalische Gift in beträchtlicher Menge verschluckt werden sollte, so wird es vom Magensaft zersezt, und bringt nicht den geringsten Schaden. Die Hühner, die ich mit meinen Schlangenerperimenten tödtete, hätte mein Koch, der ein Muhamedaner war, gewiß nur mit Widerwillen zubereitet, weil sie nicht haläl (im Namen Gottes geschlachtet), sondern mit dem Blute in sich verendet waren, weshalb ich sie meinem Auslehrer, dem Bengi von der Pariaskaste, Tschure genannt, überließ, der damit dick und fett wurde.

Daß nicht alle großen Schlangen nachtheilbringend, sondern est sogar nützlich sind, beweiset folgender Fall. Eines Tages hatten meine Leute im Serdekhane, oder Teikhane (Keller) eine große Schlange gefangen. Sie todt geschlagen und auf die Gasse hinausgeworfen. Da sie einen sehr dicken Bauch hatte, so wünschte ich zu wissen, was darin wäre. Ich ließ sie deshalb öffnen, und siehe da! wir fanden in ihr eine Ratte, welche sie mit Haut und Haar hinabgewürgt hatte, worauf meine Leute bedauerten, diesen braven Rattenfänger umgebracht zu haben.

Da ich eben von den Schlangen spreche, so finde ich mich veranlaßt, hier einer besondern Krankheit zu erwähnen, die man in Lahore Rar Aschegh (Schlangensiebe) heißt, und man sagt, daß diese Krankheit einzig und allein im Pendschab vorkomme. Ich habe auch nirgends anderswo davon gehört, und will nun dasjenige mittheilen, was ich davon zu erfahren Gelegenheit hatte,

in der Hoffnung, daß die jetzt im Lande sich befindlichen englischen Aerzte der Untersuchung sich unterziehen werden, ob diese besondere Art von Krankheit nur auf das Pendschab sich beschränke, oder auch abwärts des Indus über Sind sich erstrecke, und was die Ursache sein mag, daß sie nur in der Ebene zwischen dem Indus und Setludsch aber weder im Westen des ersteren, noch im Osten des letzteren aufzutreten pflegt. Die Forschungen über diese Krankheit, wenn sie zum erwünschten Ziele führten, und der Fang eines Moschusthierchens im Pendschab, würden meine diesfälligen Veröffentlichungen krönen, und der Wissenschaft wesentlichen Nutzen gewähren.

Der in Lahore noch lebende Fakir Nureddin, der auch noch jetzt bei den Engländern seiner ausgebreiteten Kenntnisse und hervorragenden Verdienste halber in großem Ansehen steht, war der erste, der meine Aufmerksamkeit kurz vor meiner ersten Abreise von Lahore im Jahre 1832 auf diese Krankheit lenkte, und mir auch sofort einen damit Behafteten aus seiner Nachbarschaft vorstellte. Es war ein Wäscher in einem Alter von einigen 60 Jahren, obgleich er seinem Aeußeren nach ein Achtziger zu sein schien. Er ließ sich allmonatlich von Schlangen beißen. Er war klein von Statur, und hatte ein kachektisches Aussehen. Seine Aussdünstung, die ich auf einige Schritte weit bemerkte, war von eigener Art und roch nach Schlangen. Er erzählte mir, daß er seit mehr als dreißig Jahren an diesem Uebel leide; daß er anfänglich einmal im Jahre, später zweimal, jetzt aber jeden Monat gebissen werde, und daß ihm die Schlangen sogar in's Wasser nachfolgten. Erst seit 4 Tagen sei er von einer solchen auf dem Handrücken gebissen worden, auf welchem ich auch wirklich den Biß mit einer kleinen Geschwulst bemerkte. Auch zeigte er mir eine Unzahl von Narben an Händen und Füßen, so daß mir in der That kein Zweifel blieb. Nicht minder sagte er mir, daß er im Stande wäre, anderen von Schlangen Gebissenen das Gift aus der Wunde zu saugen; daß er es schon Vielen gethan hätte; daß jedoch Niemand das Geinige aussaugen könne, außer den Schlangen selbst. Ob aber dieses ein Aussaugen des gährenden Giftstoffes sei, daran zweifle ich. Es scheint mir vielmehr eine durch die Einlassung des neuen Giftes bewirkte theilweise Neutralisation des frühern Virus zu sein.

Der obgenannte gelehrte Fakir nebst seinen 4 erwachsenen Söhnen, können nebst andern eingebornen rationellen Fakims den daselbst befindlichen englischen Aerzten über alles Bisherige die sichersten Aufschlüsse geben; und ihnen sofort mehrere dergleichen Patienten verschaffen, die sich in der Stadt und ihrer Umgegend befinden. Ich selbst für meine Person habe deren gewiß ein Duzend kennen gelernt, und es sollen, wie es heißt, wenigstens gegen Hundert solcher Leidender im Pendschab zu finden sein. Das Wesen der Krankheit besteht darin, daß die Patienten innerhalb gewisser Perioden

von Schlangen gebissen werden müssen, was für sie eine wahre Wohlthat ist, indem sie einige Tage vorher mancherlei Ueblichkeiten bekommen, und an Schwindel, Kessel, Mangel an Schlaf, Verdrossenheit zur Arbeit, Schwere in den Gliedern u. s. w. leiden.

Dieses sind die Symptome der bereits vorgeschrittenen Krankheit, woraus sie ermesen, daß nun die Zeit da sei, wo sie von den Schlangen sich müssen beißen lassen. Sie sehen sogar dieselben unter diesen Umständen für ihre Wohlthäter an, und halten ihnen, wenn sie sich herantungeln, mäßig den Fuß oder die Hand hin, worauf die Schlangen, wenn sie gebissen haben, sich wieder entfernen, und der Patient eine Zeit lang sich wohl befindet. Die Meisten solcher Leidenden werden jährlich einmal, und das im Saon oder Baderonmonate (Juli oder August) von den Schlangen heimgesucht, und diese finden sie, wo sie auch immer sein mögen. Wenigere habe ich gesehen, die jährlich zweimal, und zwar jedesmal nach Verlauf eines halben Jahres, gebissen werden. Zu den seltenern Fällen gehören diejenigen, bei denen dieß allmonatlich geschieht. Was ich hier mitgetheilt habe, ist gewiß eine höchst sonderbare und insbesondere für Naturforscher ungemein interessante Thatsache. Wie ist aber diese seltsame Krankheit in den Pendschab gekommen? und wie geschah es, daß sie nur da sich einheimisch gemacht hat und nicht weiter fortgeschritten ist? Die Eingebornen sagen, daß der Biß der *Anphibisbana*, die man unrichtig *Dumuhä* (zweimantige Schlange) heißt, der übrigens nicht giftig ist, wenn sie, nach der Ansicht der Hindu's im trächtigen Zustande sich befindet, diese Krankheit veranlasse, indem nämlich das unschädliche Gift zu gewissen Zeiten im menschlichen Körper zu gähren beginnt. Da diese Art Schlangen eigentlich in Amerila zu Hause sind, so ergibt sich von selbst die Frage, ob diese Krankheitsform nicht auch daselbst vorkomme, worüber ich vor der Hand nichts Näheres zu sagen weiß. Ein derartiger Patient theilte mir einstmals mit, man hätte ihm gerathen, er solle die Schlange, wenn sie auf ihn loskäme, um ihn zu beißen, schnell anfassen und ihr den zwischen Keimwand eingewickelten Kopf abbeißen. Durch die Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregel, nämlich des Einwickelns desselben, würde er, seiner Aussage nach, das Ausfallen der Vorderzähne zu beklagen haben. Einige Fakirs in Lahore rühmen als Heilmittel dagegen die Frucht der *Crataeva tapia*, *Barna* genannt, die sie mit Oel angemacht einreiben lassen. Da dieses Mittel von mir unversucht geblieben ist, so kann ich weder zum Vortheile noch zum Nachtheile desselben etwas sagen.

Nach dieser für Viele meiner verehrten Leser gewiß nicht uninteressanten Abschweifung über Schlangen und von Schlangen Gebissene, wozu die Begebenheit mit dem wahnsinnigen Fakir mich veranlaßt hat, wird es gewiß auch nicht überflüssig sein, über die auffallende Aeußerung desselben im Der-

bar, daß der Maharadscha, d. h. der regierende Fürst des Landes, ein gemeiner Wäschersohn sei, nähere Aufschlüsse zu geben.

Eine der Gemahlinen Rendschit-Sings hatte in der Stadt Betalah ein Mädchen geboren. Bekanntlich gehört die Geburt eines solchen in jenen Ländern gerade nicht zu den erfreulichsten Ereignissen. Zufälligerweise hatte auch in der Nähe eine Wäscherfrau ein gesundes Knäblein zur Welt gebracht. Die Rani, welche dieses erfuhr, und um jeglichen Preis einen männlichen Sprossen zu haben wünschte, veranlaßte, versteht sich zum großen Vortheile der Wäscherfrau, einen Austausch der Neugeborenen. Allein es wird nichts so fein gesponnen, es kommt doch, nach dem derben, alt deutschen Sprichwort, an die Sonnen. Rendschit-Sing erfuhr es, ließ sich aber die Sache eben nicht sehr verdrießen, und nahm den Eingetauschten als seinen Sohn an. In Folge dessen erhielt er auch eine ausgezeichnete Erziehung, welche die wirklich nicht gemeinen Talente des untergeschobenen Prinzen auf eine glänzende Weise entwickelte. Aus diesem Grunde faßte auch der Maharadscha besondere Liebe gegen ihn, und ließ ihm dieselben Ehrenbezeugungen bewelsen, deren sich der Kronprinz Kartel-Sing erfreute. So ließ er z. B. jederzeit allen beiden Stühle reichen, während die Minister und die Serdar's auf dem Boden saßen. Auch wurde er später nicht gleich einer Puppe auf den Thron gesetzt, sondern er mußte, freilich mit dem Beistande des Ministers Dhyang-Sing und mit Hilfe der ihm ergebenen Truppen, drei Tage lang hart für die Erringung seiner Würde kämpfen. Er war so wie Rendschit-Sing ein Freund aller Europäer, vorzüglich aber seiner Nachbarn, der Engländer, denen er auch nach ihrer Katastrophe in Kabul den so nöthigen Beistand leistete. Der erschlagene Kronprinz Ronehal-Sing hätte gewiß nicht so edel gehandelt, und die Engländer können es nur ihrem Glücke zuschreiben, daß Ronehal-Sing seinem Vater sobald in das Jenseits nachfolgte.

Da in der Erzählung meiner bisherigen Erlebnisse insbesondere, so wie in der summarischen Darstellung der politischen Begebenheiten jener Länder, in denen ich einen so beträchtlichen Theil meines Lebens nach Kräften wirklich zugebracht habe, eine Art von Ruhepunkt eingetreten ist; so glaube ich es meinen verehrten Lesern schuldig zu sein, dasjenige, was ich in der Vorrede dieses Werkes nur flüchtig skizzirt angedeutet habe, nämlich: die Bildung eines sogenannten Medial-Systems, und was mich hiezu hauptsächlich veranlaßte, eines Nähern zu erörtern, was, wie ich der Ueberzeugung lebe, besonders dem ärztlichen Theile meiner Leser von vielem Interesse sein dürfte.

Wie man aus dem Bisherigen zur Genüge entnommen haben wird, brachte ich nach einer vieljährigen Anwendung der rein allopathischen Heilmethode auch einige Zeit hindurch die neue homöopathische in Anwendung,

nachdem ich mich in genaue Kenntniß derselben gesetzt hatte. Sowohl aus meinen eigenen dießfälligen Erfahrungen, als auch aus jenen Anderer mußte ich nothwendig zu dem Schlusse kommen, daß der rationelle Arzt durch beide oftmals die erwünschten Erfolge erzielen könne. Indes fand ich bald, daß einestheils die zu starken Gaben der einen, und andertheils die zu winzigen der andern, nicht immer jene Resultate boten, die man davon zu erwarten sich berechtigt glaubte. Dieß veranlaßte mich zu weiterem Nachdenken über diesen Gegenstand. Dadurch wurde ich, gestützt auf meine ausgedehnte Praxis, am Ende dahin geführt, zwischen beiden Systemen durch ein neues in der Mitte liegendes zu vermitteln. Wohl weiß ich, daß das sogenannte *Juste milieu* in der politischen Welt nicht im besten Rufe steht, zumal, da Ludwig Philipp von Frankreich darüber für sich und seine Dynastie den Thron verlor. Allein nicht Alles, was in der politischen Welt sich als unsichthaltig beweist, ist es auch im Gebiete der Wissenschaft; und die vielen oft überraschend glücklichen Kuren, welche mir nach diesem Systeme gelangen, bestärkten mich immer mehr in meiner Ansicht. Ich könnte das, was ich in dieser Beziehung denke, nicht besser und erschütterlicher anschaulich machen, als durch jene bekannten zwei Worte des griechischen Weisen: *Μηδὲν ἄγαν* (no quid nimis)!

Es war bald nach dem Hintritte Mendshäit-Sings im Jahre 1840, als ich meine Versuche mit meinem Medial-Systeme begann. Fünf Jahre darnach brach die verheerende Cholera-Epidemie in Lahore aus. Sie war aus Mittelasien oder Turkestan über Kabul und Pischawer langsam herangekommen, was wir einige Wochen früher durch die *Delhi-Gazette* erfahren hatten, welche uns berichtete, daß sie ihre Richtung nach Ostindien nähme. Solchergehalt hatte ich hinlänglich Zeit gefunden, mich zu ihrem Empfange vorzubereiten. Es war schrecklich anzusehen, mit welcher Wuth sie bei ihrem Auftreten die Menschen dahintrassie. Anfangs trugen die Hindu's und Sikh's ihre Todten zum sogenannten *Tenkial-Derwazeh* aus der Stadt hinaus, weil dieses Thor dem *Rawisthah* am nächsten ist, woselbst sie ihre Todten entweder verbrannten, oder auch nur ohne viele Umstände in den Fluß warfen. Bei zunehmenden Sterbefällen aber war das Gedränge im Bazar mit den Todten vom Morgen bis zum Abend so ungeheuer, daß die Passage in den Gassen vollständig gehemmt wurde, und die Regierung sich genöthigt sah, den Befehl zu erlassen, die jeweiligen Todten zum nächsten Thore hinauszutragen. Und so geschah es, daß man auch die der Seuche erlegenen Sikh's und Hindu's gleich den Moslims zu allen 12 Thoren aus der Stadt schaffte. Als die Epidemie den höchsten Gipfel ihrer Stärke erreicht hatte, starben einige Tage hindurch von einer Bevölkerung, welche beiläufig Einhunderttausend Seelen beträgt, tagtäglich über 800 Menschen. Während dieser

verhängnißvollen Zeit hatte ich die reichlichste Gelegenheit zu Anstellung von mannigfaltigen Versuchen, und benützte sie auch nach besten Kräften, so zwar, daß mir die sechs Wochen, während denen die Seuche grassirte (die verehrten Leser mögen mir diese Aeußerung nicht etwa im unrecten Sinne auslegen!) beinahe zu geschwind vorübergingen. Denn ich hätte, gewiß nur im Interesse der Menschheit, gewünscht, meine Beobachtungen noch einige Wochen länger fortsetzen zu können, um zu einem für das Gesamtwohl vollkommen ersprießlichen Resultate zu gelangen. So z. B. habe ich erst beim Abnehmen der Krankheit während der drei lehtern Wochen angefangen, als Präservativmittel galvanisch-elektrische Ringe zu versuchen. Ich ließ einige hundert von solchen verfertigen, theils aus Kupfer und Zink, theils aus Silber und Zink, die ich verschenkte, und davon das Ergebniß erhielt, daß Einige von denen, welche die Kupferzink-Ringe trugen, der Seuche erlegen sind, obgleich dieß bei keinem Einzigen, die mit Silberzink-Ringen versehen waren, der Fall gewesen ist. Allerdings sind wohl auch Mehrere von Letzteren von der Cholera befallen worden; allein die Krankheitsanfälle waren so unbedeutend, daß die Patienten, wie ich überzeugt zu sein glaube, sammt und sonders auch ohne ärztliche Hilfe aufgekommen wären. Freilich darf ich hier im Interesse der Wahrheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieses bereits in der Periode des Abnehmens der Epidemie geschah, und daß ich seit jener Zeit keine Gelegenheit mehr fand, sie in jenem Lande noch weiter zu beobachten. Ich vermag deßhalb auch nicht unbedingt für die Untrüglichkeit meines Präservativmittels einzustehen. Um mir aber über diesen Punkt die möglichste Gewißheit zu verschaffen, ließ ich während meines jetzigen Aufenthaltes in Wien, wo bekanntlich der asiatische Gast für eine längere Zeit seinen Thron aufgeschlagen hatte, mehrere hunderte solcher Ringe verfertigen, und vertheilte sie an verschiedene Personen, in der Hoffnung, dadurch in meiner Ueberzeugung befestigt zu werden. Die Folge wird lehren, in wie ferne ich mich in meinen Voraussetzungen getäuscht habe oder nicht. Mehrere solcher Ringträger in Lahore zur Zeit der Epidemie waren der Meinung, daß die Metallcomposition, woraus sie bestehen, Wärmestoff entwickle, indem sie ihnen am Finger, woran sie den Ring trugen, einen feinkörnigen röthlichen Ausschlag verursachten, wodurch sie sich genöthigt sahen, den Ring entweder auf einige Tage abzulegen, oder ihn an einen Finger der andern Hand zu stecken. Ein Ring ist für eine Person vollkommen hinreichend, wiewohl auch das Tragen mehrerer begreiflicherweise mit keinem Nachtheil verbunden sein würde. Daß Spangen, Armbänder, Ketten u. dgl. eine noch stärkere Wirkung äußern müssen, versteht sich von selbst. Außerdem hege ich den Glauben, daß Ringe dieser Art nicht nur allein bei der Cholera ihren Nutzen haben, sondern auch überhaupt der Gesundheit förderlich sind. Wenigstens befinde ich mich schon

sechs Jahre hindurch, seitdem ich einen solchen Ring trage, fortwährend gesund, oder hatte doch mindestens keine große Krankheit zu überleben.

Ich kann jedoch nicht umhin, alle solche Ringträger darauf aufmerksam zu machen, daß sie bei einem allfälligen Uebelbefinden, oder bei Vorahnung des Eintrettes irgend einer bedeutenderen Krankheit nicht sogleich ängstlich werden und zu stark wirkenden Heilmitteln ihre Zuflucht nehmen, damit sie nicht, falls dadurch ihr Zustand sich verschlimmert, die Ursache dessen der Unwirksamkeit der Ringe zuschreiben. Was aber die Art ihrer Wirksamkeit betrifft, so glaube ich, damit man nicht etwa meine, ich wolle sie als magische Talismane oder Zaubertamule anpreisen, meinen verehrten Lesern einen kleinen Aufschluß hierüber schuldig zu sein. Wir wissen Alle aus Erfahrung, welche wichtige Rolle das elektrische und magnetische Fluidum in der gesammten Körperwelt spielt, und daß durch die Zurückführung darauf oft die wunderbaren Erscheinungen, welche den größten Weisen des Alterthumes rein unerklärlich waren, bei den neueren Naturforschern wenigstens einen Schlüssel finden, der, wenn er auch das geheimnißvolle Schloß noch nicht völlig öffnet, doch die Möglichkeit der einstigen Oeffnung zeigt. Es durchströmt nämlich, wie nicht zu bezweifeln ist, ein elektro-magnetisches Fluidum unsere feinsten Nervenkanäle. Die Batterie liegt im Kopfe. Deshalb scheint auch der weise Schöpfer sämtliche Organe der äußern Sinne im Kopfe vereinigt zu haben. Durch den immer fortdauernden gelinden Reizreiz, welchen diese Ringe in Folge ihres Rapportes mit dem elektrischen Fluidum im thierischen Körper hervorbringen, wirken sie ganz analog mit einem Pflaster, wodurch sie die Nerventhätigkeit in ihrer Normalität erhalten. Schließlich verweise ich hier auf meine beigelegten Abbildungen, worauf die oft erwähnten Ringe in doppelter Form zur Anschauung gebracht werden, nämlich so, wie ich sie ursprünglich in Lahore und dann, aus Rücksichten auf äußere Eleganz, hier in Wien habe anfertigen lassen.

Im Jahre 1849, dem letzten Jahre meines Dienstes in Lahore, erschien in den englischen medizinischen Zeitschriften die Beschreibung eines galvanisch-elektrischen Apparates, welcher aus einer Zink- und Silberplatte besteht, die vermittelt eines Silberdrahtes vereinigt sind, und die Schilderung der Heilwirkungen desselben, besonders bei bösartigen Geschwüren und ähnlichen Fällen. Dies veranlaßte mich sofort auch in Lahore Versuche damit anzustellen, und wirklich hatte ich dabei das Glück, unter andern im Spital der Gefangenen, dem sogenannten Dschailhospitale, zweien Brüdern zwei krebsartige Geschwüre an den Füßen in der Zeit von 4 — 6 Wochen vollständig zu heilen; weshalb ich mir von diesem einfachen Mittel bei der Heilung verschiedenartiger Geschwüre viel verspreche.

Zu eben dieser Zeit traf es sich auch, daß mir einige sporadische Epi-

lerafälle zur Behandlung vorkamen. Da ich die heilsamen Wirkungen des eben erwähnten Apparates durch die Erfahrung bestätigt gefunden hatte, und auch von der Nützlichkeit meiner Ringe bei der Cholera überzeugt zu sein glaubte, die ebenfalls nur aus denselben Metallen bestanden, wie jene Platten, so beschloß ich diesfalls bei meinen Kranken damit Versuche anzustellen. Die Application derselben hatte zur Folge, daß in überraschender Schnelle die gewünschte Besserung eintrat. Natürlich mußte mich dieß auf den Gedanken bringen, die so lange ungelöste Räthselfrage wegen sicherer Heilung der Cholera, wenn auch nicht ganz, doch zum größten Theile gelöst zu haben. Dies bewog mich bei meiner jetzigen Anwesenheit in Wien, wo bekanntlich während des ganzen Frühjahres und Sommers die Cholera zahlreiche Opfer forderte, bei einem hohen Ministerium des Innern um die Bewilligung einzuschreiten, einige in einem hiesigen Spitale mir zuzuwiesende Cholerafranke nach meiner Art behandeln zu dürfen, was ich auch erlangte. Jedoch war zwischen der Zeit meines Einschreitens, welches in der Periode geschah, als die Cholera am heftigsten wüthete, und jener der Bewilligung eine bedeutende Frist verstrichen, so zwar, daß die Seuche bereits sich ihrem Erlöschen näherte, und nicht mehr ihren Urtypus an sich trug. Es wurde mir demnach behufes meiner Behandlungsmethode das allgemeine Krankenhaus auf der Wieden als Wirkungskreis angewiesen. Ich erhielt daselbst bei meinem ersten Erscheinen mehrere Erkrankte, von denen ein Theil bereits dem Tode unrettbar anheim gefallen, der andere aber angeblich auf dem Wege der Besserung begriffen war. Daß ich unter diesen Umständen meine Heilmethode nicht in Anwendung bringen konnte, liegt am Tage. Späterhin wurden drei neue Patienten, von denen der Eine bereits sterbend überbracht wurde, meiner Obforge übergeben. Wie es geschah, daß der Eine von den letzten Zweien den Tag nach seinem Eintreffen im Spitale starb, der Andere hingegen, eine böhmische Handlangerin, die von einem echten Cholera-typhus ergriffen war, elf Tage hindurch dem Leben erhalten wurde, darüber habe ich den betreffenden Behörden bereits ausführlichen und, wie ich hoffe, genügenden Bericht erstattet. Da ich für kein ausschließend ärztliches Publikum, sondern für Leser aller Klassen schreibe, so wird man es ganz in der Ordnung finden, wenn ich hier darauf verzichte, in alle Einzelheiten einzugehen.

Gleichermassen versuchte ich in Lahore auch unter Einwirkung des Chloroform zu operiren, und that dieß an Einem Tage mit zwei Knaben, die am Stein litten. Beide operirte ich mit dem Apparatus altus in Gegenwart des Doktors Pathaway, des Wundarztes der Residenz. Leider hatte aber die Operation des Einen durchaus nicht den erwarteten Erfolg. Es dürfte dies dem fatalen Umstande zuzuschreiben sein, daß das Steinchen an die innere Schleimhaut

der Blase etwas angewachsen war — einer von jenen Fällen, die fast alle einen ungünstigen Ausgang zu nehmen pflegen — wozu wohl auch beigetragen haben mag, daß der Operirte gleich nach der Operation von seiner Mutter heimlicher Weise Butter mit Zucker bekommen hatte, in der irrigen Absicht, ihn zu stärken. Der Kleine bekam sofort ein hartnäckiges Erbrechen, wozu sich Kengstlichkeit und Auffahren aus dem Schlafe gesellte. Am vierten Tage hatte er bereits ausgelitten, indeß der andere, von dem man es am wenigsten hätte hoffen können, seiner Genesung sichtlich entgegen schritt. Ein Jahr vorher hatte ich, unterstützt vom Doktor Andr. Genting, einen Knaben gleichermassen mit einer Steinaffektion mit demselben Bauch- und Blasen Schnitte vermittelst Aethereinathmung operirt, wodurch er drei Tage hindurch schlafbetäubt blieb, was eine Nachwirkung des Aethers war. Dessen ungeachtet erfolgte die Heilung in Bälde, obwohl zwei große Steine im Blasenbalse eingezwängt sich befanden, die wir nur mit vieler Mühe herausbekommen konnten. Bemerkenswerth ist hiebei, daß mein überaus geschickter Kollega im Verlaufe der Operation bereits Zweifel zu hegen anfing, ob überhaupt ein Stein vorhanden wäre. Dessen ungeachtet fanden sich am Ende statt eines deren zwei von ungewöhnlicher Größe in Berücksichtigung des zarten Alters des Knaben im Blasenbalse zusammengedrängt, ein neuer Beweis, wie sehr man bei solchen Gelegenheiten dem Irrthume ausgesetzt ist. Was — mich anbelangt, so bin ich mehr für die Aethereinathmung als für die gewaltsame Betäubung mit Chloroform, wiewohl ich nicht läugnen mag, daß auch Vieles von einem guten Präparate abhängt. Doktor Hathaway verrichtete mit demselben in meiner Gegenwart mehrere sehr glückliche Operationen. Unser Chloroform war aus der Apotheke von Kanpur. Die ersten Aethereinathmungs-Versuche machte ich mit Doktor Hathaway im Dschailhospitale (Gefängniß-Spital), wo wir zwei Amputationen an Einem Tage vornahmen, ohne daß die Theiligten dabei irgend einigen Schmerz zu erkennen gaben. Uebrigens bin ich selbst, gleich einigen Andern, der Meinung, daß ein kleiner Theil des Chloroform, etwa ein Zehntel, dem Aether beigemischt, allerdings eine vortheilhafte Komposition abgeben mag.

In Lahore lernte ich einen eingebornen muhamedanischen Steinoperateur kennen, welcher, so wie alle übrigen Eingebornen im Oriente, die Steine auf die alte Celsus'sche Art im Mittelfleische herauschnitt. Es werden nämlich ein oder zwei Finger der linken Hand wohl eingedöht und soweit als möglich in den Mastdarm hinausgebracht, während man mit der rechten Hand über den Nabel nach unten zu drückt, auf diese Art den Stein mit den im Mastdarme befindlichen Fingern zu fühlen beginnt, ihn sodann herabzieht, und im Mittelfleische herauschneidet. Sind sie jedoch nicht im Stande, ihn herabzubringen, was bei Erwachsenen oft der Fall

ist, so lassen sie ihn darin, indem sie weder das Sondiren, noch das Katheterisiren, noch die Lateraloperation verstehen. Ihre Wunden heilen sie per primam intentionem leicht zu, nicht selten bleiben jedoch Harn fisteln zurück. Todesfälle ergeben sich in der Regel wenige.

Auch eingeborne Augenoperateure gibt es in Lahore, sowie überhaupt im Morgenlande, die gleichfalls zum größten Theile Befenner des Islam sind. Sie sitzen meistens in den Straßen und operiren mit plumpen Instrumenten. Es ist daher leicht erklärlich, daß sie trotz aller theoretischen Kenntnisse, die ihnen nicht abzusprechen sind, doch weit mehr Patienten völlig blind als sehend machen. Den grauen Starr können sie nur niederdrücken, zu welchem Behufe sie zweier Instrumente sich bedienen, nämlich einer Lanzettenspiße und eines Pfriemens.

Die 3 Dscherah's (eingeborne Wundärzte), Muhamedaner gleich den übrigen, die mir der Derbar als Gehilfen für meine Krankenhäuser, das Gefängnisspital und das allgemeine Krankenhaus, beigegeben hatte, wußten auch nicht viel, und besaßen außer einigen Salbenbüchsen nur noch Barbiermesser, Lanzetten nach ihrer Art, Zahnreißzängelchen und Schröpfköpfe, Kuzeh genannt. Von größeren Operationen verstanden sie nicht das Mindeste. Nicht einmal eine Arterie wußten sie zu unterbinden, und eine Amputation hatten sie ihr Leben lang nicht gesehen. Keine Steinschnitte, besonders jene mit dem Apparatus altus, schienen ihnen anfänglich an das Wunderbare zu gränzen. Bald aber lernten sie das Einimpfen der Kuhpocken, das Wasserabzapfen bei Wassersüchtigen u. s. w.

Im Pendschab betreibt man von Seite der Eingebornen eine Art von thierischen Magnetismus, den man Dscharu oder Manter heißt. Er wird gebraucht gegen entzündliche rheumatische und nervöse Schmerzen, vorzüglich am Kopfe, als: an den Augen, den Ohren, den Zähnen u. s. w. Der Operirende, Mann oder Frau, setzt sich dem Patienten gegenüber, einen grünen Ast oder ein Stäbchen in der Hand haltend. Mit diesem treibt er ihm, seiner Versicherung nach, die bösen Geister aus dem leidenden Theile, indem er denselben mittelst seines Instrumentes fortwährend abwärts streicht. Dabei macht er, wie man sich leicht denken kann, allerlei Hokus Pokus, murmelt sonderbar klingende Wörter zwischen den Zähnen, und bläht von Zeit zu Zeit den leidenden Theil an.

Auf den Puls hält man im Morgenlande sehr viel, und der Glaube, daß man aus demselben jedes geheime Leiden zu ergründen vermöge, ist allgemein verbreitet. Nicht minder ist auch die Uroskopie (Harnbeschauung) bei den Fakims in hoher Geltung. Oft habe ich mich bei ärztlichen Berathungen der Fakims des Lachens nicht enthalten können und mir im Stillen gedacht, daß man, wenn man zwischen Wölfen ist, mit ihnen heulen — wenn



Hakim .

auch nicht heilen — müsse. Eines Tages berathschlagten wir uns in einem solchen Consilium über die Kur eines hartnäckigen Nachtrippers, wobei ein Hakim das örtliche Balneum Cucurbitae Citrulli vorschlug. Es sollte nämlich eine Wassermelone geöffnet, der Inhalt derselben tüchtig zusammen gerührt, und das Membrum virile unä cum scroto hineingehalten werden. Ein Anderer, der sich auf seine Meisterchaft viel zu Gute zu thun schien, brachte ein nach seiner Ansicht noch besseres Mittel aufs Tapet, von dem er das Probatum est besonders hervorhob. Dieses hochgerühmte Mittel bestand darin, eine in Teig eingemachte Zuckermelone zu braten, und solange sie noch lauwarm sei, ein Loch darin anzubringen; per quod foramen penis erectus inserendus et Semen virile injiciendum esset. — Risum teneatis, amici! —

Wir hatten jedoch weder dieses noch jenes Mittel anzuwenden nöthig, indem nebst einigen Einspritzungen von Zink- und Kupfersulphatlösungen, Pillen aus Kampfer, Convolvulus argenteus, Opium Pyrethrum und Zedoaria, welche ein Pischauer-Hakim verordnet hatte, die gewünschte Wirkung hervorbrachten, und den Patienten binnen 4 Wochen vollkommen herstellten.

Vergleichen ärztliche Berathungen geschahen fast immer in Gegenwart des Patienten, damit er sich über das, was ihm am besten gefalle, selbst aussprechen könnte. Wenn nur die Hakims beisammen waren, bediente man sich der persischen Sprache, wobei man die technischen arabischen Ausdrücke gebrauchte, die kein Patient verstehen konnte. Waren aber auch Hindu-Ärzte oder Bindets (Sterndenter) dabel, was, im Vorbeigehen gesagt, bei Vornehmen fast immer der Fall ist, so bediente man sich des indischen Idioms, weil die Indier mit dem Persischen in der Regel nicht vertraut sind. Das Almosengeben ist zwar bei jeder Krankheit üblich, am meisten aber da, wo das Leben in Gefahr steht. Deswegen steht man auch vor den Häusern solcher Patienten zumal, wenn sie der wohlhabenden Klasse angehören, meistens eine Menge Volkes, insbesondere Arme, Kaste und Braminen. Bei chronischen Krankheiten wird vor der Hand die Triselfur (Myrobolanen-Zusammensetzung), und das darauf folgende Frühjar die Tschobtschinifur (Emulax-Obina-Decoct) angewendet. Dieß ist ihr letzter Hoffnungsanker, und sie stehen dießfalls so ziemlich in Einer Parallele mit den europäischen Ärzten, die in jenen Fällen, wo sie bei ihren Patienten mit der lateinischen Küche nichts mehr ausrichten, selbe in irgend ein Bad schicken.

Ich habe bereits früher einmal das von mir errichtende Irrenhauses in Lahore erwähnt. Ich fühle mich daher gedrungen, meine verehrten Leser mit der nähern Veranlassung hiezu bekannt zu machen, besonders da sich bei der bisherigen Besprechung ausschließlich ärztlicher Gegenstände die passendste Gelegenheit hiezu darbietet.

Der damalige Polizei-Director, Major Mac-Gregor, wurde eines Tages, als er so eben im Bazar vorüberritt, von einer beinahe ganz entblößten Frau angehalten, welche für närrisch galt. In Folge dieses unangenehmen Vorfalles erteilte der englische Resident dem Derbar den Befehl, künftighin Irrsinnige durch Einsperrung unschädlich zu machen. Hierbei zog man mich zu Rathe, und das Ergebnis war, daß ich derlei Leute in mein Krankenhaus aufzunehmen hätte. Demgemäß wurden mir von nun an mehrere solcher Unglücklicher zugeführt. Gewöhnlich wurden sie von einem großen Zuge neugieriger Zuschauer begleitet. Ich gab mir alle mögliche Mühe in dieser Beziehung zu thun, was Menschlichkeit und Pflicht gebot; und wirklich gelang es mir, innerhalb der Zeit von 2 Monaten die ersten Fünf mir Uebergebenen gänzlich herzustellen, was ich pflichtschuldigst dem Radscha Tetscha-Sing anzeigte. Er erteilte mir den Befehl, sie bei nächster Gelegenheit im Derbar in der Residenz in Anarkhali vorzustellen. Ich führte sie hin. Man hatte jedoch, obgleich ich es anzeigte, keine Lust sie zu sehen, und schien die ganze Sache mit größter Theilnahmslosigkeit aufzunehmen. Dadurch wurde es mir klar, daß meine Zeit hier vorüber sei, und ich nichts Besseres thun könne, als wieder nach Hause, d. i. nach Europa, zurückzugehen. Eben so wenig glaubte ich jene Gehilfen erwarten zu dürfen, die ich mir mit Erlaubniß der Regierung verschrieben hatte, nämlich einen Apotheker und einen Wundarzt. Beide hatten von mir 3,000 Gulden C. M. aus meinem Sacke für Reisefkosten erhalten, und ich war Willens, sie vom eigenen Gehalte zu besolden, indem der vielen Geschäfte halber meine Gesundheit bereits zu leiden anfang, so, daß ich mich wirklich nach etwas Ruhe sehnnte. Daß man meine geheilten Irrsinnigen in der Residenz nicht hatte sehen wollen, hielt mich nicht ab, sie in der Festung im Derbar vorzustellen, worauf ich angewiesen wurde, die Wiederhergestellten in ihre respectiven Ortschaften zurückzuschicken. Die Frau, die den Polizeidirector auf seinem Ritte durch den Bazar angehalten hatte, führte ich zu dem Major Mac-Gregor in's Kotscheri (Versammlung im Office). Man hatte sie mir in einem elenden Zustande, ohne Kleidung, gebunden wie ein wildes Thier, überbracht. Jetzt sah sie recht hübsch aus. Ich hatte sie ganz weiß kleiden lassen. Ohne daß ihr Jemand einen Platz zum Sitzen angewiesen hatte, setzte sie sich ganz bescheiden zwischen die Serischedars, oder Schreiber nieder, und verhielt sich anständig und ruhig. Die Leute sahen sich zuerst unter einander, dann die Frau an, und sagten zuletzt: Es ist doch die nämliche Frau! Selbst Major Mac-Gregor schien darüber verwundert und fragte mich, was ich mit ihr gemacht hätte, daß sie sich nun so ruhig verhielte.

Durch Reinlichkeit, war meine Antwort, einige Arznei, Sturzäder, entsprechende Kleidung, gute Nahrung, Aufseiterungen, Zerstreungen, Be-

schäftigungen, Geschenke, Versprechungen u. s. w.; verbunden mit einer fortwährenden freundlichen theilnehmenden Behandlung, gelingt es mir fast immer, solche unglückliche Geisteszerrüttete zur Vernunft zurückzuführen. Ich schlage sie nicht; ich mißhandele sie nicht; und bringe sie bloß in eine Lage, in welcher sie, so lange ihre Vernunft gestört ist, weder sich, noch Andern zu schaden vermögen. Diese Erklärung erfreute sich des ungetheilten Beifalles des Majors. Die Frau, um die es sich handelte, war nahe an den Vierzig, und, als man sie mir übergab, so wüthend, daß man sie allgemein fürchtete. Sie sprang herum, schlug um sich, und würde mit Steinen und andern Projektilen auf Jedermann geworfen haben, wenn sie nicht gehindert gewesen wäre. Allein es dauerte nicht lange, so wurde sie so geduldig wie ein Lamm. Auch das tolle Herumspringen hörte auf, und sie war kaum im Stande zu gehen. Bei näherer Untersuchung entdeckte ich, daß sie venerisch war. Auf meine Frage, seit wann sie an diesem Uebel leide, erwiederte sie, daß es ein altes sei. Vermuthlich hatte sie eine Lues occulta mitgebracht, die auch Ursache ihrer Geisteszerrüttung gewesen sein mochte. Nur erst durch deren wirklichen Ausbruch kam sie wieder zur Vernunft. In wie weit die Einimpfung der Syphilis in derlei Fällen nützlich sei, habe ich leider! unversucht gelassen. Diese Frau erzählte uns eine ganz eigene Geschichte, welche sie als die Veranlassung zu ihrem Irrsinne ansah. Sie sagte nämlich, sie hätte ihr Vermögen für eine Schwiegertochter, die Frau ihres einzigen Sohnes, ausgegeben, und als die Braut ins Haus gekommen wäre, so sei sie ein Hermaphrodit gewesen. Sie habe bei dem Kardar (Oberbefehlshaber) des Dorfes ihre dießfällige Klage angebracht, ohne ein Recht zu finden, weil derselbe sich zu der Partei gehalten habe, auf deren Seite sich das meiste Geld befand. Dieß habe sie bewogen, in die Stadt Lahore zu den Sahib Log (gnädigen Herrn, d. i. den Engländern) klagen zu gehen, wo sie den Verstand verloren hätte. Dessen ungeachtet habe sie die rechte Person, den Polizeidirektor, im Bazar angehalten, vermuthlich auf die Mittheilung von Jemandem, daß dieses der Gerichtsherr wäre, an den sie sich wenden müsse. In Lahore habe ich mehrere Hermaphroditen gesehen, die dort das Recht besitzen, bei Geburts- und Hochzeitsfeierlichkeiten zu gratuliren und Geschenke zu verlangen, wovon sie leben. Die Geburtsfeierlichkeiten beziehen sich jedoch immer auf einen Sprößling männlichen Geschlechtes, weil bei der Geburt eines Mädchens niemals eine Feier Statt findet. Ja man geht sogar so weit im Falle der Geburt eines Mädchens, die Sache geheim zu halten, und die Meisten von den Einwohnern Lahore's ohne Unterschied, ob Muselman, Sihi oder Hindu, sind froh, wenn das neugeborne Mädchen bald wieder aus dem Leben scheidet. Es würde sogar für eine Beschimpfung angesehen werden, wenn man Jemanden zur Geburt eines Mädchens beglückwünschen wollte.

Es ist mir unendlich leid, daß ich eine Thatsache erzählen muß, welche dem schönen Geschlechte Europa's nicht sehr schmeichelhaft klingen wird, allein die erste Pflicht des Geschichtschreibers ist — Wahrheit. Und wollen unsere Schönen die Ursache einer so seltsamen Sitte genauer wissen, so dürften sie sich nur bei dem ersten besten Hindu anfragen, der sie auf eine sehr ungalante Weise dahin bescheiden würde, daß ein Sohn das Vermögen ins Haus bringt, während eine Tochter es aus demselben davon trägt.

Einer von den obernährten fünf geheilten Irrensinigen war ein Schwager des Maharadscha Rendschit-Sing, nämlich: Mirza, ein Bruder der berühmten Gulbegum. Er liebte das Eschersrauchen, und zankte jedesmal mit seinen Geschwistern, dem Kobab und der Gulbegum, wegen der Güter sich herum, die ihnen Rendschit-Sing geschenkt hatte. Er war rückfällig geworden, weshalb sie ihn abermals bei mir einsperren ließen, wo er auch so lange blieb, bis er ihnen feierlich und schriftlich versprochen hatte, nie wieder Eschers zu rauchen oder mit ihnen sich zu zanken. In Folge dessen nahm ihn die Gulbegum zu sich in die Festung, um ihn besser zu überwachen. Dasselbst fand ich ihn zufällig nach mehreren Monaten im vollkommen gesunden Zustande.

Es scheint mir hier, da ich des Eschersrauchens erwähnt habe, der schädlichste Ort zu sein, über einige betäubende Genüsse der Eingebornen, zur Verständigung meiner geehrten Leser das Nöthige beizufügen. Ein angenehmes berauschesendes Getränk bereiten die Eingebornen im Pendschab aus dem Hanfstraute. Es wird vorzüglich von den Rahengs, den Fakiren und Leuten der ärmeren Klasse überhaupt stark genossen, indem sie den kostbaren Spiritus nicht so leicht sich verschaffen können. Auch solche, welche den Genuß des Opiums und der Rohnköpfe meiden, halten sich an den Hanfstrauttrank; denn es ist bekannt, daß derjenige, der an Opium gewöhnt ist, täglich seine bestimmte Dosis haben muß, wenn er nicht Schmerz in den Gliedern empfinden will. Das ist nun aber nicht der Fall mit dem Hanfstrauttrank, welchen man trinken kann, wann man will, und dabei auch anssetzen, so lange man will; und es scheint mir, daß er einer der am wenigsten schädlichen betäubenden Genüsse ist. Die Beliebtheit dieses Trankes, besonders, wie ich bereits angedeutet habe, unter den ärmeren Schichten der Bevölkerung hat die normalige Regierung von Lahore bewogen, zum Zwecke der Bereitung desselben täglich zwei Rupien zu widmen. Unfern des Delhi-Thores an der Hauptstraße, im Osten der Stadt, und ganz nahe an meinem Krankenhause, war der Ort, Seid Gendsch genannt, wo dieses Getränk unentgeltlich vertheilt wurde, was sich zumal die Rahengs, welche sich daselbst eingenistet hatten, trefflich zu Nuzen machten. Ich selbst habe mehrere Male sowohl an mir als auch an meinen Leuten und an Freunden Versuche da-

mit angestellt und gefunden, daß der Rausch nach einer halben Stunde auf den Genuß anfängt, und drei Stunden lang währt, worauf ein Schlaf erfolgt. Tages darauf befindet man sich eben so wohl, wie gewöhnlich, ohne Kopfschmerz, ohne Schwindel, ohne Ueblichkeiten, u. dgl., wie es nach dem Wein- oder Spiritusrausche häufig der Fall ist. Während des Rausches selbst hat man guten Appetit, ist frohlich, lacht, scherzt und schwätzt eine Menge tolles Zeug zusammen. Wenn man auch etwas zu viel ißt, so hat man deshalb nichts von Magenbeschwerden zu befürchten, indem die Verdauung ganz geregelt vor sich geht, und keine Hartleibigkeit zurückbleibt. Im Bengal Dispensatory pag. 584 heißt es in dieser Beziehung: Dieses Getränk ist meistens bezaubernd in seinen Wirkungen, und erweckt eine entzückende Frohlichkeit, die Einbildung eines hohen Ranges, ein Gefühl von Fliegen und Schweben in der Luft, eine besondere Gekühn, und bestige priapeische Wünsche. In demselben Dispensatorium liest man ferner pag. 594: In mehreren Fällen von akuten und chronischen Rheumatismen waren Halbgrangaben des reifenden Extractes dieser Pflanze von fast ähnlichen Wirkungen begleitet, nämlich: von Schmerzlinderung, merklicher Vermehrung des Appetites, anhydrißischen Gelüsten und großem geistigen Frohsinn. Ebenda pag. 604 findet man Folgendes angedeutet: Geisteszerrüttungen, durch anhaltende Hanfstrauberausungen verursacht, hat man mit blasenziehenden Pflastern auf dem Rücken, durch Sehung von Blutegeln auf die Schläfe und ekelerregende Gaben von Brechweinstein mit Salz-Purgativen geheilt. Die gewöhnliche Bereitungsart des Hanfstraunkrautes ist nachstehende: Man wäscht eine beliebige Menge des getrockneten Hanfstrautes in einem Gefäße mit kaltem Wasser recht gut aus, um es sowohl von den oben aufschwimmenden leichtern Blättern, Samenkörnern und Stengeln, als auch von der auf dem Boden sich sammelnden Erde zu reinigen, preßt es dann aus, trocknet es in der Sonne, und bewahrt es zum Gebrauche auf. Für Anfänger ist ein bis drei Scrupel genug; nur durch Gewöhne können zwei bis vier Drachmen pro dosi vertragen, in seltenen Fällen wohl auch die doppelte Gabe, nämlich 1 Unze. Die Anfertigung desselben geschieht von der Mehrzahl, indem man das gereinigte Hanfstraub mit einigen Pfefferkörnern in einer großen irdenen Schale vermittelst eines langen hölzernen Reibers gut zerreibt, was man dadurch erzweckt, daß man nach und nach immer Wasser zugießt. Ist Alles zu einer feinen breiartigen Masse zerrieben, so kommt noch allmählig ein halbes Pfund Wasser dazu. Verlegt man gleich Anfangs das Hanfstraub auch noch mit Mandeln, Melonensamen, Kürbiskernen u. dgl., wie auch mit Zucker und Spiritus oder Milch anstatt mit Wasser; so erhält man ein noch köstlicheres Getränk. Die verriebene Masse wird sodann durch eine grobe Leinwand durchgeschlagen, so, daß der feine Theil des Krautes dabei bleibt, der, ehe er sich

zu Boden setzen kann, sogleich getrunken wird, indem die Wirkung größtentheils durch den Saß hervorgebracht wird, oder, besser gesagt, durch die harzigen Theile des Krautes, die im Wasser nur in geringer Menge auflösbar sind, weswegen man auch mit der Butter, in welcher sich dieser letztere vollkommen solviret, den sogenannten Madschun verfertigt, was eine aromatische *Confectio cannabis indicæ* ist, die in einem großen Theile Asiens, wie: in der Türkei, in Arabien, in Persien, in Indien, und eben so auch in Egypten, allbekannt ist, und unendlich oft mißbraucht wird. Einige thun zum Madschun auch Stechapfelsamen (*Semina daturæ stramonii*), wodurch die Wirksamkeit desselben bedeutend erhöht wird. Gewöhnlich nimmt man gleiche Theile vom gereinigten Hanfsraute und Butter, die man mit einer beliebigen Menge Wassers in einem Kesselfchen über gelindem Feuer so lange wallen läßt, bis das Wasser eingekocht ist. Hierauf preßt man die im Kraute befindliche noch heiße Butter gewaltsam durch eine locker gewebte Leinwand in ein untergeseßtes Gefäß mit kaltem Wasser, und wäscht dann dieselbe, die nun eine grüne Farbe angenommen hat, auch noch mit gemeinem oder noch besser, mit Rosenwasser aus. Oder man kocht eine beliebige Menge von gereinigtem Hanfsraute in einer Flüssigkeit, die zur Hälfte aus Milch, zur Hälfte aus Wasser besteht, so lange ein, bis die Halbscheid davon verdunstet ist, und seihet den Rest durch, welcher sodann gesäuert wird. Nun schlägt man auf die gewöhnliche Art aus dem Coagulum die Butter, die den harzigen Theil des Krautes aufgelöst enthält. Ist die Butter konzentriert, so sind 5 bis 10 Grane davon eine hinlängliche Dosis. Mit Gewürzen, als z. B. Pfeffer, Zimmt, Safran und Zucker, kann man sich vermittelst Fischleim oder Tragantfischleim eine Masse verfertigen, woraus man Trochisken von einer Drachme macht, die ich in meinen frühern Jahren in Lahore stark verwendete. Freilich habe ich sie nur Muselmännern geben können, indem die Sikhs und die Hindus keine angemachten Medicinen aus Europäerhänden einnehmen wollen, dazu ihre eigenen Gefäße und ihr Wasser haben, und obendrein die Medicinen in Pulverform verlangen. Doch auch diese Schwierigkeit wurde später gehoben, als das von mir gegründete allgemeine Krankenhaus, in welches Patienten jeder Nation Aufnahme fanden, für Leidende aller Art geöffnet wurde. Denn die Landesregierung fand sich der herrschenden Religionsbegriffe wegen bewogen, mir eine Anzahl Hindus zuzuweisen, durch welche die Arzneien bereitet wurden, und mir sogar das hiezu nöthige Genga-*Dschel*, d. i. Gangeswasser, zu übermitteln.

Was die Zubereitung des sogenannten Tschers (*Churru*) betrifft, dessen sich meine verehrten Leser noch aus der vorhergegangenen Erzählung erinnern werden, so kann ich ihnen darüber Folgendes berichten. Zu den gemeinsten Bereitungsarten wird gerechnet, wenn man das frische, gereifte



Ein Wassertraucher
der Fische raucht.



Die Zubereitung
des Hanftrank-Tranks.



Ein Fährer
Der Mohuköpfe-Trank zubereitet.

Kraut in einem Gefäße über gelindem Feuer erwärmt, dann stampft, und es dadurch in eine Masse verwandelt. Eine bessere Art ist die, daß mehrere Personen in Lederbeinkleidern durch die Hanffelder gehen, so zwar, daß sie beständig an den Hanfpflanzen sich anstreifen. Auf diese Weise setzen sich eine Menge harziger Theile, sowohl an das Leder der Beinbedeckung, als auch an die entblößten Partien des Körpers an, worauf sie abgestrichen, gesammelt und in eine Masse geformt werden. Die beste Bereitungsart hingegen ist unstreitig diejenige, wobei man die harzigen Pflanzentheile auf eine vorsichtige Art bloß mit den Händen abstreift. In den Bazaren Indiens verkauft man die verschiedenen Arten des Tschers auch unter verschiedenen Namen, wie z. B. unter der Firma eines Bucharischen, Zarlandischen, Kaschmirischen u. s. w. Die allerbeste Gattung heißt indeß Tschers-Mumiat, d. i. wachshühlicher Tschers.

Innerlich wird der Tschers nirgends gebraucht. Ich selbst hingegen habe dießfällige Versuche mehrere gemacht. Ueber die dadurch erzielten Wirkungen so wie über die Eigenschaften desselben verweise ich meine geehrten Leser auf die in diesem Werke vorkommende *Materia medica*.

Die Anwendung des Tschers besteht im Rauchen desselben. Er wird mit Tabak gemischt, aus dem Goka (der Wasserpfeife) geraucht, und das am meisten von der ärmeren Klasse, von Hindus und Muselmännern, Fakiren und Parias, die sich um den stinkenden Goka herumsetzen, ein Paar Züge aus derselben thun, und so das Rohr des in der Mitte befindlichen Instrumentes im Kreise herumgehen lassen. Die betäubende Kraft des Tschersrauchens äußert sich augenblicklich, vergeht aber auch eben so schnell. Nicht selten ist die Folge des Uebermaßes von diesem Genuße gänzliche Geistesverrückung.

Den Sitts ist der Tabak verboten, und folglich auch das Tschersrauchen, wobei nothwendig auch Tabak ins Spiel käme. Dafür sind ihnen aber der Rohnsaft und alle geistigen Getränke erlaubt, woher es kommt, daß Männer sowohl als Weiber aus ihrer Mitte von höhern und niederem Stande Opioophagen sind.

Man sagt, daß die *Cannabis indica*, die unserer *Cannabis sativa* ganz ähnlich sieht, doch in ihren Eigenschaften von jener sehr verschieden sei, wobei noch das merkwürdig ist, daß die *Cannabis indica* in Europa die Wirkungen nicht äußern soll, welche man in ihrem Vaterlande Indien beobachtet. Ja es soll sogar der resinöse Extrakt der Pflanze, der unmittelbar in Kalkutta bereitet worden ist, in London sich ganz wirkungslos gezeigt haben. Verhält sich dieses wirklich so, so würde ich den Grund davon entweder im Klima Indiens, oder aber auch im Wassertransporte suchen, indem ich selbst die Erfahrung gemacht habe, daß mir auf meiner letzten viermonatlichen Seereise viele Arzneien durch die Seeluft verdorben sind. Uebrigens

entsteht noch die Frage, ob unsere *Cannabis sativa* in Indien nicht vielleicht auch die Wirkung der *Cannabis indica* haben würde, da sie ihr so ausnehmend ähnlich steht. Nur was den Samen anbelangt, finde ich, daß die Körner der indischen *Cannabis* viel kleiner sind, als die der europäischen.

Ein anderes Betäubungsmittel, und zwar ein viel ärgeres als das frühere, ist das Opium. Da dasselbe im Allgemeinen und im Besondern ohnehin zur Genüge bekannt ist, so kann ich mich füglich einer nähern Beschreibung der Wirkungen desselben entziehen, zumal, da in meiner *Materia medica* das Nöthige darüber beigebracht werden wird. Ich will mich daher nur auf den Mißbrauch desselben beschränken, und darauf aufmerksam machen, daß die Eingebornen Ostindiens die Art und Weise genau kennen, sich mit dem Mohnsafte dergestalt zu vergiften, daß jede ärztliche Hilfe vergeblich ist. Um nur ein Beispiel hievon anzuführen, werde ich meinen geehrten Lesern von einer Frau erzählen, die sich kurz vor der Vereinigung des Pendschab mit den Besitzungen der ostindischen Compagnie auf etne solche Art vergiftete. Hierzu nehmen sie Mohnsaft in Del aufgelöst ein. Dieses that auch die gedachte Frau. Das Motiv hiezu war weibliche Eifersucht, indem ihr Mann außer ihr noch eine andere Frau hatte, von der sie glaubte, daß sie seine Liebe in höherm Grade besäße. Zu dieser Frau wurde ich von Polizei wegen hin verlangt. Ich fand sie, nachdem schon eine Stunde seit dem Genusse des Opiatöles verstrichen war, nicht nur bei vollem Bewußtsein, sondern auch im unge störten Gebrauche ihrer Vernunft. Beides war der Fall bis zu ihrem letzten Athemzuge. Sie saß auf ihrem Bette, und erzählte ganz ruhig, was sie gethan hatte. Ich fing die Behandlung, um ja keinen Augenblick Zeit zu verlieren, sogleich an Ort und Stelle an, worauf ich sie in mein Krankenhaus bringen ließ, und selbe daselbst fortsetzte. Allein es war keine Rettung möglich; denn noch vor Ablauf von 24 Stunden fiel sie aus der sitzenden Stellung wie vom Schlag gerührt nach rückwärts, und war in diesem Momente todt. Sie hatte bloß über starke Schmerzen in den Gliedern geklagt, und wollte fortwährend von ihrem Sohne gedrückt und gekneipt sein.

Personen, die vom Opium oder vom kalten Aufguß über Mohnköpfe ablassen wollen, und sich den Mißbrauch des einen oder des andern abzugewöhnen wünschen, rath man, einen großen Quittenapfel zu nehmen, in dessen Mitte ein Loch anzubringen, ihn dann zu wägen und soviel Opium hinein zu thun, als der 10te Theil seines Gewichtes beträgt. Nun muß die Oeffnung wohl verstopft werden, worauf man ihn in einen Teig einmacht, und so lange in heißer Asche brät, bis der Teig verkohlt ist. Jetzt wird der Apfel herausgenommen, von dem verkohnten Teige gereinigt und der Rest des Opiums aus der Mitte des Apfels weggethan, indem der wirksame Theil desselben im Apfel eingesaugt sich befindet. Von diesem Apfel

soll nun täglich soviel genossen werden, als man früher Opium zu sich zu nehmen pflegte. In Buchara sah ich einen Hakim aus Kaschggar, der sich durch die Kunst, Opiumesser von dessen Genuß zu entwöhnen, berühmt gemacht hatte, indem er damit in drei Tagen zum Ziele gelangte. Am ersten Tage gab er eine Drachme von einem Pulver (vermuthlich *Smilax china*) mit Wasser ein. Am zweiten ließ er vier Pülverchen in dreistündigen Intervallen einnehmen; jedes wog zehn Gran, und sie wirkten betäubend (vermuthlich *Cortex radiceis daturae stramonii* mit Zucker abgerieben). Am dritten gab er ein drastisches Purgirmittel, dessen Hauptbestandtheil *Semen erotonis tiglis* war, und worauf nach Belieben ein Süßholz-Decoct nachgetrunken wurde. An diesem entscheidenden Tage bekam der Patient nichts zu essen; auch mußte er diese drei Tage hindurch sorgsam bewacht werden, damit er während der Dauer der Kur keinen Branntwein oder irgend ein anderes betäubendes Getränk zu sich nehmen konnte, weil dieses, seiner Aussage nach zu jener Zeit die schlimmsten Folgen haben würde. Am vierten Tage ließ man dem Patienten wieder seinen freien Willen, und wirklich verlangte er nun weder Branntwein noch andere Getränke der Art mehr, vor denen er einen unüberwindlichen Abscheu bekommen hatte. So entwöhnt man auch in Europa die Branntweinsäufer von ihrer Trunksucht, wenn man ihnen jede Speise und jedes Getränk so lange mit Branntwein vermischt, bis ihnen dieser zum Ekel wird. In einem persischen Buche fand ich folgendes Mittel, das gleichfalls zu obigem Zwecke anempfohlen wird, und was noch obendrein den Vortheil hat, daß die Kur an Einem Tage abgethan ist. Es wird nämlich von der kürzlich erwähnten *Cortex radiceis daturae stramonii*, die man mit Wasser verreibt, soviel eingegeben, daß der Patient ganz berauscht und wie toll wird, worauf ihm einige Personen am ganzen Körper erwärmtes Del eintreiben müssen, was so lange fortgesetzt wird, bis er in Schlaf verfällt. In diesem verharret er gewöhnlich 9 Stunden lang. Beim Erwachen wird der Patient vollkommen einer weinberauschten Person gleichen. Aber auch selbst dann, wenn der Schlaf von ihm gewichen ist, müssen die Del-eintreibungen noch 1 bis 2 Stunden fortgesetzt werden, was ihn zuletzt vollkommen herstellt. Man kann zum Dele auch die mehrfach genannte Stachelapfelwurzel-Rinde nehmen, in welchem Falle man dann die innere Gabe derselben vermindert. Zum Getränke wird mit Wasser verdünnte Milch angetroffen. — Unter den vielen Mitteln der orientalischen Arzneikunde, die vom Opium entwöhnen sollen, dürfte folgende Mischung eine der besten sein: Man nehme Krabbenaugen, die in warmer Asche gebraten, geschält und gepulvert worden sind, zwei Unzen; vom Wolfsmilchborz und weißen Pfeffer, beides gepulvert, von jedem zu Einem Unzen; endlich geläuterten Honig so viel genug ist, um eine Masse zu bilden, von der anfänglich

so viel eingenommen wird, als die Dosis des Opiums beträgt und dieß täglich um $\frac{1}{8}$ Gran weniger, so, daß in einer Zeit von 2 bis 4 Wochen gänzlich damit aufgehört werden kann. Das Decoctum smilacis chinac soll hinreichend sein, die Schmerzen in den Muskeln zu verhüten, die nach eingetretener Enthaltbarkeit vom Opium entstehen, und vielleicht auch jene zu heilen, welche ihren Ursprung dem Uebermaß im Genuße desselben zu verdanken haben, wie es nun bei der oben angeführten Frau der Fall war. — So könnten auch die warmen Oeleinreibungen mit und ohne die Datura bei Opiatvergiftungen versucht werden. Daß das Narlotin (Opiumsalz), je nachdem es eingegeben wird, auch ganz verschiedene Wirkungen hervorbringe, beweist folgendes Experiment Magendie's: Ein Gran desselben, in Olivenöl aufgelöst, tödtete einen Hund in 24 Stunden; allein 24 Grane, in Essigsäure aufgelöst, wurden einem andern ohne Nachtheil eingegeben. Im natürlichen Zustande ist es noch unwirksamer, so zwar, daß 129 Grane als Dosis eingegeben, fast gar nicht schädeten.

Ich habe oben ein Recept eines kaschgarischen Arztes, und bald darnach ein anderes nach Angabe eines persischen Arzneibuches angeführt. Solcher Recepte für die verschiedenartigsten Fälle könnte ich noch eine Menge beibringen, die fast alle das Eigenthümliche an sich haben, daß sie sehr barock sind. Ohne gerade läugnen zu wollen, daß Viele derselben ihrem Zwecke entsprechen mögen, sind doch andere wieder von der Art, daß man kaum begreifen kann, wie ähnliche Albernheiten in das Gehirn eines vernünftigen Menschen haben kommen können, was natürlich jeden rationellen Arzt in der Benützung solcher Angaben orientalischer und insbesondere persischer vieux bouquins sehr vorsichtig machen muß. Um meinen verehrten Lesern zur einseitigen Gemüths-ergözung ein kleines Proßchen solcher persischer Weisheit zu liefern, welche sich vielleicht auch unsere Wehmütter einstweilen zur Notiz nehmen können, um erforderlichen Falles davon einen beliebigen Gebrauch zu machen, diene Folgendes. Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres als einen zweimonatlichen Abortus neuerdings anzusetzen und zur Reife zu bringen. Zu diesem Ende, sagen sie alles Ernstes, wickle man den Embryo in rothe gelbe Seide und lasse ihn, mit Zucker und Samen sisymbri iridis (pers. Chafski) bestreut, von irgend einer Frau oder einem Mädchen verschlingen. Uebrigens, heißt es weiter, sei es gleich viel, ob das eben dieselbe Frau, die abortirt hat, oder irgend eine andere thue. Läßt man aber die Operation von einem Mädchen verrichten, so müsse es bereits mannbar sein. Der verschluckte Embryo wird sich nun, ihrer Versicherung nach, wieder ansetzen und gedeihen; und wenn dann endlich im 9. Monate der Schwangerschaft das Kindlein zum Vorschein kommt, so wird es die Seide, in die es als Embryo eingewickelt war, an den Füßchen mitbringen. Ich hoffe, die



Tab. 6.

Apothecary

geehrten Leser werden sich an dieser neuen Offenbarung ärztlicher Fortschün- gen sicherlich erbaut haben; allein es ist dabei nicht zu vergessen, daß dieses exorbitante Mittelchen in einem alten vergilbten Manuscripte sich befindet. Was soll man aber dazu sagen, wenn noch im Jahre des Heiles 1850 im hochkultivirten Europa, mitten in Deutschland, in dem intelligenten Weimar ein medizinisches Werk im Drucke erscheinen konnte, welches alle Absurditäten, die immer in derlei orientalischen Handschriften vorkommen mögen, auf das Großartigste übertrifft. Der Titel des in Rede stehenden Werkes, welches sein Entstehen ohne Zweifel nur der schwunghaftesten Spekulation auf fremde Geldbeutel verdankt, lautet: Die Wunder der Sympathie und des Magnetismus n. s. w. Von Gerstenbergk. Man lese selbst und staune!

Im Hindustan, wo die Palme *Cocos nucifera* zu Hause ist, bedienen sich die Bäcker des Saftes derselben, Toddy genannt, zum Aufstreichen des Teiges. In Lahore, wo der Toddy nicht zu haben ist, bringen sie statt seiner verschiedene Mischungen von Gewürzen in Anwendung, wodurch sie ihn zu ersetzen suchen. Vielleicht wird es manchen Herrn oder mancher Dame in Indien, denen diese Zellen zu Gesichte kommen, lieb sein zu wissen, was für Spezereien sie im täglichen Brote und andern Backwerken genießen, weshalb ich hier das dießfällige Recept meines hindustanischen Bäckers beilege. Das sonderbare Gemenge besteht freilich nur aus unschädlichen Gewürzen, die in so geringen Quantitäten dazu genommen werden, daß sie nie der Gesundheit schaden können, wozu auch noch der Umstand kommt, daß sie beim Backen sich größtentheils verflüchtigen. Das Recept hiezu lautet: Moschus, *Nux moschata*, *Caryophyllus aromaticus*, *Macis*, *Cinnamomum*, *Crocus*, *Cardamomum minus*, *Zingiber*, *Semen foeniculi*, *Radix galangae*, *Convolvulus argenteus*, *Nerium antidysentericum*, *Ossa sepiæ*, *Tubashir*, *Gummi tragacanthi*, *Mastix*, *Radix liquiritiae* von jedem 1 Skrupel. Einige nehmen auch noch die Keime von Baumwollsamem, oder die Blüten von der *Euryale korox* dazu. Diese verschiedenen Spezies werden unter einander gemengt, zerstoßen, in einem Schächtelchen aufbewahrt, jedesmal Ein Griff, beiläufig 1 Skrupel, mit Sauermilch und Grießmehl oder auch nur mit Weizenmehl in der Quantität von drei Unzen angemacht und in einen Faden gewickelt zu künftigen Gebrauche zurückgelegt. Im Sommer ist der Sauerteig schon den folgenden Tag fertig, im Winter aber erst den dritten Tag. Hierauf nehmen sie drei Pfund Grießmehl mit etwas Wasser, worin Salz aufgelöst ist, machen einen harten Teig, welchen sie auf einem Brote eine halbe Stunde lang kneten, und thun gegen das Ende auch noch etwas Zucker hinzu. Statt dessen ließ ich für meinen Bedarf süße Erdäpfel (*Convolvulus batatas*) zu ihrer Jahreszeit dazu nehmen. Diese wurden gesocht, geschält, zerdrückt, und auf solche Art unter den Teig gemischt. Sie verleihen dem

Brote einen köstlichen Geschmack und erhalten es längere Zeit hindurch weich und zülig. Aus zwei Pfund Griesmehl werden gewöhnlich 6 Brote gemacht, die entweder in einer länglichen viereckigen, oder auch runden Form auf den trockenen Tschitscherablättern (*Folia buteae frondosae*) zum Aufgehen stehen gelassen und dann ausgebacken werden. — Welch eine sonderbare Mischung, um den edlen Toddy zu ersetzen, was bei uns ganz einfach die Bierhefen leisten!

In Ainsli's *Materia Indica* heißt es:

Toddy is a sweet, aperient, most delicious drink. Taken fresh from the tree early in the morning before the Sun is up, it is certainly a luscious and most pleasant drink, cooling, refreshing and nourishing; it is, besides, employed for making the best kind of Indian arrack, and yields a great deal of sugar. Europeans, especially delicate females, in India, who are apt to suffer much from constipation, find a cupfull of this Toddy, drank every morning at 5 o'clock, one of the simplest and best remedies, they can employ.

Der Toddy genannte Palmensaft ist ein süßes, eröffnendes, sehr liebliches Getränk. Frisch vom Baume frühmorgens genommen, bevor noch die Sonne aufgegangen ist, ist er unstreitig ein höchst angenehmes und überaus wohlschmeckendes Getränk, kühlend, erfrischend und nährend; er wird auch außerdem dazu verwendet, um die beste Art von indischem Arrak zu verfertigen, und enthält eine Menge Zuckerstoff. Europäer, insbesondere Personen des zarteren Geschlechtes, in Indien, die sehr an Hartleibigkeit zu leiden pflegen, finden in einer Tasse von diesem Toddy, wenn sie jeden Morgen um 5 Uhr ihn trinken, eines der einfachsten und besten Mittel, das sie gebrauchen können.

Es dürfte hier für viele meiner geneigten Leser nicht uninteressant sein, wenn ich aus einem wissenschaftlichen, wiewohl weniger im großen Publikum bekannten Werke, eine Stelle wörtlich anführe, welche als ein trefflicher Kommentar zum Vorhergegangenen dienen kann. Diese Stelle ist entnommen dem 3. Bande der Schmidt'schen Encyclopädie, wo es Seite 332 in der Anmerkung also heißt: Es gibt kein Lebensmittel, das nicht in irgend einer Form Arznei werden könnte. Wasser, Brodkrumen, Eier, Gallerte und Osmazum sind officinell. Eben so wenig findet man ein Lebensmittel, das nicht, im Uebermaße genossen oder am unpassenden Orte gereicht, zu Gift würde. Z. B. Mehl und Zucker für Diabetische, Brod und Kartoffeln für Skrophulöse, Fleischkost für Fiebernde u. s. w. Umgekehrt werden bei fortschreitender Civilisation immer mehr Arzneistoffe und Gifte zu Diäeteticis, zu Gewürzen und anderen Sinnesreizen, zu Cosmeticis, ja zum Theile sogar zu unentbehrlichen, verdauungsfördernden Speisezuthaten oder Gewohnheitsreizen. Kaum Eine Klasse der Arzneien (mit Ausnahme etwa der giftigen Metalle) gibt es, welche nicht Gewürze in die Küche lieferte, selbst Farze, scharfe Gifte und Narcotica nicht ausgenommen, (*Asa foetida*, Bal-

simum Peruvianum, Capsicum, Crocus, Laurocerneus etc.) Ein gewisser tiroler Bauer nahm Arsenik als Stomachicum, wie es in der Medicinellkunst seit Langem geschieht. Als tödtliche Getränke werden starke Narcotica genossen (Thee, Hopfen, Alkohol, Kohlensäure). Die russischen Soldaten tranken sogar Salpetersäure statt Schnapps. Brenzliche Stoffe, welche nach Reichenbach sehr starke Gifte, wie Kreosot, Picamar, Kapnomor, enthalten, verzehren wir in Gebratenem, Geräuchertem, in brenzlichen Getränken, wie Kaffee, Rum, Kornbranntwein u. s. w. Die englischen Porter- und Metriker verschlachten nach Parlamentsberichten (bei Accum) eine unglaubliche Menge Koffeiskörner, Brechnuß, Capsicum, Porscht u. s. w. Den Tabak, eines der stärksten Gifte, schnupfen und rauchen wir nicht nur, sondern der Seemann kaut ihn, und der Portugiese würzt seine Melonen damit. Der Orientale berauscht sich mit Opium und Hauf; Blei, Bismuth, ja Arsenik (im Kusma) und andere Metalle finden sich auf den Toiletten der Damen; Blausäure und Veratrum sind Schönheitsmittel; Mangan, Kupfer und andere giftige Metalle finden sich unter den normalen Bestandtheilen unserer Speisen, z. B. in den Getreidesaamen.

Der oben, bei Gelegenheit der Brotherstellungs-Schilderung erwähnte Baum *Butea frondosa*, der das Bengal-Kino liefert, welches Kameras heißt, und mit Eisennitriol wie auch etwas Gummi eine gute, schwarze Tinte erzeugt, hat gelbrothe Blüten, die von den inländischen Aerzten bei Harnbeschwerden in Halbbädern angewendet werden. Ferner dienen sie den ärmeren Leuten während des Holi (Faschings) und Brasantifestes (gelben Festtages), zum Gelbfärben ihrer Kleidungsstücke. Das leichte Pulver, Atab genannt, das man während des Holi zum gegenseitigen Werfen benützt, verschiedenfarbig ist, und aus Reis- und *Trapa bispinosa*-Mehle verfertigt wird, macht man ebenfalls mit diesem Färbestoff an, wenn man es gelb gefärbt haben will. Desgleichen färbt man auch die Wässer damit, womit man sich zur Zeit des Holi scherzweise zu bespritzen pflegt, weil die Farbe nur eine flüchtige und keine festhaltende ist. Auch die getrockneten Blätter dieses Baumes dienen, außerdem, daß man sie beim Brobacken anwendet, noch zu mancherlei Anderem, weshalb man sie im Bazar zu Lahore bündelweise verkauft. So z. B. wickeln die Speisereibändler ihre Waaren statt des Papiers in dieselben. Ein Gleiches thun auch die Zuckerbäcker und die Sauermilchverkäufer. Man befestigt, besonders für den letztern Gebrauch, ein Paar solcher Blätter mit einigen Holznägeln oder auch nur mit Stacheln zusammen, so zwar, daß sie dadurch die Form von Schalen erhalten. In solchen bekommt man im Bazar die Sauermilch; und die Gebirgsleute, die Hindus, die weder gläserne noch porzellanene Geschirre gebrauchen dürfen, bedienen sich derselben als Gefäße zum Austragen ihrer verschiedenen Speisen. Was dann übrig bleibt

läßt man liegen und es wird dann theils von den Parias davon getragen, theils von den Hunden ausgeleckt. Die Radschas Dhyan-Sing, Sutschet-Sing und Hire-Sing aßen sämmtlich auf diese Art, wobei sie auf einem großen aufgetriebenen Leintuche mit ihrem Gefolge und anderer zahlreichen Gesellschaft auf der Erde saßen. Vor jeden Gast wurden einige solcher mit Speisen gefüllter Schalen ebenfalls auf die Erde hingestellt, und man begann die Mahlzeit damit, daß die Theilnehmer an derselben, da der Gebrauch der Messer, Gabeln und Löffel nicht üblich ist, bloß mit den Fingern in ihre Schalen zugriffen. Obwohl der Maharadscha Gulab-Sing ein leiblicher Bruder des Dhyan-Sings und Sutschet-Sings ist, so hat er doch seine besondere Art zu essen. Mit dem Pudsch (Seket) bringt er jeden Morgen 1 bis 2 Stunden zu, und dann ist er allein in der Küche, wo das Essen zubereitet wird. Den sich in Indien befindlichen Europäern ist es eben nichts Auffallendes, zu sehen, wie die Hindu's sich das Essen zubereiten. Es kocht nämlich ein Jeder für sich allein. Dabei macht er um den Ofen herum einen Kreis, worein Niemand treten darf. Geschieht es dennoch, wie z. B. wenn Jemand ihre Gebräuche nicht kennt, so hält er das Essen für verunreinigt, und wirft es ohne weiters weg, sollte die Bereitung ihm auch noch so viele Mühe und Kosten verursacht haben. Die Kasten der Hindu's sind so mannigfaltig und verschieden von einander, daß es auch solche gibt, wo leibliche Brüder einer aus des andern Händen nichts Gekochtes essen dürfen. Ja selbst wenn sie todtkrank wären, würden sie solchenfalls auf trockene Früchte sich beschränken. Am zahlreichsten sind aber jene Kasten, die gleich den Sikhs — den reformirten Hindus — aus den Händen der Braminen Alles essen können. Ein Bramine, ein Ardeli von meiner Hausgarde, hatte aus den Händen eines seiner Dienstkameraden, einem Muselmanne, ein Zuckergebäck erhalten, welches im Bazar von Hindus verfertigt worden war, und es gegessen. Dieß hatte zur Folge, daß er von allen seinen Glaubensgenossen, die es erfuhren, für unrein gehalten wurde. Um sich wieder zu reinigen, mußte er als Buße ein splendidcs Mittagsmahl für Braminen veranstalten, welches ihn einen ganzen Monatsgehalt kostete. Dafür erhielt er eine reinigende Zuckerpaste, die vier Dinge von einer Kuh, als dem geheiligten Thiere der Hindu's, enthielt. Diese Paste war aus Milch, Butter, Harn und Koth der Kuh zusammengesetzt, und mit Zucker und Mehl angemacht. Er mußte das, und verzehrte sie auch mit vieler Andacht. Dieser Genuß machte ihn in der Meinung seiner Glaubensgenossen wieder rein.

In Lahore bediente ich mich während der heißen Jahreszeit als eines kühlenden und angenehmen Getränkes des sogenannten Ingwerbieres, welches ich damals als der Gesundheit sehr förderlich erprobt habe, weshalb ich es Jedermann mit voller Ueberzeugung anzuempfehlen im Stande bin. Das Rezept

hiesu ist folgendes: Rp. Weißen Zucker 20 Pfund; Citronensaft 1 Pfund 4 Loth; Honig 1 Pfund; zerstoßenen Ingwer 24 Loth; Wasser 18 Gallonen (1 Gallone zu 4 Quart, 1 Quart zu 2 Pinten oder Mößeln gerechnet). Man kochte den Ingwer in 3 Gallonen Wasser eine halbe Stunde lang, thue dann den Zucker, den Citronensaft und den Honig mit dem Reste des Wassers hinzu, und seibe es durch ein Tuch. Wenn es erkaltet ist, schlage man das Weiße von einem Ei hinein, gebe noch 1 Loth Pomeranzen- oder Citronen-essenz hinzu, und fülle es, nachdem es zwei oder drei Tage gestanden hat, in Bouteillen. Dieses Gemische liefert ein köstliches Getränk, insbesondere, wenn es mit Eis oder Salpeter abgekühlt wird. An einem kühlen Orte läßt es sich einige Monate lang aufbewahren.

Als ein ebenfalls sehr angenehmes Getränk ist auch, besonders in jenen Gegenden, der Milchpunsch bekannt. Er wird auf nachstehende Art bereitet: Rp. Man nehme das Weiße der Schalen von zwei Duzend Pomeranzen, lasse es 2 Tage lang in 2 Quart Rhum oder Brantwein eingeweicht, und thue dann neue 3 Quart Rhum oder Brantwein hinzu; nun lasse man 4 Pfund Zucker in 3 Quart kochendem Wasser auflösen, mische diese Auflösung mit 2 Quart kochender Milch und 2 geraspelten Nuskatnüssen, und seibe die Flüssigkeit nach 2 Stunden durch ein Leinwandtuch.

Nach dieser kleinen Digression auf verschiedene, theils kulturhistorische, theils ärztliche Gegenstände, will ich mich nun wieder zur Fortsetzung meiner Ergebnisse wenden, und den in dieser Beziehung abgebrochenen Faden neuerdings aufnehmen.

Der Maharadscha Schir-Sing war in seinen Privatverhältnissen ein äußerst offabier und humaner Mann. Hiezu gesellte sich eine seltene Wißbegierde, besonders, wenn es sich um europäische Kunstfertigkeiten, Industrie, und selbst um eigentlich Wissenschaftliches handelte. Natürlich konnte er darüber von den in seinen Diensten stehenden Europäern die besten Anskünfte erhalten. Aus diesem Grunde liebte er es, sich mit ihnen öfters in derlei Gespräche einzulassen, die fast immer ohne allen Gleichheitszwang Statt fanden. Bei Gelegenheit einer solchen Unterredung, die ich einst mit ihm hatte, befragte er mich unter Anderm auch über meine Familienangelegenheiten, ob ich in meiner Heimath noch Anverwandte und Brüder, und wie viele deren beüßte. Als er aus meinen dießfälligen Aeußerungen vernahm, daß ich noch einen Bruder hätte, welcher in Kronstadt lebe, ehemals beim Militär gedient habe, seiner Profession nach ein Uhrmacher sei, und auf meinen Reisen in Europa mich begleitet hätte, so sagte er schnell einen Gedanken auf, und stellte die Frage an mich, ob er auch verdorbene Maschinen repariren könne. Um den Anlaß zu dieser Frage zu begreifen, muß man wissen, daß Schir-Sing als ein Kunstfreund, in seinen Gemächern eine Anzahl englischer Uhren, musika-

lischer Spielwerke u. dgl. aufgestellt hatte, von denen mehrere schadhast geworden und außer Gang gekommen waren. Als ich seine obige Frage bejahte, knüpfte er daran die neue, ob denn mein Bruder sich würde entschließen können, einem Rufe nach Lahore zu folgen, und in seine Dienste zu treten. Auch hierüber ertheilte ich ihm eine bejahende Versicherung, und machte mich anheischig, im Falle er kommen würde, für seine zurückgelassene Familie Sorge zu tragen. Auf dieses forderte mich der Maharadscha auf, alles Nöthige zu seinem Hieherkommen einzuleiten. Es verging nur eine kurze Zeit nach dieser Unterredung, als er mich schon wieder dieser Sache wegen anging, und sofort in kurzen Zwischenräumen immer zu wissen verlangte, ob er denn auch wirklich den Antrag angenommen habe, ob er schon auf der Reise begriffen sei, und ob er hoffen dürfe, ihn bald in Lahore zu sehen. In Folge dieser dringenden Einladungen schrieb ich meinem Bruder zu wiederholten Malen in dieser Angelegenheit, worauf er sich endlich auf die Reise begab, und mit drei Reisegefährten glücklich die Landenge von Suez erreichte. Dort hörte er mit großer Bestürzung die inzwischen erfolgte Ermordung des Maharadscha und das schreckliche Blutbad, welches in Lahore angerichtet worden war. Dieß machte auf einen seiner Begleiter einen so lebhaften Eindruck, daß er die Weiterreise einstellte. Mein Bruder mit den beiden andern Begleitern setzte jedoch nach einer ruhigeren Ueberlegung seinen Weg fort, und langte Anfangs Februar 1844 an der Gränze des Pendschab, in Feruzpur an.

Gerade zu der Zeit war, wie sich die geehrten Leser noch aus dem Früheren zu erinnern wissen werden, Hire-Sing der mächtige Bezirk des unnützdigen Maharadscha Dbelib-Sing, und ich selbst lag damals schwer erkrankt darnieder. Ich hatte mir nämlich durch eine zu große Anstrengung der Augen oder durch ein mehrere Stunden lang anhaltendes Schauen durch die Sonnenstrahlen bei nüchternem Magen eine sonderbare heftige Krankheit zugezogen, die aber wohl schon seit längerem im Körper schlummernd vorhanden gewesen sein mochte, und nun erst durch den Ueberreiz der Sonnenstrahlen hervortrat. Es war dieß eine höchst schmerzliche Augenentzündung, die schnell in eine Art von schwarzen Staar überging, wahrscheinlich darum, weil ich es anfänglich vernachlässigt hatte, mir Blut zu lassen. Damit war eine gänzliche Schlaflosigkeit und entschiedener Appetitmangel im Gefolge von herumziehenden Gelenkgeschwülsten verbunden. Zuletzt gesellte sich hiezu auch noch die Ruhr, was Alles zusammen so ungeheuer auf mich einwirkte, daß schon nach dem Verlaufe eines Monats der höchste Grad von Schwäche und Entkräftung sich einstellte. Unter diesen Umständen schienen meine Lebenstage fast gezählt.

Doch wie jedes Schlimme auch sein Gutes hat, so traf dieß auch

setzt ein. Nur dieser höchsten Gefahr, in der mein Leben schwebte, verdankte mein Bruder die Erlaubniß des Ministers, die Grenze überschreiten und mich besuchen zu dürfen, was ihm sonst schwerlich gestattet worden wäre.

Sei es nun die Freude ob dieses unverhofften Wiedersiehens oder die wohlthätige Folge einer Kur, der ich mich versuchsweise mit dem Beginne eben dieses Tages unterzogen hatte, oder vielleicht auch Beides zugleich — genug ich fühlte mich auffallend besser, und die gefahrdrohende Krisis war vorüber. Diese Kur, worauf ich hier blindeute, war gewiß eine der einfachsten, die man sich denken kann. Sie bestand nämlich bloß darin, daß ich einige große Kahl-Zibeben, die man im Lande *Nona ka* nennt, anfänglich nur ansaugte, was aber damit endete, daß ich sie zuletzt auch wirklich mit wieder erwachendem Appetite verschluckte. Auf diese Art kam ich, da von diesem Augenblick an meine Gesundheit in steigender Progression sich mehrte, bald wieder zu meinen vorigen Kräften, und — ich war gerettet.

Die Ursache der Verlängerung dieser schweren Krankheit lag wohl nicht allein in der verärmten Blutentziehung, sondern sicherlich auch in der Blendung meiner Sehkraft, wodurch ich, bei dem Mangel europäischer Ärzte, als ein beinahe Erblindeter nur auf inländische Heilmittel beschränkt war.

Was meinen Bruder anbelangt, so hatten sich die Verhältnisse im Pendschab für Europäer so ungünstig gestaltet, daß dermalen an ein festes Unterkommen für ihn nicht zu denken war. Was blieb mir daher anders übrig, als ihn wieder die Rückreise nach Europa antreten zu lassen, zu welchem Zwecke ich ihn mit allen erforderlichen Geldmitteln hinlänglich ausrüstete. Er machte die Reise zurück in Gesellschaft des Obersten Steinbach, welcher gegenwärtig in Diensten des Maharadscha von Kaschmir, Gulab-Sing sich befindet.

Als einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik der Nabengs, von denen wir bereits mehreremalen gesprochen haben, will ich hier, da sich gerade kein schicklicherer Ort hierzu vorfindet, ein Abenteuer eines braven deutschen Malers einschalten, welcher durch den thörichtesten Religions-Fanatismus jenes Ränbergesindels, trotz der Achtung, die er bei allen Großen genoss, fast ums Leben gekommen wäre. Dieser Künstler, welcher sich August Schöfft nennt, und gegenwärtig in St. Petersburg ist, war sammt seiner Frau nach Ostindien gereist, und hatte allenthalben, sowohl in den Besitzungen der Hindischen Kompagnie, als auch in den ihr nicht unterworfenen Ländern seiner Geschicklichkeit im Porträtiren halber die lobendste Anerkennung gefunden. Unter Schir-Sings Regierung war er auch nach Lahore gekommen, und die erste Probe seiner Kunst, die er daselbst in Gegenwart des Maharadscha ab-

legte, bestand darin, daß er den Bai Gurmel-Sing, einen der ersten Sibhpriester, bloß mit Bleistift skizzirte und zum Sprechen traf. Dieß hatte für ihn das glückliche Resultat, daß er nun den Maharadscha, und fast alle Großen des Reiches malen mußte, und auch sonst mit verschiedenen andern Aufträgen beehrt wurde; denn seine Delgemälde zeichneten sich, was richtige Darstellung und künstliche Farbengebung anbelangt, vor vielen aus.

Es befindet sich in Amritsir inmitten der Stadt ein riesiges Wasserbassin, in dessen Mitte ein prächtiger Tempel sich erhebt, wo Tag und Nacht der Grand-Sahib oder das heilige Buch der Sibhs vorgelesen wird. Rings um das Bassin herum prangen die Häuser der Vornehmsten: des Maharadscha, der Minister, der Serdaren und wohlhabendsten Braminen. Der Ort selbst heißt Derbar-Sahib. Die Versammlungen an diesem Orte gehörten damals zu den glänzendsten, indem sich zu gewissen Zeiten dort Alles einfand, was zu den Notabilitäten des Reiches zählte, die man dann bei ihren religiösen Verrichtungen gleichsam in corpore übersehen konnte. Der gute Schöff wurde nun vom Maharadscha, der von dessen Kunstfertigkeit die günstigste Meinung hegte, und ein größeres Werk seines Pinsels zu besitzen wünschte, beauftragt, diesen heiligen Ort in einem Gemälde darzustellen. Um dieß nach dem Wunsche des Maharadscha auszuführen, bestieg er die höchste Terrasse von Rendschit-Sings Palaste, von wo aus er den vollständigen Ueberblick über das Ganze hatte und schlug daselbst sein Atelier auf. Ich hatte gerade dazumal die Kronstädter Wochenblätter erhalten, aus denen er manches Neue aus Europa zu erfahren hoffte, weshalb er mich bath, ihm Einiges daraus, während er arbeitete, vorzulesen. Es war beiläufig um 5 Uhr Nachmittags, als er mich meines Vorleseramtes entthob und mich ersuchte, nach Hause zu gehen und Kisten für seine Gemälde besorgen zu lassen. Schöff war in Amritsir als starker Cigarrenraucher bekannt, denn er wurde selten ohne einer brennende Cigarre im Munde gesehen. Nun traf es sich, daß er oben auf der Terrasse, wo jedermann ihn sehen konnte, beim Wechseln der Pinsel häufig den einen in den Mund nahm und eine Weile darin behielt, während er nach dem Andern griff. Dieß schien den unten Stehenden, die ihn hier und dort neugierig beobachteten, als ob er eine Cigarre im Munde hätte, was bei den Sibhs und Rahengs an diesem Orte für eine große Sünde oder vielmehr für ein Verbrechen gilt. Natürlich verbreitete sich das Gerücht, daß der Ferenghi (Franke) sich hier zu rauchen unterstehe, mit Blitzesschnelle, und erregte allgemeinen Unwillen, der nach und nach in ein bedrohliches Getöse überging, so, daß von der erregten Volkswuth das Aeußerste zu befürchten war; zumal da auch die Abwesenheit des Maharadscha, der sich bereits nach Lahore zurück begeben hatte, ihre Wuth zu begünstigen schien. Schon fing man an, massenweise dem Palaste zuzueil-

den der verwegene Fremdling durch sein Rauchen zu verunreinigen wage; schon fing man an, den Palast zu stürmen, als der früher nichts ahnende Künstler erst aufmerksam wurde, und, ohne die Ursache der ausgebrochenen Volksbitterung zu errathen, das Gefährvolle seiner Lage augenblicklich erkannte. Er suchte deshalb so schnell als möglich zu entkommen, und wirklich gelang es ihm, da er ein kräftiger Mann war, durch die dicht gedrängte Menge, die auf den Treppen und in den Vorhäusern ihm den Ausweg versperrten wollte, sich glücklich Bahn zu brechen, wobei es aber Prüffe und Stöße auf ihn regnete, ungeachtet er dieselben auch nicht unerwiedert ließ. Dabei wurde aber seine goldene Uhr eine Beute des rasenden Pöbels und auch sein Rock ward ihm in wenigen Minuten vom Leibe gerissen. Als er endlich mit vieler Mühe auf der Gasse angelangt war, gestaltete sich die Sache für ihn noch ernster; denn schon sah er blinkende Waffen gegen sich gerückt. Er suchte nun durch schnelles Laufen sich zu retten. Man eilt ihm nach. Plötzlich sinken ihm seine Beinkleider hinab. Er stolpert und fällt in einen Morast. Schnell gefaßt rafft er sich wieder empor, und springt in einen in der Nähe befindlichen Stall mit einem Durchgange, den er kannte. Durch diesen, wo man ihn bereits gefangen glaubte, gelangt er in den Bazar, und erreicht das Haus des Bai Gurmel-Sing, seines Protector's. Alles bisherige geschah gegen 6 Uhr, als es schon zu dunkeln anfing. Man stürmte nach. In Folge dessen wurde sogleich das Haus geschlossen, um den weitem Andrang des Pöbels abzuhalten. Der gehezte Schöfft fand übrigens, wie er es auch nicht anders erwartet hatte, im Hause die freundlichste Aufnahme. Man reinigte ihn; und nun erst zeigte es sich, daß er nicht nur einige Kopfwunden, die von den eisernen Knöpfen in den Schilden der Rahengs herrührten, sondern auch einen Säbelhieb über den Rücken hatte, wodurch sein Hosenträger entzweigehauen worden war. Jetzt erst konnte er sich das plötzliche Herabfallen seiner Beinkleider erklären. Da sich das Gefindel noch immer nicht zerstreuen wollte, so mußte endlich die Polizei einschreiten, welche die Menge auseinander trieb. Erst als es völlig dunkel geworden war, entsendete man von Seite der Polizei eine Schaar Berittener, die den armen Maler, mit einem weißen Turban und einem langen Mantel ausgestaffirt, in ihre Mitte nahmen, um ihn in den Garten des Konehal-Sing außerhalb der Stadt, wo wir einquartirt waren, in Sicherheit zu bringen. Indessen, während alles dieses vorging, wurde es immer später und später, und ich begann zu Hause, da mein Freund nicht eintraf, ängstlich um ihn zu werden; denn ich hatte schon viel früher einige meiner Leute mit einem Pferde ihm entgegengeschickt, um ihn abzuholen. Ungeduldig sah ich also ihrer Ankunft entgegen. Da kamen sie auf einmal, aber ohne Schöfft, herbeigeeilt, mit der traurigen Nachricht dessen, was vorgegangen war, und der

weiteren Meldung, daß er bereits in der Gewalt des Böbels sich befinde. In der Bestürzung, der ich nun verfiel, machte ich Alles sogleich dem mir befreundeten Festungskommandanten zu wissen, nebst der dringenden Bitte, um möglichst schnelle Rettung des Unglücklichen. Diese Bottschaft hatte den Erfolg, daß der Kommandant ohne den mindesten Zeitverlust 1 Kompagnie reguläres Militär nach der Stadt beorderte, um ihn abzuholen. Allein das zu seiner Rettung bestimmte Kommando begegnete ihm bereits unterwegs und kehrte demnach wieder zurück. Kurze Zeit hierauf kam er mit seiner Begleitung bei mir an und meine angelegentlichste Sorge war nun, seine Wunden zu behandeln. Am folgenden Morgen reisten wir dann mit einander zurück nach Lahore.

Es war für mich ein Glück, daß die Rani während des Krieges mit den Engländern am Setludsch, in Folge mehrerer Fruchtadtreibungen an einem Augenübel litt und mich, obgleich ich vom Oberbefehlshaber der Armee ins Lager bechieden wurde, nicht von ihrer Seite ließ, um sie zu behandeln, wobei ich den doppelten Vortheil hatte, daß ich einerseits nicht wie die Obristen Mouton und Hurbon, die aus diesem Grunde auch ihre Entlassung erhielten, kompromittirt wurde, und andererseits sie persönlich kennen lernte, weshalb ich auch im Stande war, ihr genaues Portrait diesem Werke beizugeben.

Da jedoch durch die eingetretenen Verhältnisse im Pendschab meine bisherigen ämtlichen Dienstleistungen so gut wie aufgehört hatten, so beschloß ich, vor meiner Abreise nach Europa, wozu jetzt ohnehin die Jahreszeit nicht günstig war, die mir solchergestalt zu Theil gewordene Muße dazu anzuwenden, das benachbarte, in geschichtlicher, physischer und industrieller Beziehung so überaus merkwürdige Gebirgsland Kaschmir zwischen Tibet und dem Pendschab zu besuchen, theils zur Erholung während der heißen Sommermonate, theils um die dortige Industrie näher kennen zu lernen, theils auch um bezüglich auf die seltene Pflanzenfülle dieses Landes eine wissenschaftliche Ausbeute zu machen. Hierzu bedurfte ich nicht nur eine Bewilligung von Seite der englischen Regierung in Lahore, sondern auch die Erlaubniß des Maharadscha von Kaschmir, Gulab-Sing. Ich erhielt die eine wie die andere. Als ich nun in Kaschmir angelangt war, und mit dem Maharadscha in nähere Berührung kam, machte er mir sofort den Antrag, in seine Dienste zu treten. Ich erklärte jedoch, denselben aus mehreren Gründen nicht annehmen zu können, versprach aber, wenn er es mir erlauben wolle, ohne ämtliche Beziehungen als Oekonom einige Jahre dort zubringen zu wollen. Was mich zu diesem Anerbieten bewog, war die Bemerkung, daß zwei Hauptartikel des Handels, nämlich Thee und Zucker, trotz des großen Bedarfes und der Möglichkeit, sowohl den einen als den andern in Kaschmir selbst zu erzeugen, dennoch aus

دکتر گلشن جان صاحب
باشید

دند کلید نبات تیار میکنند و شما
کار کردن را همراه اند و در ریزند
و ده کارخانه تیار کنند و هر خود
مردمت سازند و محصول کار کنند

در باب ماکه است

در ۲۵۴۴ سال و ۱۹۴۱

dem Auslande bezogen werden. Denn Zuckerrohr wächst hier nicht, und der Zucker muß erst durch weglassene Pfade über steile Gebirge während einer Frist von 3 Wochen aus Indien importirt werden. Eben so der Thee, welcher aus Tibet, und noch dazu viel schlechter, als ihn die Engländer liefern, in Kuchenform eingeführt wird. Ich setzte also dem Maharadscha zu seiner großen Verwunderung auseinander, daß man zur Zuckererzeugung eben nicht unbedingt des Zuckerrohres bedürfe, sondern, daß man denselben auch von gleicher Güte aus Runkelrüben, zu deren Anbau der Boden Kaschmir's vollkommen sich eigne, herstellen könne. Ich würde deßhalb um ein Privilegium für dessen Erzeugung einschreiten und eine Runkelrüben-Zuckerfabrik gründen, was um so leichter ausführbar sein dürfte, als Grund und Boden bei den sehr billigen Landestaxen ungemein wohlfeil zu bekommen wäre, und nie ein Mangel an Arbeitern eintreten könne, weil die Leute hier zu Lande fleißig seien und mit einem geringen Arbeitslohn sich zu begnügen pflegen. Diesem Plan erteilte der Maharadscha unbedingt seine volle Genehmigung, und die Realisirung desselben wird die Aufgabe meiner künftigen industriellen Thätigkeit in Kaschmir sein.

Ich war zwar hauptsächlich darum nach Kaschmir gegangen, um mich nach so vielen, schon auf meine Gesundheit schädlich einwirkenden Anstrengungen durch Rußegenuß zu erholen; allein meine Rechnung war, wie es oft zu geschehen pflegt, dem Sprichworte nach ohne den Wirth gemacht. Der größte Theil meiner Diener stammte aus Kaschmir. Sie kannten meine frühere Thätigkeit und ermangeten nun nicht, ihren staunenden Landsleuten gar wunderbare Dinge von meinen Heilungen Leidender und Preßhafter zu erzählen. Die natürliche Folge dessen war, daß ich nun durch einen ungeheuren Andrang von Patienten tagtäglich gleichsam belagert wurde. Zwei Monate hindurch erschienen an meinem Aufenthaltsorte noch vor Tagesanbruch in der Regel über hundert Menschen, welche bei mir für allerlei Gekröpfte Rath und Hilfe suchten, was ich ihnen auch — versteht sich unentgeltlich — mit größter Bereitwilligkeit gewährte. Ja, es kam sogar so weit, daß ich die Abendstunden zur Bereitung der Arzeneien verwenden mußte, welche ich am folgenden Tage unter sie vertheilte. Ich genoß aber dabei den Vortheil, eine Menge wichtiger Experimente anstellen und mich von der Wirksamkeit der Kaschmir'schen Medizinal-Pflanzen durch eigene Erfahrung überzeugen zu können. Auch fand ich zu wiederholtenmalen Gelegenheit, dort weniger bekannte chirurgische Operationen vorzunehmen, so z. B. zapfte ich einem wassersüchtigen Muselman in Gegenwart des Maharadscha das Wasser ab, worüber dieser sammt allen Anwesenden in höchstes Erstaunen gerieth, und sich über die Menge des abfließenden Wassers nicht genug verwundern konnte.

Zur Zeit meines damaligen Aufenthaltes in Kaschmir erschienen einige Engländer im Lande als Besucher desselben, und wurden vom Augenblicke ihres Eintrittes in das Land vom Maharadscha als Gäste behandelt. Die Hervorragendsten unter ihnen waren: Lord Gifford, Schwager des jetzigen ostindischen Generalgouverneurs, und der unglückliche Obrist King, der auch hier in Wien bekannt ist, und sich später aus verletztem Ehrgefühl selbst entleibte. Wir speisten einigemal zusammen beim Maharadscha in seiner Residenz Scherggher, bei welcher Gelegenheit ich aber für europäische Leser, welche in den Sitten der Orientalen nicht eingeweiht sind, auf einen Umstand aufmerksam machen muß, der ihnen sehr komisch erscheinen wird. Jedesmal nämlich, so oft wir die Ehre hatten, eine Einladung vom Maharadscha zur königlichen Tafel zu erhalten, mußte mein Freund, der in Kaschmir bedienstete Obrist Steinbach, dessen sich die geehrten Leser vielleicht noch aus dem Früheren erinnern werden, unsere sämtlichen Köche in Requisition setzen, um das Mahl zu bereiten, womit der Maharadscha uns bewirthen wollte. Es versteht sich dabei von selbst, daß alle hiezu nöthigen Materialien aus der königlichen Küche geliefert wurden. Nur den Wein und den gesammten Geschirraparat, als Teller, Messer, Gabeln, Löffel u. s. w. mußten wir selbst hinschaffen lassen. Während der Mahlzeit erschien jedesmal der Maharadscha selbst, nahm aber nicht daran Theil, sondern unterhielt sich mit uns im Gespräche. Aber damit noch nicht zufrieden, ließ er uns gewöhnlich, um uns seine besondere Aufmerksamkeit zu beweisen, noch eine Menge von Eingemachtem und Compoten, von Eis und Süßigkeiten aus seiner eigenen Küche auftragen. Außer dieser gastronomischen Bewirthung sorgte er auch noch für anderweitige Unterhaltungen. So ließ er z. B. uns zu Ehren Feuerwerke abbrennen, Illuminationen auf dem Flusse anstellen, landesübliche Musik aufführen, Bajadern sich produciren u. s. w.

Ein Seitenstück zu den ehemaligen Königen von Frankreich, welche durch bloßes Handauslegen Kröpfe heilten, und zu den Königen von England, welche durch dreimaliges Anblasen epileptische Anfälle verschewchten, ist der Maharadscha von Kaschmir, welcher, wenn auch auf eine etwas materiellere Weise, in höchst eigener Person halbseitig oder an den Füßen Gelähmte zu kuriren pflegt. Das Mittel hiezu besteht in einem eigenen Madschun (Latwerge), dessen Bestandtheile er mir auf mein Ansuchen in folgender Weise angab: Cinnabaris, Anacardium orientale, Nuces vomicae, nebst 35 anderen Gewürzen. Die Bereitung dieser Bestandtheile ist folgende: Man röste den Zinnober in Butter und gebe dazu präparirte Krähenaugen, Anacardium or. und die angegebene Zahl von Gewürzen. Hierauf zertheile man das Ganze mit einer hinreichenden Menge Honig 3 Tage lang, und verfertigt daraus

obige Latwerge. Die Gabe davon, welche zweimal des Tages genommen wird, beträgt 5 bis 10 Gran.

Ein ähnliches Gemisch ist das Electuarium nucis vomicae des Timur Schah, das bei den Persern auch jetzt noch im großen Ansehen steht, und folgendermaßen bereitet wird: Man weiche eine beliebige Menge von Kräutern in erwärmte Milch, die man täglich einmal durch 7 Tage mit frischer erneut. Am 8. Tage hänge man sie in einem Säckchen verpackt in einem kleinen Kessel auf, kochte sie dann in frischer Milch gut an, schäle und spalte sie, und sondere die im Innern derselben befindlichen Kerne ab, die dann weggeworfen werden, weil man sie für giftig hält. Hierauf werden die Kräutern gewaschen, getrocknet und geraspelt, sodann in gereinigtem Honig abermals gekocht, abgewogen, und mit gleichen Theilen von folgenden Speciebus aromaticis gemischt:

Rp. Piper a., Piper n., Piper l., Cort. cinnam., Nuc. moschat., Nuc. Areca Catechu, Mastic., Cyper. l., Myrobal. embli., Nardost., Sem. cardamomi, Sem. cumini, Sem. foeniculi, Sem. nigellae, Croc., Zingib., Cariophil. arom., Lign. aloes, Lign. sanct., Lign. santal., Xylobals.

Alles dieses mache man mit zweimal soviel gereinigtem Honig, als das Ganze beträgt, an. Die Dosis davon ist dr. ʒ — dr. j. Es wird als schmerzlinderndes, schlafförderndes, zum Beischlase reizendes, die Lähmung hebendes, gichtwidriges, Flüsse hemmendes, magenstärkendes u. s. w. Mittel gerühmt.

Wie man sich erinnern wird, war einer der Hauptzwecke meines Aufenthaltes in Kaschmir ein wissenschaftlicher. Demzufolge suchte ich soviel nur möglich die höchst interessante Pflanzenwelt dieses an botanischer Ausbeute so reichen Landes näher kennen zu lernen. Ich sammelte also mit wahren Bienenfleiß Alles, was mir nur einigermaßen in dieser Beziehung merkwürdig schien, und brachte solchergestalt ein ziemlich reichhaltiges Herbarium vivum zusammen, bei dessen Bearbeitung mir späterhin die hiesigen Herren Professoren Dr. Henzl und Dr. Unger im Interesse der Wissenschaft auf das Bereitwilligste und Freundlichste an die Hand gingen. Die betreffenden Abbildungen von derlei für die Arzneikunde wichtigen Pflanzen liegen diesem Werke in genauen Lithographien bei. Die Eigenschaften derselben, welche als vollkommen erprobt gelten können, wird man es detail in meiner *Materia medica* specificirt finden. Außer der *Materia medica* Cashmiriana sind auch noch einige andere Pflanzen dargestellt, welche in den Ebenen des Pendschab vorkommen, weil ich auch diesen eine aufmerksamere Beachtung schenken zu müssen glaubte. Man wird darunter vielleicht so Manche finden, welche den

europäischen Aerzten bereits bekannt sind, allein da ich nicht bloß für Europa, sondern auch für Ostindien schreibe, so habe ich sie schon deswegen aufgenommen, weil viele von den indischen Aerzten mit diesen Pflanzen und ihren Wirkungen nicht hinlänglich bekannt sind, wie ich nur zu gut aus eigener Erfahrung weiß. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, die Anzahl derselben zu verdoppeln und selbst zu verdreifachen, wenn nicht der bestimmte Umfang meines Werkes mir Gehalt geboten hätte. Freilich wird man hier die Einwendung machen: Zugegeben, daß die heilsamen Wirkungen dieser Pflanzen sich allseitig bestätigen, und daß ihre Anwendung beim Heilverfahren die ersprießlichsten Folgen hätten; so ließe sich noch immer fragen, welcher praktischer Nutzen daraus für europäische Aerzte hervorgehe. Denn woher soll man dieselben beziehen? Darauf antworte ich, daß ihr Bezug sehr leicht durch die Kaschmir'schen Shawlhändler, die im beständigen Verkehr mit Europa stehen, zu bewerkstelligen sei, wobei nur noch zu bemerken ist, daß ihr Transport nicht auf dem längern Wege um das Cap der guten Hoffnung, sondern auf dem kürzern längst der arabischen Küste auf dem rothen Meere (wenn es nicht ganz zu Lande geschehen kann), über die Meerenge von Suez, und dann weiter fort effectuirt werden müßte, indem durch die längere Verführung zu Wasser, wie bekannt, die Wirksamkeit vegetabilischer Stoffe bedeutend verringert wird, wenn solche nicht hermetisch verschlossen versendet werden. In soferne sich in dem Pflanzenverzeichnisse und in der Angabe der verschiedenenartigen Sämereien und Spezereien Lücken vorfinden, so werde ich solche bei der nächsten Herausgabe meiner ferneren Ereignisse binnen einigen Jahren, in einem eignen Nachtrage als Ergänzung liefern, wenn es mir das Schicksal gönnt, einst wieder aus dem fernen Oriente nach Europa zurückzukehren.

Da ich Alles, was ich bisher niedergeschrieben habe, bloß meinem Gedächtnisse entnahm, weil ich niemals ein eigentliches Tagebuch geführt habe, und mir einzig und allein das Medizinische notirte, so kann man sich leicht denken, daß mir nicht nur im Einzelnen hin und wieder Unrichtiges entwischt, sondern auch sogar manches Wichtige entgangen sein mag. Jedoch kann ich meine geehrten Leser versichern, daß ich wissentlich auch nicht im geringsten Punkte der Wahrheit das Mindeste vergeben habe. Die Aufsicht über die Lithographie der beigefügten Abbildungen habe ich selbst geführt, und kann somit für deren Genauigkeit einstehen. Nur für das Portrait des Fakiren Faridas, dessen freiwilliges Begrabenlassen ich umständlich schilderte, habe ich nicht aus eigener Anschauung beigefügt, indem ich es von einem Freunde, dem Kapitain Gardner, erhielt. Indessen sagten mir mehrere, die den Fakir persönlich kannten, daß er sehr gut getroffen sei. In Bezug auf den Text meines Werkes selbst muß ich bemerken, daß ich theils wegen der Beaufsichtigung der Lithographie, theils anderer Geschäfte halber die

Correktur nicht selbst besorgen konnte und nicht so glücklich war, für die ersten paar Bogen einen hinlänglich sachkundigen Korrektor zu finden, weshalb man mir mehrere, wenn auch gerade nicht wesentliche, Stylverstöße zu Gute halten wird. Nur der erste Bogen, wovon bereits tausend Exemplare die Presse verlassen hatten, mußte hauptsächlich solcher Verstöße wegen gänzlich laffirt und neu bearbeitet werden. Vom 4. Bogen an werden aber meine geehrten Leser weniger Ursache finden, sich, mit Ausnahme einiger Druckfehler, die ohnehin selbst bei der größten Aufmerksamkeit kaum zu vermeiden sind, über ähnliche Uebelstände zu beklagen.

Die Monate Juli und August verbrachte ich in Kaschmir. Mit Beginn des September verließ ich das paradiesische Thal dieses Landes mit einer reichen Ladung von Shawls, um mich über Lahore und das englische Ostindien nach Europa zurückzugeben. In Lahore verweilte ich bis gegen Ende October, wo ich mich von da wieder entfernte. Ich passirte den Setludsch und kam über Ferozpur, Ludiana, Amballa, Saharenpur und Radchpur, endlich ins Gebirge nach Mussuri, um meine beiden Töchter zu besuchen, welche ich dort in einer von französischen Nonnen geleiteten Erziehungsanstalt untergebracht hatte. Dasselbst verweilte ich 3 Tage, und setzte dann nach Treffung der nöthigen Anstalten meine Reise über Meerut nach dem am Ganges gelegenen Einschiffungsorte Gurmuktesh fort. Hier bestieg ich ein eigen aufgenommenes Fahrzeug und kam mit demselben glücklich in Kalkutta an. Die Wasserfahrt dauerte 2 Monate lang, und war in vieler Beziehung äußerst angenehm. Als charakteristische Merkwürdigkeit bezugsweise auf indische Zustände muß ich anführen, daß ich während unserer Reise, je mehr wir uns Bengalen näherten, zu meiner Verwunderung, an beiden Ufern des Ganges allerlei Geräthe, z. B. Rohrmatten, Bettdecken, Polster, Trinkgeschirre u. s. w., ja selbst Kranke bemerkte. Auf mein Befragen, was es damit für ein Bewenden habe, erfährte ich, daß der allgemein herrschenden Sitte gemäß die ärmeren Kranken der Umgegend, sobald man an ihrem Aufkommen weisse, dahin gebracht würden, wo sie dann meistens an dem den Hindus heiligen Flüsse ihren Tod fanden. Träfe es sich aber, was nicht selten der Fall ist, daß der Eine oder der Andere wieder geneset, so wanderte er flussabwärts bis in eine nicht weit von Kalkutta gelegene Stadt, wo er sich von nun an bleibend niederläßt. Höchst sonderbar ist es, daß die ganze Bevölkerung dieser Stadt aus lauter solchen Reconvalescenten besteht, die fortan jeden Verkehr mit ihren frühern Freunden und Verwandten abbrechen, und bloß untereinander Heirathen schließen. Man könnte diese Colonie — vielleicht die einzige ihrer Art — ganz füglich eine Reconvalescenten-Colonie nennen. Uebrigens füge ich nur noch zum Schlusse bei, daß

es im Ganges von Krokodilen wimmelt, und daß bei demselben die wilden Gänse in Unzahl sich einfinden.

In Kalkutta selbst verweilte ich nur eine Woche lang, indem eines der schönsten Kauffahrteischiffe, der Prinz von Wales, dem Hause Green und Comp. angehörig, auf dem Punkte stand nach England abzufegeln, welche günstige Gelegenheit ich mir nicht entgehen lassen wollte. Dieser kurze Aufenthalt in der Hauptstadt Bengalens war Ursache, daß ich die Operationen des berühmten Esdaile, im Gebiete des thierischen Magnetismus, ungeachtet ich es sehr wünschte, nicht selbst beobachten konnte. Nachdem ich an Bord des Prinzen von Wales mich begeben hatte, und das Schiff unter Segel ging, erfreuten wir uns des besten Wetters. Das einzige, was den Seefahrern einige Unannehmlichkeiten bereitet, traf auch zufällig uns. Wir hatten nämlich öfters eine ziemlich lang andauernde Windstille, wobei man, wie bekannt, mit Segelschiffen auf der See nicht weiter kommt. Wir brauchten deshalb, bis wir das Vorgebirge der guten Hoffnung erreichten, gerade volle zwei Monate, obgleich der Kapitän und die Offiziere in Betreff ihrer Geschicklichkeit und Thätigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Anfangs April erreichten wir die Capstadt. Der Anblick derselben und ihres vortrefflichen Hafens ist ein außerordentlich freundlicher. Sie ist regelmäßig gebaut, und hat überaus nette Häuser, die aber durchgängig nur ein Stockwerk hoch sind. Uebrigens findet man daselbst alle möglichen europäischen Comforts, gute Gasthöfe, hübsche Caffeehäuser, nette Conditoreien u. s. w. Auch fehlt es nicht an ansehnlichen öffentlichen Gebäuden. So findet man hier eine Börse, ein Theater, einen Circus olympicus u. dgl. Sogar die Gasbeleuchtung ist hier schon eingeführt, und die Art der Ausführung derselben dürfte selbst vor jener in manchen europäischen Hauptstädten nicht zurücktreten. Besonders auffallend war es mir im ganzen Umfange der Capstadt, von keinem einzigen Bettler belästigt zu werden, eine Erscheinung, welcher ich noch nirgend anderswo auf meinen vielen Reisen begegnet bin. Als wir am Cap anlangten, war gerade die Weinlese vorüber, und wir erquickten uns auf unseren Promenaden und Landparthien, die wir zu machen nicht versäumten, mit dem Genuße der köstlichen Trauben, woraus der allbekannte ausgezeichnete Capwein bereitet wird. Daß mit den ersten Tagen des Aprils bereits die Weinlese vorüber war, wird nur jenen meiner geehrten Leser ein Räthsel scheinen, welche sich etwa nicht augenblicklich erinnern dürften, daß die Capstadt jenseits des Aequators liegt, wo die Jahreszeiten gerade im umgekehrten Verhältnisse zu jenen Europa's auf einander folgen, und mithin der Jänner zu den heißesten, der Juli hingegen zu den kältesten Monaten gehört. Nach einem Aufenthalte von vier Tagen stachen wir neuerdings in See, nachdem wir uns mit Wasser und allen nöthigen Lebensmitteln, besonders aber mit Geflügel, als Hühnern, Gänsen, Enten u. s. w.

reichlich versehen hatten. Allein kaum waren wir eine kleine Strecke weit vom Lande entfernt, als in unser Geflügelwerk eine Epidemie einbrach, die es schnell dahin raffte, so, daß wir einen Abstecher nach St. Helena zu machen genöthigt waren, um neue Vorräthe davon an Bord zu nehmen. Auch einige Todesfälle von Menschen kamen während unserer Seereise vor. So starben z. B. mehrere kranke Invaliden, und ein als Trunkebold berühmter Matrose. Ihre Leichen wurden nach seemannischem Herkommen in Leinwand eingenäht, mit Gewichten an den Füßen versehen, und unter feierlichen Gebeten in die Tiefe des Meeres versenkt.

Außer dem kamen auch noch mehrere Krankheitsfälle vor, bei denen ich als Arzt ebenfalls in Anspruch genommen wurde. Darunter sind vorzüglich zwei, welche das Interesse meiner arzeneikundigen Leser besonders anregen dürften, weil sie im gewöhnlichen Leben so häufig vorkommen, und die auch mir selbst nicht unwichtig sind, indem ich dabei Gelegenheit fand, dem Schiffsdoktor aus der Noth zu helfen. Der erste Fall dieser Art bezieht sich auf einen alten Obristen, der angeblich an rheumatischen Schmerzen litt, und zwar so stark, daß er bereits in Verzweiflung zu gerathen anfang. In dieser Bedrängniß wendete er sich an mich, mit der unverholenen Aeußerung, daß die Mittel, die er vom Schiffsdoktor erhielt, keinen Schuß Pulver werth wären, und daß er werde sterben müssen, wenn ich ihm nicht beistünde. Meine erste Frage an ihn war, ob er je an einem venerischen Uebel gelitten habe. Als er dieß mit der Angabe, daß es bereits mehrere Jahre her sei, bejahte, machte ich den Doktor auf diesen Umstand aufmerksam, und rieth ihm, dem Patienten ein Sassaaparilla-Defolt zu geben. Da er aber gerade keine Sassaaparilla besaß, kaufte er sich solche aus einer Apotheke in der Kapstadt, und begann damit seine Kur. Der alte Obrist war aber äußerst ungeduldig und meinte, das Geföffe würde nichts helfen. Auf mein Zureden trank er jedoch das Defolt fort, und schon nach zwei Wochen trat eine bedeutende Besserung ein. In Zeit von einem Monate war die Heilung vollendet. Der zweite Fall war mit einem einjährigen Kinde, das wegen schwerem Zahnen mit Krämpfen und Fieberanfällen behaftet war, nichts mehr genießen konnte, und sichtlich abmagerte, so, daß Jedermann von dem bald zu erfolgenden Tode desselben überzeugt war. Blutegel, Scarifikationen des Zahnfleisches, warme Bäder, innere befänftigende, krampfstillende und abführende Mittel waren vergebens bei ihm versucht worden. Als ich den beinahe hoffnungslosen Zustand des Kindes vernahm, fragte ich meinen Kollegen, ob er auch Vesikatorien angewendet hätte. Da er solches verneinte, rieth ich ihm dazu. Er folgte diesem Rathe, und applizierte dem kranken Kinde sogleich zwei blasenziehende Plasterchen hinter die Ohren; und von dem Augenblicke an ging es

seiner Besserung entgegen; die Krämpfe hörten auf, und der Zahndurchbruch erfolgte.

Sogar an Gottesdienst fehlte es uns nicht, indem der Kapitän ihn jeden Sonntag Morgens und Abends gleich einem Geistlichen abhielt. Es befanden sich unser gegen 200 Personen im Schiffe. Dennoch trat nie ein Mangel an Speisen und Getränken ein. Es herrschte in dieser Beziehung selbst ein gewisser Luxus; denn außer den gewöhnlichen Speisen wurden täglich noch Pasteten, Torten, und andere feine Bäckereien zum Nachtschiffe aufgetragen, und verschiedene Weine, Biere und sonstige geistige Getränke servirt. Zweimal in der Woche machte unter uns sogar der französische Schaumwein die Runde. Eines Tages kamen uns auf hoher See 9 Schiffe zu Gesicht. Mit mehreren derselben setzten wir uns durch eigens angebrachte Zeichen ins Einverständniß, um zu erfahren, welches der Name des Schiffes sei, woher es komme, wohin es gehe, worin seine Ladung bestehe, wie lange es schon die See halte, welchen Schiffen es bereits begegnet sei u. s. w. Auf jedem Schiffe ist nämlich ein Buch vorhanden, in welchem jene Zeichen in Ziffern angegeben sind, und diese Ziffern werden mit den verschiedenen Farben der aufgezogenen Flaggen angedeutet. Während wir aber diese nicht unbedeutende Anzahl von Schiffen an Einem Tage sahen, vergingen andererseits wieder ganze drei Wochen, wo wir auch nicht ein einziges erblickten. Als es dann auf einmal hieß, es wäre von Weitem ein Schiff in Sicht, lief Alles freudvoll aufs Verdeck, um es zu sehen. Als es nahe kam, erkannte man, daß es ein amerikanischer Wallfischfänger sei, indem einige seiner Matrosen oben auf den Mastbäumen saßen, um einen umfangreichen Gesichtskreis zu haben. An der Ostseite Afrika's nahe an der Linie sahen wir ein Schiff, das von Bombay nach Kalkutta segeln sollte, seiner Aussage nach aber in jene Region des atlantischen Meeres verschlagen worden war, und einer Provision bedürftig. Ohne den Seefahrer zu kennen, gab man ihm dennoch Alles, was man füglich entbehren konnte, als: Reis, Erdäpfel, Bier u. s. w. Zu verschiedenen Zeiten des Tages, wenn die Sonne auch nur etwas sichtbar war, machte unser Kapitän mit seinen Offizieren, vermittelst nautischer Instrumente, allerlei Beobachtungen, wo es stets hieß: Look out! (Schau' hinaus!), und so wußten sie nach vorgenommener Berechnung aufs Genaueste den Punkt auf der Karte anzugeben, wo wir uns auf der weiten Meereswüste befanden. Je mehr wir uns dem Süden näherten, verloren wir hinter uns die Sterne des nördlichen Himmels, so, daß wir, am Aequator angelangt, den Polarstern nicht mehr erblickten; und als wir einige Grade über den Aequator hinaus waren, sahen wir den sogenannten großen Bären nur mehr am Horizonte. Dafür entschädigte uns aber der Anblick anderer südlicher Sternbilder, unter denen

das Kreuz von ausnehmender Schönheit ist, während die übrigen in dieser Beziehung unsern Sternen des nördlichen Himmels zurückstehen, die wir indessen abermals zu Gesichte bekamen, als wir nach Umseglung des Vorgebirges der guten Hoffnung wieder aufwärts fuhren und neuerdings die Linie zurücklegten. Alles zuletzt Erzählte, welches gleichsam eine Episode meiner Reise aus Ostindien zurück nach Europa bildet, dürfte so Manchem, der selbst ähnliche Reisen gemacht hat, unerheblich scheinen. Allein nicht Jeder war in der Lage, solche Erfahrungen in eigener Person zu machen, und Solche, die ich hier besonders im Auge habe, und unter die ich auch meine geliebten Landsleute rechne, dürften derlei Schilderungen gewiß nicht ohne alles Interesse lesen. Ueber meine glückliche Ankunft in Europa, und meine weiteren Reisen und Begebenheiten daselbst habe ich meinen geehrten Lesern bereits im Vorhergehenden das Nöthige mitgetheilt.

Einleitung
zum
Medial-Systeme,
nebst einigen
allgemeinen hygiänischen Regeln.



Deror ich noch zu dem eigentlichen Gegenstande der folgenden Abhandlung übergebe, fühle ich mich, um allfälligen Mißverständnissen vorzubeugen, zu der Erklärung veranlaßt, mich weder mit der Diagnose noch Prognose der Krankheiten (was man in hundert andern Büchern findet) näher befassen zu wollen, sondern mich einzig und allein auf das Therapeutische zu beschränken, und bloß jene spezifischen Mittel anzugeben, deren Wirksamkeit ich selbst zu erproben Gelegenheit hatte.

Wiemohl ich ferner fest überzeugt bin, daß die Wirkung der verschiedenen Arzneikörper durch eine physische, ihnen eigene spezifische Kraft, vermittelt welcher sie mit den Krankheiten in gegenseitigem Rapport stehen, erzielt, und daß nicht so sehr der quantitative als der qualitative Zustand derselben berücksichtigt werden muß: so hab' ich doch eine gewisse Ordnung beobachtet, nach der ich meine Arzneien bei Geunden und Kranken versuchte und anwendete. Ich theile nämlich alle Heilmittel ihren Kräften nach in folgende drei Klassen:

Die I. Klasse enthält mildere Vegetabilien, Erden, Kohlen, Salze, Metalle, schwache vegetabilische Säuren u. s. w. Das sind nämlich jene Mittel, die bei der gewöhnlichen Heilart scrupel-, drachmen- oder auch ungenweise pro dosi eingegeben werden. Hierzu gehören z. B. Bittere Mandeln, Mohnsamen, Quecksilber.

Die II. Klasse besteht aus den scharfen Vegetabilien, krySTALLisirten vegetabilischen Säuren, gelindern chemischen Präparaten; überhaupt aus jenen Mitteln, die in der gewöhnlichen Praxis meistens graumweise pro dosi eingegeben werden. Hierzu gehören z. B. gelbes Blutlaugensalz, Opium, verjüngtes Quecksilber.

Die III. Klasse begreift alle sogenannten Gifte: animalische, vegetabilische und mineralische; wie auch die schärfsten chemischen Präparate, die concentrirten mineralischen Säuren; überhaupt alle jene Mittel, die gewöhnlich unter Einem Gran oder Tropfen, zuweilen aber auch etwas darüber pro dosi eingegeben werden. Hierzu gehören z. B. Blausäure, Morphin, ägendes Quecksilbersublimat.

Die Mittel aus der I. Klasse geb' ich von $\frac{1}{25}$ bis zu $\frac{1}{2}$ eines Granes pro dosi.

Die Mittel aus der II. Klasse von $\frac{1}{10}$ bis zu $\frac{1}{25}$ eines Granes pro dosi, und

Die Mittel aus der III. Klasse von $\frac{1}{100}$ bis zu $\frac{1}{30}$ eines Granes pro dosi.

Bei der Anwendung solcher erfuhr ich die im vorliegenden Werke angegebenen Wirkungen. Man könnte mir vielleicht nicht mit Unrecht die Einwendung machen, daß die animalischen Gifte, wie z. B. die von wüthen- den Thieren, von Schlangen, Scorpionen u. s. w., nur dann nachtheilig wirken, wenn sie durch eine Wunde mit den Körpersäften in directe Berührung kommen, und daß diese Substanzen, innerlich eingenommen, selbst in großen Gaben keinen schädlichen Einfluß üben. Daran würde sich die Frage knüpfen, warum ich sie nicht in die erste Klasse zu den gelinderen Mitteln, sondern in die dritte, zu den Giften gesetzt habe. Hierauf diene zur Antwort, daß dieses einzig und allein aus der Ursache geschehen ist, weil sie auch zu einem fünfzigstel, ja sogar zu einem hundertsten Theile eines Tropfens oder Granes ihre eigenthümliche Wirksamkeit bewährt haben, während sie in größern Gaben sich auf eine ganz andere, vielleicht sogar auf die entgegengesetzteste Art und Weise wirksam gezeigt haben würden.

Außer den gewöhnlichen thierischen Arzneistoffen habe ich auch noch eine reichhaltige Sammlung neuer animalischer Heilmittel aufgenommen, die der ärztlichen Praxis ein unabsehbares, bisher ganz unbekanntes Feld eröffnen. Man glaube ja nicht, daß der Grund dessen in einem Mangel an Heilstoffen liege, die das Pflanzen- und Mineralreich uns in Fülle darbietet. Es geschah bloß darum, weil ich mit jenen erstern eine Menge gelungener Versuche anstellte, die in der Regel die überraschendsten Resultate zur Folge hatten, wie man im Verlaufe unter den Benennungen: Anguineum, Cataractum, Leporineum, Locustum, Nycterineum, Piscineum, Scorpionum, Tigridum u. s. w. sehen wird. Ich mische nämlich den thierischen Stoff, z. B. das Blut von Hasen, die Galle von Fischen, das Gift von Scorpionen oder Schlangen u. s. w. mit Alkohol, wie es in meiner *Materia medica* angegeben wird, und bewahre

die Gfenz davon an einem temperirten Orte, welcher vor dem Eindringen der Lichtstrahlen gesichert ist, in einem wohlverstopften Glase auf. Davon gebe ich meinen betreffenden Patienten tropfenweise Gaben auf Zucker mit dem besten Erfolge ein. Ob man übrigens meine neuangegebenen animalischen Heilstoffe als bloße medizinische Curiosa ansehen, oder sie einer Aufnahme in der Praxis würdigen will, muß ich natürlich ganz dem freien Ermessen meiner sachkundigen Herren Kollegen anheim stellen. Zum leichtern Eingeben der Heilmittel bediene ich mich dreierlei Arten.

Erste Art. Das unmittelbare Einnehmen der Gfenz, Tinctur oder syrupartigen spiritusösen Zucker- und Arzneiverreibung, die tropfenweise auf Zucker genommen werden. Auf diese Art kann man nicht nur kleinen Kindern, sondern auch Irtsinnigen die Arznei beibringen, ohne daß sie auch nur die geringste Ahnung haben, daß es ein Medicament ist.

Zweite Art. Das Eingeben der mit der gehörigen Quantität Zucker abgeriebenen Arznei in Pulverform. Diese Methode ist vorzüglich in Indien gäng und gebe, wo die Hindus und die Sikhs aus Europäer- Händen keinerlei Art von Flüssigkeit zu genießen pflegen.

Dritte Art. Diese ist die expeditiv, wobei die Arzneien in Pastillenform verabreicht werden. Auch diese gebe ich auf doppelte Weise zubereitet. Entweder ist die Arznei dem Teige der Pastillen beigemischt, oder es werden die schon fertigen nur äußerlich mit der Gfenz oder syrupartigen spiritusösen Zucker- und Arzneiverreibung angefeuchtet, und dann getrocknet. Beide Zubereitungsweisen sind gleich wirksam. Wenn man die Medizinal-Pastillen längere Zeit aufbewahren will, gebe ich jener Bereitungsweise den Vorzug, bei welcher das Heilmittel dem Teige beigemischt ist, während die letztere mit dem äußerlichen Ueberzuge eine leichtere und geschwindere Manipulation erlaubt. Bei jeder Verreibung pflege ich dem zu verreibenden Körper etwas rectificirten Spiritus zuzusetzen, theils um dem Veräulen vorzubeugen, theils um diejenigen Theile, die sich durch Spiritus leichter auflösen lassen als durch Wasser, wozu besonders die resinösen Substanzen gehören, zu solviren, theils endlich, um das schnellere Trocknen der Medicamente zu fördern.

Obige einfache Pastillen verfertige ich aus weißem Rohrzucker mit einer hinlänglichen Quantität Krafftmehlbreies, woraus dann vermittelst einer Pillenmaschine, die nur zu diesem Zwecke bestimmt ist, Pastillen geformt werden, jede zu 1 Gran. Die Pastillen erhält man, wenn man z. B. für eine Pillenmaschine, worin 30 Stück Pillen auf Einmal gemacht werden können, eine halbe Drachme von der Masse nimmt, sie zu einem Cylinder zusammen rollt, und diesen Cylinder vermittelst der Maschine geradezu durch Niederdruck zerschneidet, ohne die abgeschnittenen Partikel zu rollen, wobei

ſie rund würden, wie die Pillen, während ſie auf dieſe Art eine längliche Form, gleich aufgeſchwellenen Reiskörnern bekommen, die man dann bedeckt in der freien Luft trocknen und zum Gebrauche aufbewahren kann. Ich gebe dieſer länglichen Paſtillenform den Vorzug, weil ſie für die Patienten mehr Bequemlichkeit darbietet, indem ſolche Paſtillen nicht ſo leicht als die gewöhnlichen runden Pillen unter den Händen wegtrollen, wiewohl die letztern ihrer runden Form wegen zu dem Hinabſchlingen geeigneter ſind, während die länglichen nur wie Trochiſken ſo lange auf der Zunge gehalten werden, bis ſie zergehen.

Die Verreibung der Arzneikörper anbelangend, glaube ich hier die gewiß nicht überflüſſige Bemerkung beifügen zu ſollen, daß die Friſt, binnen welcher ſolche effectuirt wird, ſich mindestens auf $\frac{1}{4}$ Stunde bis längſtens 1 volle Stunde zu beſchränken braucht, je nachdem die Subſtanz, welche verrieben werden muß, weicher oder härter iſt.

Das beſte Behülfel zum Verreiben und Verdünnen der Arzneien iſt unſtreitig der vegetabiliſche Zucker. Ich ziehe dieſen ohne Bedenken dem animalischen vor, theils ſeiner vorherrſchenden Süßigkeit halber, mittelſt deren man auch Kindern die Medizin mit Leichtigkeit beibringt, theils auch wegen ſeinen beſondern Eigenſchaften; denn es iſt allbekannt, daß durch ihn das baldige Verderben der Medicinen verhindert wird. Durch ſeine Süßigkeit ſchützt er die Mittel vor baldiger Zerſetzung und man hat nicht im Geringſten die Wirkung fremdartiger Theilchen, wie z. B. der animalischen Kohle, die zu deſſen Reinigung verwendet wird, zu befürchten.

Am leichtesten verderben die thieriſchen Stoffe. Dieſen folgen die vegetabiliſchen. Am wenigſten jedoch ſind die mineraliſchen dem Alles zerſtörenden Zahne der Zeit unterworfen.

Um der Wirkungen der Heilmittel ſicher zu ſein, ſollte freilich ein jeder Arzt ſich dieſelben entweder ſelbſt bereiten, oder ſie wenigſtens in ſeiner Gegenwart anfertigen laſſen, weil ſo unendlich viel auf die Genauigkeit bei der Zubereitung derſelben ankommt. Um nur, außer den gewöhnlichen Fehlern, die ſo häufig, ohne daß man es will, in den Apotheken unterlaufen, eines einzigen Umſtandes zu erwähnen, will ich bloß die vielen und mancherlei Surrogate in Erinnerung bringen, womit man in dieſen Krankenſtücken ſo freigebig zu ſein pflegt. Wie oft hat man mir aus den Bazaren alte, verdorbene und wirkungsloſe Spezereien gebracht, die man, wenn man kein genauer Kenner davon iſt, als gute anwendet und ſich hinterher in der ſichern Erwartung deſſen, was ſie leiſten ſollen, getäuſcht findet. Die Spezereihändler aus Lahore beziehen ihre Spezereien aus Amritſir, einer noch blühendern Stadt als Lahore, wo der Handel en gros getrieben wird.

Zur Bereitung der Arzeneien meide man die Verwendung metallener Gefäße, indem die Wirkungen der Heilmittel bekanntlich durch fremdartige Gerüche und Farben alterirt werden. Zur Anfertigung der Zuckerpastillen bediente ich mich früher einer großen hölzernen Reibschale mit einem hölzernen Pistill. Zur Verreibung der Arzneistoffe mit Zucker kann man sich steinerner, gläserner oder porzellanener Reibschalen bedienen.

Als Beispiele mögen nachfolgende drei Formen der verschiedenen Bereitungsarten der Mittel ihren Platz finden.

I. *Rp.* Magnes. carb. Part. $\frac{1}{2}$ — Part. j.

Sacchari albi Part. iij.

Pult. amyli q. s.

ut f. l. a. massa, ex qua form. pastilli Gr. j.

II. *Rp.* Fab. St. Ign. Part. $\frac{1}{2}$ — Part. j.

Sacchari albi Part. xvij.

Pult. amyli q. s.

ut f. l. a. massa, ex qua form. pastilli Gr. j.

III. *Rp.* Gossyp. fulm. Gr. ij. — Gr. jv.

Sacchari albi Gr. Lxxij.

Pult. amyli q. s.

ut f. l. a. massa, ex qua form. pastilli C.

oder:

Man vertheile 1 — 2 Grane Schießbaumwolle, die man mittelst eines Scherchens in einer Porzellantasse so fein als möglich zerschnitten hat, mit einigen Tropfen rectificirten Spiritus angefeuchtet, worunter 10 Gran zerstoßenen Zuckers gemischt sind, $\frac{1}{4}$ Stunde lang, löse das Zerriebene dann mit 1 Drachme Spiritus auf, und thue in die dadurch erzeugte spirituöse, syrupartige Flüssigkeit 50 von den getrockneten Zuckerpastillen, die man mittelst des Herumrührens mit einem heinernen Löffelchen allmählig verdichtet, und in einem Schächtelchen zu künftigen Gebrauche aufbewahrt.

Bezüglich auf die zu verabreichende Dosis von jedem dieser Mittel ist 1 Stück auf einmal genug, der Patient mag nun ein erwachsener starker Mann oder auch nur ein schwacher Säugling sein; denn die Arznei soll ja nicht mechanisch auf den Körper, sondern spezifisch auf die Krankheit wirken. Die Gaben lasse ich jedoch nach Beschaffenheit der Umstände entweder seltener oder öfter wiederholen, und wenn in dringenden Fällen nicht alsobald eine Besserung eintritt, so kann man, von der Ansicht ausgehend, daß man nicht auf das rechte Mittel gerathen sei, zu wechseln anfangen und damit so lange fortfahren, bis man auf das Wahre gekommen ist, in welchem Falle die Wirkung gewiß nicht lange auf sich wird warten lassen. Dabei hat man den

Vorthail, daß solche Dosen, wenn sie am ungehörigen Orte gegeben werden, wenigstens nicht schaden können. In acuten Krankheiten kann man $\frac{1}{4}$ stündige bis 1 stündige Gaben verabreichen. In weniger dringenden Fällen sind 4 Gaben täglich hinlänglich. In chronischen Krankheiten hingegen kann man eine solche Pastille des Tages Einmal, früh Morgens bei nüchternem Magen oder auch zweimal, früh und Abends vor dem Schlafengehen, auf die Zunge nehmen und darauf zergehen lassen. Säuglingen kann man sie in Pulverform beibringen. Die Medizin in Wasser oder Milch aufgelöst einzugeben, halte ich für minder passend; jedoch pflege ich in solchen Fällen, wo die Zunge trocken und Mangel an Speichelabsonderung vorhanden ist, etwas Wasser nachtrinken zu lassen.

Was die eigentliche Lebensweise, die Diät, anbelangt, so bin ich in dieser Beziehung durchaus nicht so ängstlich streng wie andere Aerzte, und mache nur in dem Falle eine Ausnahme von der Regel, wo der Magen offenbar selbst das leidende oder das in's Mitleid gezogene Organ ist. Ich lasse in chronischen Krankheiten alles dasjenige, woran man gewöhnt ist und was einem wohlbekommt, mäßig genießen. Gewiß kennt ein Jeder seinen Magen und seine Natur am besten. Man sei im gesunden oder im kranken Zustande, so muß man jederzeit dasjenige vermeiden, was man als nicht zuträglich befunden hat; am Meisten gilt jedoch diese Regel für Kranke. Bei acuten Krankheiten hingegen, wo gewöhnlich auch die Gslust fehlt, müssen, wenn ja einiger Appetit sich einstellt, nur leicht verdauliche und flüssige Speisen genossen werden. Man zwinge aber durchaus Niemanden, und schon gar einen Kranken nicht, gegen seinen Appetit zu essen, in der irrigen Meinung, ihn zu stärken; denn man stärkt auf solche Art nicht den Kranken, sondern die Krankheit. Vor Hunger stirbt nicht leicht ein Mensch, wohl aber oft in Folge einer Ueberfüllung mit Nahrungsmitteln. Die beste diätische Regel ist unstreitig: Man esse, wenn man Hunger, und trinke, wenn man Durst empfindet; auch esse man nur das, was mundet. Sogar Thee und Kaffee kann bei mäßigem Genuße durchaus nicht nachtheilig werden, wenn man von jeher sich daran gewöhnt hat; *consuetudo enim altera natura*. Ein Gleiches gilt auch von dem jetzt allgemein üblichen Tabakrauchen. So ist ebenfalls ein gut ausgegornes gewöhnliches Bier für Gesunde sowohl als für Kranke nichts weniger als schädlich, was jedoch von anderen verführten Biergattungen nicht behauptet werden kann. Dasselbe kann auch von den Weinen gesagt werden. Denn ein echter, unverfälschter, guter Wein ist, wenn man nicht damit Mißbrauch treibt, als ein herzstärkendes Getränk Jedermann anzupfehlen, vorzüglich schwächlichen Personen. Was schließlich die starken spirituellen Getränke betrifft, so will ich hier unverhohlen das Geständniß ablegen, daß ich ihnen durchaus nicht hold bin, weil ich von deren Genuß so unend-

lich viel Nachtheiliges gesehen habe und noch täglich sehe, so daß ich wahrlich das Sprichwort für erprobt halte, es gebe mehr Leute, die in der Branntweinflasche, als im Meere ihren Tod finden. Wenn irgendwo solche starke geistige Getränke, wie der Rum, der Arrak, der Dschin u. s. w. Verbeerungen anrichten, so ist dieses im heißen Hindustan vorzugsweise der Fall, wo leider die meisten englischen Soldaten und sogar auch manche ihrer gebildeteren Offiziere sich in dem Genuße solcher Spirituosen übernehmen und dadurch ein frühzeitiges Grab bereiten.

Um in den heißen Tagen auf eine angenehme Weise den Durst zu stillen, kann ich Mehreres anrathen, wessen ich mich in Lahore selbst bediente, und wobei ich mich stets wohlbefunden habe.

Erstens: Sodawasser, vorzüglich mit Eis oder Salpeter abgekühlt, mit etwas gutem Wein vermischt. Freilich nur ein Getränk für Wohlhabendere!

Zweitens: Entweder Limonade, oder Mandelmilch, oder Orgeade oder Syrup, der theils vom Saft der Frucht der *Graevia asiatica*, theils von Essig mit ein wenig Krausemünze zubereitet wird, wovon man dann etwas mit kaltem Wasser gemischt trinkt. Wohlhabendere versetzen solcherlei noch mit Bedemuschk (*Aqua florum salicis aegyptiacae*), ein in Indien sehr beliebtes kühlendes Mittel.

Drittens: Frische Buttermilch oder auch nur Milch und Wasser. Frische Sauermilch, mit etwas Salz versetzt, und mit kaltem Wasser gemischt ist ebenfalls ein wohlschmeckendes, kühlendes und höchst gesundes Getränk, das die Einwohner Indiens im Sommer besonders lieben, und welches mir ebenfalls jederzeit gut bekam.

Viertens: Ingwerbier, Milchpunsch und der bei den Bewohnern Indiens fast zum Bedürfnisse gewordene Hanfstrauttrank mit schwarzem Pfeffer, Milch oder aber statt deren mit den kühlenden Sämereien von Gurken, Kürbissen, Melonen u. s. w. versetzt und durch Zuckerbeisatz für den Geschmack angenehmer gemacht. Jedoch möchte ich den öftern Gebrauch des Hanfstrauttrankes, wegen seiner narkotischen Wirkung, nicht zu sehr anempfehlen, um so mehr jedoch die aus den angeführten kühlenden Sämereien bereiteten Erfrischungen. Außerdem verdient auch der früher erwähnte Saft vom *Cocus*-baume, wo er zu haben ist, recht früh getrunken, als eines der angenehmsten und kühlendsten Mittel unbedingtes Lob. Den Rum liebe ich nur im Punsch, so wie den Arrak mit Wasser verdünnt als Groc.

Die Recepte des Ingwerbieres und des Milchpunches werden meine geneigten Leser bereits in der Erzählung meiner Erlebnisse gefunden haben.

Nicht immer ist jedoch kaltes Getränk dasjenige, was den Durst löschet;

zuweilen erreicht man mit einer Tasse Thee oder Milchkaffee den nämlichen Zweck.

Welchen ungemeinen Nutzen ein kaltes Bad im Sommer in Indien hat, läßt sich kaum mit Worten schildern. Ich wenigstens habe während der Dauer der 5 heißen Sommermonate, die mit Anfang Aprils beginnen und bis Ende August währen, stets die größte Erquickung gefunden, wenn ich meine ermatteten Glieder durch Sturzbäder erfrischen konnte, deren ich 2 — 4 in 24 Stunden, zuweilen sogar auch in heißen, schlaflos zugebrachten Nächten gebrauchte. Man wird dieß begreiflich finden, wenn man nebst der alles versengenden Sonnenhitze zu dieser Zeit auch noch alle andern Ungemächlichkeiten eines indischen Sommers in Erwägung zieht. Hierzu rechne ich vorzüglich die höchst lästigen Staubstürme, die im Pendschab, wenn die zur Hälfte Juni fast regelmäßig eintretende Regenzeit zuweilen später kommt oder manchmal auch gar nicht erscheinen will, täglich mehrere Male und zwar oft ganz unversehends sich eintreffen, wo es in einzelnen Fällen bei hellem Tage so finster wird, daß man weniger als bei dunkler Nachtzeit zu sehen im Stande ist. Eine zweite üble Bescherung ist im Sommer der 6 Wochen lang dauernde heiße Wind, Uros oder Samum genannt, während dessen Wehen die Bewohner Indiens hinter den Tatti's (aus den zarten, wohlriechenden Wurzeln des *Andropogon muraticum* verfertigten Matten), welche Tag und Nacht hindurch mit Wasser begossen werden, im Kühlen zu sitzen oder auch nur unter großen Panka's (Windfächern) sich aufzuhalten pflegen.

Die Sturzbäder, von denen ich so häufig Gebrauch machte, bestanden darin, daß ich ein Maschl (Ziegenhautschlauch) mit frischem Brunnenwasser füllte und mir über den Kopf gießen ließ.

Außer der Reinigung und Abkühlung des Körpers überhaupt, welche die kalten Sturzbäder gewähren, haben sie den günstigsten Einfluß sogar auf die entferntesten Körpertheile, die mit dem Hautsysteme in Verbindung stehen, namentlich auf die Nerven. Selbst Lungen, Magen, Nieren u. s. w. werden dadurch in regere Thätigkeit gesetzt und darin erhalten. Man bedenke jedoch, daß Hitze und Kälte nur nach und nach gewechselt werden dürfen. Aus diesem Grunde muß man sich hüten, kalt zu baden, wenn man sehr erhitzt oder gar in Schweiß ist — ein Fall, der in dem heißen Indien wahrlich nicht zu den seltenen gehört. Eben so soll man auch im Winter nicht plötzlich aus der heißen Badstube in die Kälte oder freie Luft heraustreten. Die Eingebornen, die Anhänger des Islam sowohl als auch jene des Brama, stecken so zu sagen immer im Wasser, Männer wie Weiber, und das im Winter nicht minder als im Sommer, im Ravi, im Ganges, an den Brünnen und zu Hause. Sie leben sehr einfach, und erfreuen sich dabei der besten Gesund-

heit. Ihr Lieblingsgetränk ist der Gurscherbet (mit rohem Zucker versüßtes Wasser). Vorzüglich förderlich für sie ist auch die tägliche gymnastische Uebung der Muskelkräfte, ferner das Tschapi und Mutimarna (sich klopfen- und kneipen lassen), was den Umlauf der Säfte befördert, und vornehmlich bei ermüdeten Gliedern wohl thut. Die Eingebornen Indiens haben ihre eigenen Arten, sich die Zähne zu reinigen. Die Sihls und die Hindus in Lahore heißen diese Operation, die sie täglich einmal in der Frühe bei ihrem Baden und Beten verrichten, Darter. Sie verwenden dazu Zweige von verschiedenen Bäumen, z. B. junge Weidenzweige, als Zahnbürsten. Die Moslim hingegen nennen sie Musfat, und gebrauchen dazu die jungen Zweige der *Salvadora indica*, mit denen sie sich wie mit einer Zahnbürste die Zähne und das Zahnfleisch abreiben. Meiner Ansicht nach verdienen diese Arten von Natur-Zahnbürsten vor jenen der Europäer mit ihren mancherlei gekünstelten Zahnpulvern den Vorzug; denn es sind einfache, größtentheils abstringirende Substanzen, die zu gleicher Zeit stärkend auf den Magen einwirken, indem gewöhnlich mit guten Zähnen auch ein guter Magen verbunden ist. Deswegen wird man bei den Eingebornen nur höchst selten die Mundfäule finden. Freilich mögen auch ihre einfachen Speisen und das Klima Hindustans viel dazu beitragen.

Um in dieser hygiänischen Digression, die zwar auch einige ethnographische Bemerkungen enthält, nicht weiter zu gehen, verweise ich meine geehrten Leser, welche sich über die hier berührten Gegenstände eines Nähern belehren wollen, auf ein im Jahre 1847 in Quedlinburg und Leipzig bei Ernst schon in zweiter Auflage erschienenenes vortreffliches Werkchen von Scholand, unter dem Titel: *Naturgemäße Gesundheitslehre für Jedermann u. s. w.* Da ich nicht voraussetzen kann, daß Jeder, der dieses liest, im Besitze der genannten Schrift sich befindet, so will ich hier als Schlußstein ein Gedicht daraus anführen, in welchem die ärztlichen Vorschriften zu einem frohen und langen Leben in recht artigen Reimen, wenn auch gerade nicht mit poetischem Schwunge, vorgetragen sind. Der Verfasser desselben ist der am Ende des 17. Jahrhunderts geborne bekannte Doctor Triller, der Dichter des vor einer Reihe von Decennien hoch geschätzten epischen Gedichtes: *Der sächsische Prinzenraub*.

Wohl Mancher dürfte darnach fragen,
 Ob ich auch etwas beigetragen,
 Weil sich mein Alter so erhöht,
 Daß es auf höchste r Staffel steht?
 Nun diesen will ich kurz berichten,
 Wie ich dabei mich vorgeh'n,
 Und was nach Arzt- und Menschenpflichten
 Bisher von mir, mit Ruß', gesch'h'n.

Gott zwar verlängert unser Leben,
 Allein der Mensch muß auch daneben
 Von seiner Seite sich bemühen,
 Den Lebenspfaden lang zu ziehn.
 Er muß in die Natur nicht stürmen,
 Als wäre sie von Stahl und Stein;
 Vielmehr mit Sorgfalt sie beschirmen,
 Und ihr getreuer Beistand sein.

Dieß hab' ich an mir selbst erfahren,
 Dieß brachte mich zu vielen Jahren,
 Reist Gottes wunderbarer Günst;
 Als Arzt gebraucht' ich keiner Kunst,
 Ein hohes Alter zu erlangen. —
 Gemüthsruh' nur, so wie Diät,
 Nacht', daß die Uhr stets recht gegangen
 Und noch bis dato richtig geht.

Man hüte sich, will man gedeihen,
 Doch ja vor vielen Arzeneien;
 Sie schwächen und zerstören nur
 Gar oft die Ordnung der Natur.
 Soll ich daher ein Mittel sagen,
 Das sicher und doch wohlfeil sei? —
 Hier ist es: Bei gesunden Tagen
 Wird nichts zur besten Arznei.

Durch Pillen, Pulver, Trank und Säfte
 Schwächt ein Gesunder seine Kräfte,
 Weil solche Mittel nur allein
 Im Nothfall Kranken dienlich sein.

Wer nun mit vielen Arzneien
Den Leib zur Apotheke macht,
Der muß hernach zu spät bereuen,
Daß er zu früh sich — umgebracht.

Die Frühlings- und Verwahrungskuren
Entkräften öfters die Naturen
Und bringen wenig Nutzen ein,
Zumal, wenn sie zu heftig sein.
Das Aderlassen und Purgiren
Ist aus Gewohnheit, wie man pflegt,
Wie bei Gesunden einzuführen,
Weil es die Kräfte niederschlägt.

Wer denkt, sein Alter hoch zu bringen,
Der halte Maß in allen Dingen.
„In Essen, Schlafen, Liebe, Wein
Und Arbeit muß man mäßig sein.“
So hat Hippokrates geschrieben,
Und die Erfahrung macht es wahr;
Er selber suchte es auszuüben
Und lebte hundert und neun Jahr.

Man muß nicht Nacht zu Tage machen,
Noch, wenn es Schlafenszeit ist, wachen,
Zumal wenn man dabei viel sitzt
Und sich durch stark Getränk erhitzt.
Gewiß, die späten Abendeschmäuse,
Die überall fast allgemein,
Beschleunigen die letzte Reise,
Und bringen selten Nutzen ein.

Viel' pflegen sich, dem Tod zum Besten,
Fast wie ein Opferrthier zu mästen,
Und unterbrechen vor der Zeit
Den Lebenslauf durch Ueppigkeit.
Ihr später Tisch steht oft voll Braten,
Pasteten, Kuchenwerk und Wein,
Damit sie früh ins Grab gerathen
Und bald der Würmer Speise sein.

Soll eine Lampe lange brennen,
 Ist ihr nur mäßig Del zu gönnen,
 Weil sie durch dessen Ueberfluß
 Sonst allzu früh erlöschen muß.
 So ist es fast auf gleiche Weise
 Mit unserm Leibe auch bewandt,
 Reicht man ihm zu viel Trank und Speise,
 Hat dessen Docht bald ausgebrannt.

Das Wasser, wenig Wein darunter (1. Tim. 5, 23.),
 Macht das Gemüthe frisch und munter
 Und das Geblüte dünn und leicht,
 Daß frei es durch die Adern streicht.
 Es stärkt und reizet auch den Magen,
 Daß die Verdauung bald geschieht;
 Von anderm Vorthail nichts zu sagen,
 Den dieß Getränk oft nach sich zieht.

Will Jemand bald ins Grab versinken,
 Der darf nur etwas Kaltes trinken,
 Wenn er vorher sich stark erhitzt,
 Daß er am ganzen Leibe schwitzt.
 Alsdann wird er geschwind verschwinden,
 Und wenn er nicht gleich niederfällt,
 Führt ein verzehrend langes Leiden
 Ihn dennoch aus der lieben Welt.

Vor Allem laßt uns nun erwägen,
 Wie viel uns an der Luft gelegen,
 Ja, wie sie unentbehrlich sei
 Und Allen Lebenskraft verleiht:
 Was steht und geht, was schwimmt und schwebet,
 Was in der Erde Gründen schleicht,
 Dieß Alles wird durch sie belebet,
 Daß es nicht vor der Zeit erbleicht.

Sie ist ein Balsam für das Leben,
 Der ihm stets frische Kräfte geben,
 Erhalten und vermehren kann,
 Und stehet billig obenan.

Die also sich der Luft entziehen,
 Zumal bei schöner Frühlingszeit,
 Die suchen selbst ihr Glück zu fliehen,
 Das ihnen Gott so reichlich heut.

Drum soll man die Bewegung lieben
 Und in der freien Luft sich üben;
 Durch Fahren, Reiten oder Gehn
 Kann für den Leib viel Ruß entstehen,
 Die Glieder werden mehr gestärket,
 Die Nerven besser ausgestreckt,
 Die Lust zum Essen mehr bemerkt,
 Und Reigung auch zum Schlaf erweckt.

Der Zugluft such' man auszuweichen,
 Daß sie die Glieder nicht bestreichen,
 Noch auf den Nacken stoßen kann:
 Sie richtet oft viel Unheil an.
 Die Nerven werden stark beschweret,
 Daß meist ein strenger Schmerz entsteht,
 Der Jahr und Tag, ja länger, währet,
 Eh' er nach langer Kur vergeht.

Nichts wirkt auf die Gesundheit schlimmer,
 Als ein zu stark geheiztes Zimmer;
 Boraus wenn man beim Ofen sitzt
 Und durch Getränk sich mehr erhitzt.
 Weil Hauptschmerz, Ohnmacht, Angst und Reuchen
 Nur von der heißen Luft entstehen,
 So säume man nicht, zu entweichen
 Und in die kühle Luft zu gehn.

Das Waschen ist nicht zu vergessen,
 Des Morgens früh und nach dem Essen
 Wird solches bei Gesicht und Hand
 Mit großem Nutzen angewandt,
 Indem es reinigt, stärkt und kühlet.
 Der Mund sei auch zu gleicher Zeit
 Mit frischem Wasser ausgespület,
 Zum Dienst und Zweck der Reinlichkeit.

Auch Bäder soll man öfters brauchen,
 Doch, daß sie nicht, zu heißig, rauchen;
 Man glaubt nicht, wie ein passend Bad
 Oft mancher Krankheit Einhalt that.
 Hier können Perser, Sarazenen
 Und andre Völker Zeuge sein;
 Weil sie sich jung ans Bad gewöhnen,
 Sind sie meist frei von Gicht und Stein.

Man soll, voraus in Sommertagen,
 Auch öfters frische Wäsche tragen;
 Hingegen wenn man sich erhitzt,
 So, daß man auch schon wirklich schwitzt,
 Sie an den Körper kalt nicht bringen;
 Sonst bleibt die Regel allgemein:
 Die Reinlichkeit in allen Dingen,
 Kann der Gesundheit dienlich sein.

Das Flußbad, nebst dem Gliederreiben,
 Ruß auch nicht gänzlich unterbleiben,
 Denn es erleichtert Haupt und Brust,
 Und macht zu sanftem Schläfe Lust.
 Es kann die schwachen Glieder stärken,
 Erwärmet, lindert und zertheilt,
 Und läßt sonst noch mehr Kräfte merken,
 Wodurch es manche Krankheit heilt.

Diät, Diät, vor allen Dingen
 Kann hier sehr großen Nutzen bringen,
 Daß man, nächst Gott, gesund und leicht,
 Des Alters höchstes Ziel erreicht,
 Gleich wie ich oben schon erwiesen;
 Doch dieser Sache höchster Werth,
 Den man noch nie genug gepriesen,
 Verdient, daß man ihn oft erklärt.

Man richte noch auf andre Stücke,
 Gemüth und Leib, stets seine Blicke,
 Weil sie des weisen Schöpfers Hand
 Zusammen allzu fest verband.

Den Leib muß man nur mäßig speisen,
 Damit er gleiche Kraft behält,
 Und das Gemüth zur Ruh' verwelsen,
 Auf daß es nicht zum Nachtheil fällt.

Die dieses nun zu Herzen fassen,
 Die können spät die Welt verlassen,
 Gebrauchen auch die Aerzte nicht,
 Noch einen andern Unterricht.
 Sie müssen diese beiden Sachen,
 Gemüthsruh nämlich und Diät,
 Zur täglichen Gewohnheit machen,
 So wird ihr Lebensziel erhöht.
